Friedrich Anton von Schönholz

Traditionen

zur Charakteristik Österreichs

Eingeleitet und erläutert von

Gustav Gugitz

Zweiter Band

München bei Georg Müller

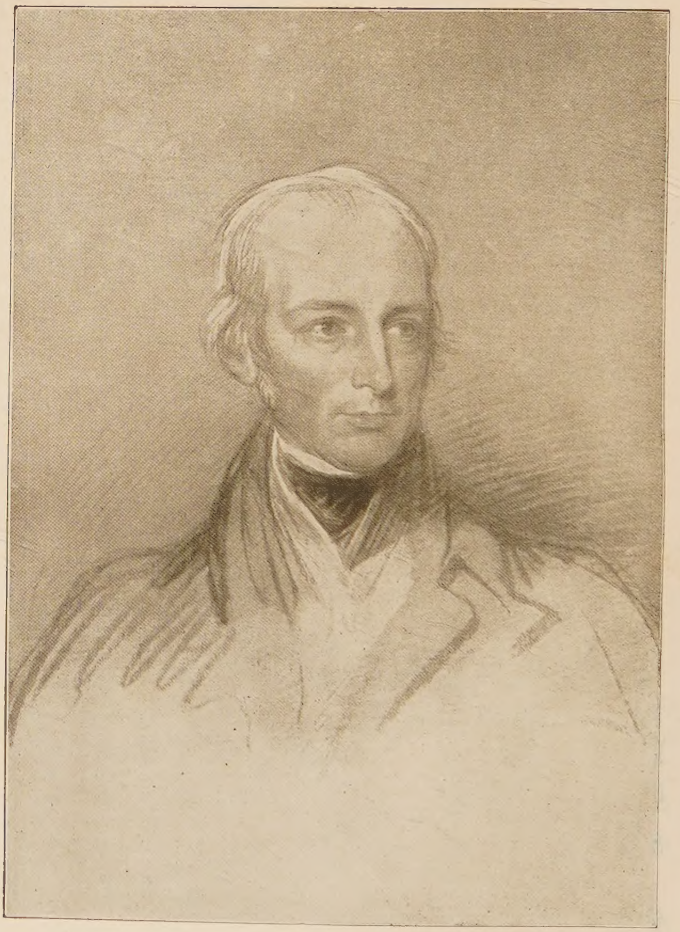
Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich IV
(Unter der Leitung von Gustav Gugitz)
Friedrich Anton v. Schönholz, Traditionen II

2 vols
(fifteen)
£15-
ge

Alle Rechte (einschließlich der Übersetzung) vorbehalten. — Nachdruck der Originale nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/tradition0000frie



Franz I
(Nach einer Skizze von Thom. Lawrence)

Friedrich Anton von Schönholz

Traditionen

zur

Charakteristik Österreichs

seines

Staats- und Volkslebens unter Franz I.

Pour nous soulager de l'histoire
il nous faut de contes

Eingeleitet und erläutert

von

Gustav Gugitz

Zweiter Band

Mit 22 Bildern zum Teil nach unveröffentlichten Originalen

1914

München bei Georg Müller

Siebenter Abschnitt

1. Zur Philosophie der Kriegführung. — 2. Untersuchungen an der Kehrseite der österreichischen Soldaten. — 3. Zustände im Rücken der Armee. — 4. Anti-Lazarus.

Seit Ninias die stehenden Heere erfand und Sigoves[1]) das erste Zeichen der Völkerwanderung gab, haben Zivilisation und Barbarei wechselseitig in drei großen Phasen die Kriegführung entwickelt und jedesmal mit Anwendung der größten Streitmassen auf die Veränderung der politischen Oberfläche der Welt abgeschlossen. Es fand dann jedesmal eine Rückwirkung statt: auf die Kriegführung, sobald diese den Gipfelpunkt ihrer riesenhaften Ausbildung erreicht hatte und überschlug; auf die Kultur, indem diese zurück-, oder in andere Bahnen hineingeworfen wurde. Die Epoche von 1812 bis 1815 enthielt die Bedeutung eines solchen Abschlusses, wo die Kraft eines überreizten Kulturvolkes im Massenkrieg auf die Veränderung der Weltgestalt ausging und durch Übertreibung dieser Kriegsform auf den Gipfelpunkt seiner politischen Größe überschlagend, das Völkerleben auf bis dahin ganz unbekannte Pfade lenkte. Seitdem zählt Europa seine Streitkräfte nicht mehr nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden, und

1) Sigoves, König der Bituriger, führte 588 vor Christus eine Kolonie außer Gallien und ließ sich in den Hercynischen Wäldern nieder.

hat diese Massen so organisiert, daß sie mit der rasch zunehmenden Bevölkerung fortwährend anschwellen müssen. Mit der wachsenden Intelligenz vervollkommnet sich auch fortwährend die Kriegskunst; und in dem Maße, als sich diese vervollkommnet, vervielfältigen sich mit dem steigenden Nationalreichtum auch die Rüstungsmittel. Es liegt auf der Hand, daß dieses abermals auf einen näheren oder entfernteren Gipfelpunkt losgeht. — Auf der andern Seite indes gehen die großen Leidenschaften, welche seit Kain die Geschicke der Menschheit durch die Faust entschieden haben, bei den materiellen Interessen zu Gaste; Eitelkeit, Ehrgeiz, Ländergier, nebst dem ganzen langen Kortege der anderen sogenannten Staatsideale, betteln vor der Türe, wo Damokles-Industrie bei Tafel sitzt, und lassen sich mit Abhub abspeisen. Das Zeitalter Saturns scheint in einer nur etwas komplizierteren Gestalt wiederkehren zu wollen. Der Kriegsdämon hat seine sieben Schwerter der Menschheit zu Füßen gelegt: daraus entstanden Eisenbahnen; aus den Eisenbahnen sind Fuchseisen geworden, darin der Zeitgeist und die Tatenlust bei ihren Schätzen festsitzen, wie Mars bei Frau Venus im Vulkansnetze. Das längste Maschinenpapier ist schon nicht mehr lang genug, um alle unermeßlichen Verluste darauf zu schreiben, welche beim ersten scharfen Schuß den betriebsamen und besitzlustigen Weltteil heimsuchen würden. — So knechtet die Statistik das Zeitalter, das Haben, das Sein; hoch über allen Göttern und Götzen der Gesellschaft thronen in unantastbarer Majestät die Zahlen, auf beiden Seiten — dort in den Kriegsregistern, hier in der Volkswirtschaft — riesenhaft und drohend emporschwebend. Gleich Goethes Zauberlehrling muß die Politik den beherten Eimer zutragen lassen. Après nous le déluge!

Wenn — mit Erlaubnis der Physik — die Kannen-

gießerei der Geschichte sich ebenfalls auf Hypothesen einlassen darf, so läßt sich annehmen, daß in den nächstkommenden tausend, hundert oder fünfzig Jahren abermals drei Phasen der Kriegführung mit dem Versuch, die politische Oberfläche oder die soziale Einrichtung des Weltteils zu verändern, abschließen werden. Wer endlich die größten Haufen auf den Kampfplatz werfen kann, muß Sieger bleiben. Zunächst überschlägt sich abermals die Schnellkraft eines überreizten Kulturvolks, nachdem es die Streitmassen der Hand entrissen, welche bis dahin geschickt war, diese als bloße Zahlenargumente in den Kriegsregistern festzuhalten. Die Gegner sind wohlgerüstet; es stehen Massen den Massen gegenüber im regulären Gefecht, daher keine erheblichen Resultate für die Umbildung der Weltgestalt, allein empfindliche Affektion der materiellen Interessen. Hierauf erhebt sich neben den in den Registern wieder aufgespeicherten Heerzahlen und den bedrohteren, weil schon geschwächten, Zahlen der Nationalwirtschaften eine dritte Potenz im Pauperismus, oder wie man sonst die Massen der Besitz- und Betriebslosen nennen will, welche dann auf die Umbildung der Gesellschaft auszugehen alle Ursache haben werden. Regelloser, vandalischer Kampf, dessen günstigster Ausgang: status quo der politischen Oberfläche, indes jedenfalls Untergang wesentlicher Kulturmomente, Veränderung der Sozialität und Verwilderung der Völker. Dann ist Europa angelangt, wo Gurowsky[1]) und Konsorten es eigentlich haben wollen. Riesenhafte Ausbildung der Kriegführung eines von jener dritten Potenz unerschütterten Kulturvolkes, überschwellend im Fanatismus einer

1) Adam Graf Gurowsky, geb. 1805, polnischer Emigrant von 1831, Publizist für russischen Panslawismus; er bewegte sich stets in Gegensätzen, einmal Demagog, dann wieder Aristokrat. Nach 1848 begab er sich nach Amerika, wo er 1866 starb.

eingebildeten Mission, gestützt auf zahllose Barbarenschwärme, blinden Gehorsam, Einheit des Willens. Diesseits dagegen demokratische Entzweiung, Herrschaft der Individualität, Zersplitterung im Egoismus — Ende oder Anfang, der Himmel mag wissen, welcher? Kultur.

Weil nun ein Dritteil Europas diesen Geschichtsgang anstrebt, zwei Dritteile ihm entgegen sind, hat die Majorität das sinnreiche Hilfsmittel ergriffen, den Massenkrieg auf dem Papier zu etablieren, um mit den schreckhaften Streiterzahlen die Theorie des ewigen Friedens zu unterstützen. Vor der Hand, kommt es mit der Kriegsgefahr hoch, wird man mit Zahlen kämpfen und anstatt den Zwiespalt der Staaten mit den blutigen Würfeln des Krieges auszulosen, ihn durch ein Exempel der Wahrscheinlichkeitsrechnung entscheiden. Betrachtet man genau, wohin es die innere Ausbildung des Kriegswesens aller europäischen Großmächte gebracht hat, wie Terrain, Operationslinien, Befestigungen, Übergangspunkte, Angriffsweisen, Schlachtordnung, Zahl der Toten und Kosten gegenseitig eingesehen und sich mitgeteilt, logisch vorausbestimmt, gezeichnet und ausgerechnet in den Mappen der Generalstäbe aufbewahrt werden, und welche Macht die Dialektik der materiellen Interessen erlangt hat, so ist unverkennbar, daß die nächsten Feldzüge geführt werden müssen, wie man Musterpartien auf dem Schachbrett spielt. Für das Genie wird es aber wenig Spielraum geben: die Proportionen müssen entscheiden. — Dahin sind wir seit 1815 gekommen und die Zukunft kann nur lehren, wohin die progressive Natur dieses Verhältnisses führt.

Dergleichen Spekulationen beunruhigten mich damals nicht, als ich an der Seite des k. k. Oberfeldkriegskommissärs N.[1]) in einer mit dem goldenen Doppeladler gezierten

1) Es handelt sich um den Oberkriegskommissär Josef von Neuwirth,

Staatschaise den böhmischen Wäldern und Feldern zueilte, um an der Wiege des Feldzuges die Massen ordnen zu helfen, welche das Gleichgewicht Europas herstellen sollten. Alle Straßen waren mit Fuhrwerk und Mannschaft bedeckt; überall Zutun und Tätigkeit, Einheit und Zweckmäßigkeit in den Anordnungen, zwar wenig Begeisterung, aber ein freudiger Eifer. N. schien dieses Urteil nicht zu teilen. Er war Staatsdiener in ganzer Bedeutung des Wortes, liebenswürdig, mit hellem Verstand begabt, rechtlich bis in die Fingerspitzen. Er gab sich den öffentlichen Interessen mit Leidenschaft wie einer Geliebten hin, hatte reiche Erfahrungen gesammelt und wußte, wie Dienstgeschäfte betrieben werden. Wenn ich die Ordnung bewunderte, mit welcher das Getümmel ineinandergriff und sich abwickelte, sagte er: „Sie werden das noch kennen lernen." Bald auch fiel es mir auf, daß, wo wir hinkamen, die Leute sich hinter den Ohren kratzten und den Krieg nicht als Mittel zum dauernden Frieden, sondern überhaupt nur als ein periodisch wiederkehrendes Übel auffaßten. In Flugschriften und Zeitungen nahm sich das anders aus. Es geht einem bei solchen Gelegenheiten wie auf Reisen beim Anblick der Städte, welche man bis dahin aus Abbildungen gekannt

der dies allerdings erst 1814 wurde. Wir finden ihn laut Armeeschematismus von 1803—1805 in Wien als Kriegskommissär, von 1806—1814 in derselben Eigenschaft in Prag, 1815 als Oberkriegskommissär in Lemberg, 1816—1844 in derselben Eigenschaft in Prag. 1846 wurde er pensioniert und erhielt den Leopoldsorden. Sein Tod erfolgte (laut Kanzlei des Leopoldsordens) am 28. März 1850. Im fraglichen Jahre 1813 war er Feldkriegskommissär im ökonomischen Departement bei Respizierungen in Böhmen, was sich mit den Aussagen von Schönholz so ziemlich deckt. Oberfeldkriegskommissär wurde er allerdings erst im Jahre 1814, selbstverständlich hat ihn Schönholz erst später kennen gelernt, als er (vgl. die Einleitung) Fourier beim Prager Invalidenhaus war, vielleicht um 1820.

hat. Wenn ich dergleichen äußerte, lächelte N. und hob, vor sich hinsehend, „laut zu denken" an. — Von der Menge darf man wohl niemals verlangen, äußerte er sich, daß sie ohne äußere, handgreifliche Veranlassung, ohne dringende Nötigung das Leben bloß als Mittel zu höheren Zwecken ansehen, sich kraft der Vernunft zur Idee sittlicher Freiheit erheben soll. Von Menschen sorgfältiger Erziehung, reiferer Bildung würde, in Lagen wie die gegenwärtige, sich allenfalls erwarten lassen, daß sie Gut und Blut ohne Hintergedanken dem allgemeinen Besten zum Opfer brächten, wenn, Besitz und Leben für die höchsten Güter zu achten, die Beweggründe nicht so nahe, und zwar in die menschliche Natur selbst gelegt wären. Ein Volk müßte sehr elend geworden sein, wenn ihm das Leben wenig gelten sollte, oder es müßte ein weniger behäbiges Temperament haben als unsere Deutschen, weniger moralische Trägheit als unsere böhmischen Leute. Überhaupt scheint mir die Todesverachtung in keinem Volke, welches die Güter der Zivilisation schätzen gelernt hat, den hohen Tenor zu halten, wie er der immer etwas dichterischen Publizistik im Ohre klingt. Der Despotie ist dieser Umstand vielfach von Nutzen gewesen; andererseits trägt er dazu bei, daß die Aufwiegler sich so häufig in ihren Erwartungen getäuscht sehen. Die große Mehrzahl beherrscht der Grundsatz, daß „Ein Sperling in der Tasche besser ist, als zehn auf dem Dache". Eitle Träumerei, die Massen für Ideen begeistern zu wollen! Aber der trägste Volksgeist läßt sich leicht exaltieren, wenn es sich um greifbare Realitäten, um eine Schmälerung oder Erweiterung seiner sinnlichen Güter handelt. Nun ergeht in Kriegszeiten an den geringen Mann zunächst die Zumutung, sich seines Besitzes, seiner Genüsse teilweise zu begeben; und hierin wird man ihn in der Regel bereitwillig finden. Die letzten zehn Jahre haben uns dafür den

umfassendsten, rührendsten Beweis geliefert. Geld und Gut ist jeden Augenblick wieder zu haben, auch vermittelt die Gewohnheitspflicht der Steuerleistung den Begriff seiner Aufopferung; die Sicherheit des Herdes ist außerordentlich bedroht, man muß daher auch außerordentlich steuern. Dann werden viele vom allgemeinen Beispiel auf die Höhe der Verhältnisse fortgerissen und im Rohesten endlich schlummert der Genius der Vaterlandsliebe und stößt, von Stürmen aufgeregt, mit dem Fittich an Gefühle, die, an sich vielleicht von geringem sittlichen Wert, ansehnliche Wirkungen hervorbringen. — Als Frankreich aus der Revolution heraus auf die Schlachtfelder trat, hatte langes Elend und der tägliche Anblick bürgerlicher Vernichtung den Wert des Lebens tief herabgedrückt; bald machte das Waffenglück die Ruhmgier zur Leidenschaft, die Todesverachtung zum Dogma, und alles taumelte zu den Fahnen. Das dauerte eben nur, bis die bürgerlichen Verhältnisse sich wieder befestigt, der Besitz sich unter die Massen verteilt hatte. Als nun das Leben wieder Wert gewann, tönte allenthalben der Konskription Wehklage entgegen und der für glänzende Abenteuer leicht gewonnene Franzose griff aus Liebe zum Leben zur Selbstverstümmelung, aus Anhänglichkeit an Heimat und Familie zum Selbstmord. Auf wie viel mehr Hindernisse, Ausflüchte, Gleichgültigkeit muß die Konskription bei unsern Völkern stoßen, die weder von sozialer Zerrüttung, noch bürgerlichem Elend betroffen, noch von einer den einzelnen unmittelbar drückenden Schmach oder Lebensgefahr bedroht, glücklich und ihrer Ansicht nach frei leben und den Krieg nur von seiner abschreckendsten Seite kennen? — So mein Vorgesetzter. Er beleuchtete die eine Seite der Sache und überließ mir, die anderen selbst aufzufinden. Da glaubte ich allmählich überzeugt werden zu müssen, daß die Schwierigkeiten, welche sich den weitgrei-

fenden Aushebungen in den Weg stellten, zum guten Teil in dem Rekrutierungssystem ihren Grund hätten; daß die Geschäftsbestimmungen das Verfahren zu gedehnt und übermäßig gegliedert und dadurch den Umtrieben der Beteiligten, der Willkür oder Nachlässigkeit der Angestellten, besonders des geringer besoldeten Personals, zu viele Spielräume gegeben hätten. Rekrutenhandel und Unterschleif mit Menschen schien an der Tagesordnung, sobald man tiefer blickte. Unentwirrbare Intrigen umspannen die Kommissäre; bis so ein militärscheuer Rekrut vom Dorfrichter an das Kreisamt und von da durch die ferneren Stadien der Aushebung an das Depot abgeliefert werden konnte, war er gewiß unterwegs einige Male durch die weiten Maschen des Fangnetzes durchgefallen, und nicht wenige schlüpften für immer durch. Und diese Ärzte, oder was sich damals so nannte! Erst gab der Zivilarzt falsches Zeugnis, dann wurde die Kommission abermals durch ihre eigenen medizinischen Werkzeuge getäuscht. Und diese Schreiber! Es ging so weit, daß man Tauf-, Trau- und Totenscheinen nicht glauben durfte und Leute sich als Invaliden legitimierten, welche niemals gedient hatten. Das beste Mittel blieb: Jeden ohne weiteres unter den Train zu stecken; da hatte doch der Geringste Ehrgeiz genug, nicht „Packknecht" werden zu wollen. —

Wenn man die Leute betrachtete, welche das System hier zum Kriegsverbrauch auserlas, da war kaum dem Zehnten der Soldatengeist auf die Stirne geschrieben; spaßhaft die Ausflüchte und Selbstanklagen, womit die Ängstlichsten sich retten wollten. Der konnte einen Finger, jener die ganze Hand nicht brauchen; ein anderer berief sich auf seine Zahnlücken oder sein kurzes Gesicht. Väter und Mütter, Schwestern und Muhmen erschöpften ihren Witz, um den Kommissären die allerlei Gesundheitsmängel, die gei-

stige Unfähigkeit des Gestellten einzureden; kaum ertönte aber das Verdikt: „tauglich befunden", oder „zum Fuhrwesen", bemühten sie sich, das Gegenteil, die hohen Tugenden, das schöne Gemüt des unter die „Holzmütze" Gesteckten hervorzuheben. Dem Feldwebel glitten dabei einige Zwanziger in den Tschako mit der Bitte um „gute Behandlung" und vom Sohn und Bruder schied der Schwarm wehklagender Weiber unter Erteilung von Diätvorschriften, die Männer mit guten Ratschlägen und dem Refrain: „leb' wohl und führ' dich gut auf!" Sieht man den Burschen jetzt geduckt dastehen, sich mit dem Ärmel die nassen Augen streifend, das verdutzte Gesicht, wenn der Kalfaktor ihm die Haare verschneidet, so möchte man verzweifeln, daß dieses Geschöpf jemals das Herz findet, eine Lerche zu spießen. Die Not aber macht erfinderisch, unvermeidlichen Geschicken den Stachel zu nehmen und die dazu erforderlichen Eigenschaften in der Seele aufzubieten. In wenigen Tagen macht des Rekruten Lustigkeit schon den Korporalen zu schaffen; endlich kommt, worauf die Kriegszucht gestellt ist, die Furcht und macht aus dem verzagtesten Wicht gar einen Helden.

Ein Vergleich des preußischen und französischen Systems hat unlängst einen geistreichen Mann zu dem Ausspruch veranlaßt, das jenes „militärischer", dieses „kriegerischer" ausbilde. Ähnliches läßt sich vom österreichischen im Vergleich mit dem preußischen sagen: es bildet soldatischer. Eingestandenermaßen macht im preußischen Heer die Landwehr die Kerntruppe aus; die Garden der Linie sind ebenfalls nur Novizen, wie Cäsars legio alauda 1) sich bloß durch Helmbüsche unterscheidend. Den Begriff von Kerntruppen, auf welche Napoleon mit Recht einen hohen Ak-

1) Wie bei den Galliern, aus welchen sie gebildet war, die Schopflerche hieß (Note d. Verf.).

zent legte, scheint die neueste Kriegskunst überhaupt fallen lassen zu wollen; in der Tat besitzen solche nur die Russen und wir. Unsere Grenadiere zeichnen sich nicht bloß durch Bärenmützen und stärkere Leiber, sondern auch durch intellektuelle Eigenschaften und den eigentümlichen esprit du corps aus, der nur durch längere Dienstzeit erworben und nicht andressiert wird. Es sind Triarier im vollen Sinn des Wortes. Da im Fußvolk der Schwerpunkt der Streitmacht, so haben wir den Mangel einer Cavalerie d'Elite nicht zu beklagen. Das angeborene Talent unserer Völker für den Kriegsdienst zu Pferde und die dauernde Übung lassen, genau betrachtet, auch an unserer sämtlichen Reiterei alle wahren Vorzüge von „Garden" erkennen. Ein großer Vorzug unseres Heeres besteht auch darin, daß die Waffengattungen angemessen auf die verschiedenen Nationalcharakter verteilt sind. Könnte auch die Dienstzeit etwas abgekürzt werden, so darf man doch nicht übersehen, daß das System unbedingt allgemeiner Militärpflicht und die zweijährige Dienstzeit den bürgerlichen Verhältnissen andere, nicht minder schroffe Seiten und Härten darbietet und der Soldat, wenn er sein soll, was er vorstellt, erst warm werden muß, um Form anzunehmen, dann Zeit haben muß, darin abzukühlen und zu erhärten 1). Im allgemeinen ist Preußens System dort dem Volkscharakter und der Staatslage so angemessen, wie unseres es diesseits ist: die Macht der Dinge hat jeder der fünf Großmächte das für ihre geographische und politische Lage beste System angewiesen,

1) Aus guten, nicht bloß äußerlichen Gründen stellte ein englischer Feldherr die „old, brown, weather-stained austrians" den Scholaren jenes „thourough-systems" gegenüber, dessen Zweckmäßigkeit, wie die so mancher seit 1814 erwachsenen Institution, erst, wenn dieselben Gefahren in veränderter Zeit wiederkehren, sich beweisen muß (Note d. Verf.).

wenn auch keines untadelhaft oder im Vergleich mit den anderen das „beste" ist. Um was wir Preußens Heerwesen beneiden mögen, beschränkt sich auf das wohlgeordnete Fachwerk, die mit der Zivilverwaltung parallel laufenden, kurzen Fäden der Militäradministration, welche alles nach Zahl und Zeit klar und bündig in eine Hand gibt und blitzschnell in Bewegung setzen läßt. Bei uns ist das mehr musivisch als organisch geordnet; die Sachen laufen durch zu viele Hände, sind zu abhängig von persönlichem Dafürhalten und oft diametral widerstrebenden Ansichten. Wenn es auf Bewegung größtmöglicher Massen ankommt, wird Preußen im Felde stehen, wenn wir rüsten. Der Billigdenkende wird sich jedoch sagen müssen, daß eben das, was am preußischen System das Nachahmungswerte, für uns das Unnachahmbare ist, und aus Gründen der Staatsklugheit allein schon aufgegeben werden müßte. Abgesehen von allem, was dagegen spricht und sich in unseren Zuständen dagegen sträubt, würde bei der prinzipiellen Verwendung der Truppen weit ab von ihren Werbebezirken, dem Unstäten der Standquartiere, eine zwei- oder dreijährige Dienstzeit eine Völkerwanderung ohne Ende veranlassen.

Da alles in allem gerechnet damals eine halbe Million Menschen auf dem Kriegsfuß wandeln sollte, erforderte es sicherlich ungemeine Tätigkeit, durchgreifende Umsicht, ohne schreiende Härte die Einheiten zu dieser Summe aufzusammeln. Die Bevölkerung der ganzen Monarchie betrug achtzehn Millionen, Ungarns Kontingent kaum ein Prozent seiner Einwohnerzahl. Die Aufgabe war kolossal und ihre Behandlung konnte sich des Mikrologischen nicht wohl entschlagen. Einerseits mußten die Sachen über das Knie gebrochen, andererseits auf Nebendinge größtes Gewicht gelegt werden. Dazu die delikaten Rücksichten: Adel, Theologie, einziger Sohn, Geschäftsvorstand, Vater von sound-

soviel Kindern, unentbehrlicher Privatdiener usw., alles sehr doppeldeutige, weitgreifende Ausnahmen. Obendrein viererlei Rekrutierungsweisen: Kantonpflicht, Landwehrstellung, Werbung, Rearbitrierung. Diese betraf nämlich die Einberufung und Wiedertauglichbefindung der mit Invaliditätszeugnissen Entlassenen zum „Sanitäts-", Garnisons-, Magazin-, Hospitaldienst. Et hinc illae lacrimae! Menschen, welche längst, allen militärischen Beziehungen entfremdet, in bürgerliche, zum Teil sehr vorteilhafte Stellungen sich geschwungen hatten, sollten diesen plötzlich entrissen und nach Maßgabe ihrer früheren Qualifikation — z. B. ein Gastwirt, Landwirt, Industrieller, Privatsekretär usw. als Gemeiner eines Sanitätsbataillons, Feldzeugamtshandlanger, Magazindiener, Krankenwärter usw. — untergebracht werden; ein Donnerschlag, der nach dieser Seite der Rekrutierung eine Strömung verursachte, welche vorzüglich vielen Goldsand mit sich führte. In solchen Zeiten reicht ein Übelstand dem andern die Hand; der Krieg ist einmal ein Übel und wird niemals in Glacéhandschuhen behandelt werden können. Es kam nämlich noch hinzu, daß, weil die Armee und Landwehr fast sämtliche honette Persönlichkeiten verschlang, für die Anstellungen in ihrem Rükken meist Mittelgut und noch minderes aufgerafft und dem Nepotismus und dergleichen Einflüssen ein weites Feld eröffnet werden mußte. So kamen Leute zu administrativen Wirkungskreisen, welche man gegenwärtig unter Kuratel stellen oder sogleich Landes verweisen würde; damals verschwanden sie in den Kriegswolken. Dieses von der Not gebotene Einmischen böser — oder auch nur mittelmäßiger — Säfte hat in der amtlichen Sphäre lange nachgekränkelt, und jetzt noch — diesseits wie im übrigen Deutschland — zeigt das Regiminalangesicht einige solcher Pockennarben.

Einer der ersten Besuche unserer Rundreise betraf die Kanzlei einer Landwehrstation, wo Regellosigkeiten vorgekommen waren. Ein Fourier entfernte sich, den Hauptmann von Löwen .....1), der hier befahl, herbeizurufen; kehrte zurück und meldete: dieser würde sogleich kommen. N. musterte unterdes die Schreibereien, blätterte in den

1) Es kann sich wohl nur um einen gewissen Johann Chiolich von Löwensberg handeln, der allerdings 1810 als Major vom 2. Grenzinfanterieregiment in Pension ging, also nicht Hauptmann in der fraglichen Zeit und eigentlich schon pensioniert war. Wahrscheinlich wurde er aber zur Zeit der Befreiungskriege wieder vorübergehend zum Dienst herangezogen. Wir fanden sonst nur einen Josef Ritter von Löwenfeld, geb. um 1769 zu Napagedl, der aber als Hauptmann nur im Grenzkordon stand und nicht bei den „Grenzern" war, daher auch nicht von seinen Erlebnissen mit Czerny Georg erzählen konnte. Johann Chiolich von Löwensberg dagegen, geb. um 1756 in Zengg (Littorale), da die Akten des Kriegsarchives im Jahre 1807 sein Alter mit 51 Jahren angeben, katholisch, 1807 ledig, wurde am 1. November 1772 als Regimentskadett beim Oguliner Regiment assentiert, kam am 23. März 1773 mittels Konvention als Unterleutnant zum Ogulinerregiment, avancierte am 30. April 1785 zum Oberleutnant beim Ottochaner Regiment, am 7. Oktober 1788 zum Kapitänleutnant und wurde am 1. Mai 1793 wirklicher Hauptmann beim Wurmser Freikorps. Am 1. Sept. 1801 wurde er zum Ottochaner Regiment transferiert und ging am 1. April 1810 als Major in Pension. Sein Tod erfolgte am 17. Aug. 1839 (Nach Akten im Kriegsarchiv zu Wien). In seiner Eigenschaft als Offizier der Grenzer konnte er wohl viel von dem berühmten Czerny erzählen hören.

Listen, und da Herr v. L. noch immer nicht erschien, fragte er nachdrücklicher, was diesen denn eigentlich abhielte? Der Fourier wies zum Fenster hinaus auf eine hagere, sonnenverbrannte Gestalt, welche jenseits vor dem Gasthofe auf der Bank saß, aus einem ungeheueren, blendend weißen Meerschaumpfeifenkopf Rauch und Feuer blasend — dies sei der „Herr Hauptmann". N. besann sich keinen Augenblick, trat ans Fenster und rief: ob es denn noch nicht gefällig wäre? Die Gestalt nickte, warf die Asche aus dem Vulkan, schritt herüber: „Er habe gedacht, der Herr Oberfeldkriegskommissär würden auch ohne ihn fertig werden; neue Meerschaumköpfe müsse man stets auf den Grund rauchen, sonst setzten sie „Bärte" an. Übrigens sei alles in Ordnung." In der Tat fand es sich so, bis auf einen gewissen Duschek, welcher des andern Tages hundert Stockprügel erhalten sollte, wozu wir eingeladen wurden. N. dankte, meinte aber: daß ich mir die Sache einmal ansehen könnte. Den Hauptmann bat er abends zu Tische. — Dieser wunderliche Knasterbart hatte früher bei den „Grenzern" gestanden und wußte mancherlei über Czerny Georg 1) und die serbischen Verhältnisse. General S—n, Kommandierenden in Kroatien 2), war kürzlich der Prozeß gemacht wor-

1) Czerny Georg — sein wahrer Name ist Georg Petrowitsch —, serbischer General, geb. im J. 1770, ermordet am 27. Juli 1817 (s. Ottinger, Moniteur).

2) Das kann nur Josef Anton Baron Simbschen sein, der bis 1810 kommandierender General in Slavonien und Syrmien (nicht Kroatien) war. Die Namen der anderen kommandierenden Generäle in Kroatien und Slavonien (laut Militärschematismus) stimmen mit S — n nicht überein. Simbschen, k. k. Feldzeugmeister und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, geb. 1746 und am 14. Januar 1820 in Wien gestorben, war ein verdienter General, der sich im Türkenkriege, in den Koalitionskriegen und besonders in der Schlacht von Caldiero auszeichnete. Im Novemb. 1810 bat er um seine Versetzung in den Ruhestand. — In der Tat hatte Czerny aus Österreich unter

den auf Reklamation der Pforte, welche den Insurgenten kaiserliche Kanonen abgenommen. S. sollte sie diesen abgelassen haben, wie unser Hauptmann meinte, aber mit Wissen der Regierung, die nun den General desavouieren müßte. So viel ist gewiß: S. wurde kassiert und schleppte sich noch lange als Einsiedler im Wiener Gewühl umher, ein Gegenstand des öffentlichen Mitleids. Wer, aus so hoher Stellung in so demütigende Lage geraten, dazu die Stirne findet, muß ein sehr keusches Bewußtsein haben oder — stumpfsinnig sein. Der Hauptmann beklagte ihn nicht, nur sich, daß er infolge der Abtretung Illyriens an Frankreich um seinen Posten gekommen; denn „da unten" gäb' es noch unverdorbene Menschen und lohnenden Wirkungskreis. Dort sei er Vater gewesen, hier müsse er Profoß sein — „eine Sakerlotsarbeit mit dem Böhmakenvolk! Aber lauft's diesmal glücklich ab und kriegt der Kerl —

anderen aus den fürstlich Auerspergischen Gußwerken zu Hof 30 Stück eiserne Kanonen, Munition und Waffen im J. 1806 bezogen (vgl. Polizeiakten im Minist. d. Innern Nr. 1012 ex 1806) und es wurden ihm fortwährend Waffen aus Österreich, respektive Ungarn zugeschmuggelt, wobei ihm sein eigener Bruder in Pest behilflich war. Der Grund zu Simbschens Pensionierung scheint aber in einer ganz anderen Angelegenheit bestanden zu haben. Soweit ich mich in dem Wust an Polizei-Akten über ihn (vgl. Nr. 515 ex 1810; Nr. 471 u. 700 ex 1811; Nr. 530 ex 1812) orientieren konnte, hatte er einen gewissen Miloje Petrovich an den Czerny voreilig ausgeliefert, der ihn sogleich erschießen ließ, außerdem scheint er nicht ein gefesteter Charakter für die orientalischen Verhältnisse in Slavonien gewesen zu sein. Ein Brief vom 25. Dez. 1810, der bei den Akten liegt, sagt u. a.: „Dieser Tage ist in Semlin eine Justizhofkommission von Wien hier eingetroffen, man sagt, um alle die Simbschenschen „Stückel" gerichtlich aufzunehmen, denn das war der zweite Basman Oglu, er hat sich wenigstens als Kommandierender eine halbe Million zusammengescharrt und von armen Kaufleuten erpreßt und dafür wurde er mit 4000 fl. pensioniert. Ist das nicht gut spekuliert?" — Weiteres Interesse verweisen wir auf die obigen Akten.

wie Blücher, nannte er Napoleon schlechtweg den „Kerl" – kriegt der Kerl Karabatsch, da hält mich kein Teufel: ich muß wieder hinab." – Auf Polen, wo er eben herkam, war er noch schlechter zu sprechen: „Meiner Treu! ich glaub', als der Satan unserm Herrn Jesus die Welt zum Präsent machen wollte, hat er Polen mit dem Schweif verdeckt." Bei dieser Gelegenheit kam eine Begebenheit zur Sprache, welche, es verhalte sich damit, wie es wolle, charakteristisch ist. Mit seinem Wirt zu einer vornehmen Hochzeit geladen, fand er in der Sakristei einer Landkirche eine zahlreiche und glänzende Versammlung Hochadeliger der Provinz. Die Damen nahmen die Estrade ein, in ihrer Mitte die Brautmutter, ihr zur Seite die Braut. Alles plaudert, scherzt, vertreibt sich heiter die Zeit, bis der Priester erscheint, den Ornat anlegt und hinaus in die Kirche tritt, um vor dem Altar im Gebet sich zu sammeln. Die Braut hüpft und tänzelt; küßt sich mit dem „Künftigen", scherzt mit Freunden und Freundinnen – als aber der Priester sich erhebt, in die Tür tritt und die Anwesenden auffordert, der heiligen Handlung beizuwohnen, stürzt sie plötzlich schreiend vor die Mutter hin auf das Knie und erhält von dieser – eine Ohrfeige! Sogleich sind alle wieder ganz guter Dinge, treten hinaus, die Trauung geht vor sich; der Rest des Tages, die Nacht wird getafelt, musiziert, getollt, getanzt; das junge Paar, die Eltern, die Verwandten schwelgen in Heiterkeit. Dem Hauptmann aber will jener Blitz aus heiterem Himmel gar nicht wieder aus dem Sinn. Endlich findet sich der Mann, der dieses „Symbol" deutet. Die römisch-katholische Kirche, sagt er, setzt in der Ehe ein freies Bündnis vor Gott geschlossen voraus: das sittliche Band ist ihr die Hauptsache, priesterlicher Segen und gesetzliche Formalitäten Zutaten; wie Gregor der Gr. meinte: „einige Zeremonien mehr können nicht schaden." Anderer-

seits gebieten bei uns die Verhältnisse, daß wir unsere Kinder gut verheiraten; die Kriege haben uns heruntergebracht, die Güter rentieren schlecht und sind verschuldet. Die Familien müssen also darauf bedacht sein, diese Übelstände durch Verbindungen auszugleichen, um das Vermögen des Adels und mit diesem sein Ansehen aufrecht zu erhalten. Auch sind wir gewohnt, Aufwand zu machen. Eine Ehe unter glänzenden Verhältnissen geschlossen, kann nach kurzer Zeit durch Verarmung dem Paare zur Hölle, ihren Standesgenossen zum Ärgernis werden, und ein Geschlecht dem Untergang überliefern, welches durch eine Scheidung und abermalige Heirat gerettet werden könnte. Sehen Sie: darauf ist die Ohrfeige berechnet. Ein Notar befindet sich unter den Zeugen; es wird ein Instrument errichtet, darin, angeblich wider Willen der Eltern, die Verwandten ihre Aussage deponieren: in ihrer Gegenwart sei das Mädchen von der Mutter durch Mißhandlungen zur Ehe gezwungen worden. Im Falle der Not ein erprobter Schlüssel zur Scheidung.

Am anderen Tag zur Paradezeit holte der Hauptmann mich ab, mir den Arm der strafenden Gerechtigkeit zu zeigen, wie er prügelt. Duschek, als Jäger desertiert, hatte seit längerer Zeit auf Grund falscher Urkunden die verschiedenen Rekrutierungsbehörden mystifiziert, war wiederholt bestraft, von einer der anderen zugeschickt worden und rühmte sich, nun binnen Jahresfrist tausend Stockstreiche ausgehalten zu haben. Er war einer jener Unverbesserlichen, für welche der Galgen die höchste Wohltat ist. — Im Hofraum des Monturdepots sollte die Exekution vollstreckt werden. Hier lag fußhoch Stroh für Lazarettbetten zum Trocknen ausgebreitet; inmitten dieser Halmenflut ragte die verhängnisvolle Bank; ein Kreis Wachen und Unteroffiziere umgab sie; der Auditeur und der Arzt standen neben ihr; als

der Hauptmann hinzutrat, gab der Profoß das Zeichen. Man brachte den Delinquenten in leinener Jacke und Hose; er grüßte und streckte sich mit einer gewissen Virtuosität auf die Bank hin. „Warum habt ihr eure Tuchhose nicht angezogen?" fragte der menschenfreundliche Chirurg. Jener: „Ah! das bin ich schon gewohnt." — Der Auditeur machte ihn mit der zuerkannten Strafe bekannt; die Korporale traten an. Zwei, einer hüben, einer drüben, alternierten im Aufzählen; nach je fünfundzwanzig Hieben traten andere ein. Bei jedem in drei Tempos geführten Streich verbogen sich die Haselstöcke: ein Pferd hätte drauf gehen müssen; Dusche k schien sich trefflich zu amüsieren. Er hatte Strohhalme aufgelesen, zerpflückte diese und legte sich für jeden empfangenen Hieb eine Marke an. Erst im letzten Viertel der als lebensbedrohend geltenden Strafe schien ihm das Leder warm zu werden; aber er blieb sich gleich. Die Korporale setzten aus. „Steh auf," sagte der Hauptmann, „du hast deine hundert." Der Schelm zeigte auf sein Strohregister: „er hätte erst neunundneunzig und keine Veranlassung, dem löblichen Kommando den hundertsten zu schenken." Zornrot wurde der Hauptmann: „Gebt ihm noch zehn auf meine Verantwortung!" Und er erhielt noch zehn, sprang von der Bank, bedankte sich vorschriftsmäßig für die Strafe und trug, ebenfalls nach Vorschrift, die Bank mit sich fort, als wäre er eben bloß frisiert worden. — „Wissen Sie, was der Mensch tut, sobald er los kommt?" sagte der Auditeur zum Hauptmann. — „Nun?" — „Er verklagt Sie." — „Bei wem?" — „Beim Generalkommando." — „Und?" — „Ei! das kann Ihnen schlecht bekommen." — „Ich bitt' Sie!" — „Nehmen Sie das nicht so leicht!" — „Na, wie denn? höchstens setzt's eine Nase, und bis diese an mich kommt; wo bin ich da, wo?" — Der Auditeur lächelte; dem Chi-

rurg aber rief der Haudegen im Abgehen zu: „Sorgen Sie mir für des Kerls H—!" Damit schloß dieser Akt der Gerechtigkeit.

Es wäre hier ein Wort „über Stockprügel" zu reden. Wen dies degoutiert, der überschlage gefälligst die nächsten Seiten. Vom Verdikt der öffentlichen Meinung abgesehen, haben in neuester Zeit zwei Autoritäten ihre ganz entgegengesetzten Ansichten darüber ausgesprochen: Wellington und Grolmann[1]), und beide haben recht behalten. In unserer Armee findet man beide vertreten, die des Engländers aber vorherrschen. Ob die bei uns übliche Form körperlicher Züchtigung als schlechthin entehrend zu bekämpfen sei, kann dahingestellt bleiben. Es kommt — so will mich bedünken — immer auf allseitiges Übereinkommen an, was einer Nation als Schimpf, was als Auszeichnung gelten soll. In der Tat kann wahre Ehre durch fünfzig aufgezählte Hiebe ebenso wenig verletzt werden, als durch vierzehntägige Einsperrung bei Wasser und Brot, durch Krummschließen ebenso wenig, als durch Sacktragen; nur die von konventionellen Zeichen abhängige Ehre kann es; diese aber läßt, unserer Vorstellung von der Sache nach, Spitzrute und Haselstock ebenso unangetastet, als in den Augen der Engländer die „Katze mit neun Schwänzen." — Bei dem Umstande, daß unsere Armee zugleich als Fontanell der Volkssittlichkeit dienen soll und bei den meist exzessiven Charakteren der Volksstämme, aus welchen sie sich zusammensetzt, werden scharfe und abschreckende Strafen unentbehrlich; das ist nicht zu leugnen. Daß die Stockprügel aber weder abschrekken, noch bessern, davon glaube ich vielfältig überzeugt worden zu sein; schon die häufigen Exzesse und Vergehen, noch mehr die vielen Rückfälligen, welche der Stock zu be-

1) Vielleicht Karl Wilh. Georg von Grolmann (1775—1829), preußisch. General, oder einer der Juristen Grolmann.

handeln bekommt, müßten dagegen sprechen. Der Schlendrian, der sich alles gern recht leicht macht und selten daran denkt, bessere, als die bisher erlangten Resultate zu erzielen, in seiner Beschränktheit auch nur den bereits durch alte Gewohnheit geprüften Mitteln vertraut, übersieht manches, was sogleich einleuchtet, wenn man Angelegenheiten der Sittlichkeit mit psychologischen Zangen anfaßt. Ich habe unzähligen Züchtigungen beigewohnt und jedesmal ihre Wirkungen zu erforschen gesucht, selten aber andere gefunden als Verstocktheit, Rachegefühl oder Stumpfsinn. Allerdings gibt es nicht viele Virtuosen wie unseren Duschek, und man muß, obgleich beschämt, gestehen, daß die Exekutionen, wo jeden Stockstreich Gebrüll und Jammer oder Gewinsel die schleichende Pein anzeigt, wo der Züchtling sich wie ein Wurm krümmt und wiederholt, von unerträglichem Schmerz gefoltert, von der Bank wirft, noch die erfreuliche Partie ausmachen; denn das Schlimmere sind die Kunstgriffe, die Verstellung, die simulierten Ohnmachten und Konvulsionen oder auch das im Verhältnis zur Zahl der Streiche übertriebene und für einen Soldaten wahrhaft kindische und skandalöse Geschrei; das schlimmste aber das stolze oder tückische Verbeißen der Qual, welches unvermeidliche Geschwüre in der Seele zurückläßt, Rachepläne erzeugt und in der Regel beim nächsten Stoß wild aufbricht.

Leichtsinn, Widerspruchsgeist, Hang zur Mauserei, Desertion liefern dem Stock und der Spitzenrute ihre Opfer. Slawen, Ungarn, Wlachen, Italiener bilden die Mehrzahl des Heeres, der Deutsche hat von diesen mehr oder weniger angenommen. Diese Volkscharaktere durchwogt eine lebhafte Einbildungskraft; auf der anderen Seite sind sie großer Energie fähig, wenn es auf Trotz, auf eine Passion ankommt. Sie sind nachtragend, unversöhnlich. Es ist

leicht einzusehen, zu welchen Zuchtmitteln sie hinneigen. Der Ungar, Kroate, Wlache, der es nicht für ehrlos erachtet, den „Bauern" — er nennt so alles, was nicht Soldat ist — zu bestehlen[1]), erträgt kein Schimpfwort. Er rächt es durch Fahrlässigkeit, stillen Groll, häufig durch Aufbrausen, selbst Mord. Die Prügel nimmt er zwar als allgemeine Wirkung des Gesetzes, körperlich hin, wie aber glaubt man, daß er sie in der Seele aufnimmt? — Einen Morlaken sah ich von der Bank auf den Hauptmann, der ihm die Strafe diktiert hatte, sich wie ein Tiger stürzen und diesem so mitspielen, daß er versetzt, der Züchtling aber erschossen werden mußte. Mit einer anderen Strafform würde

1) Ein spaßhaftes Beispiel erlebte ich einst an der Hernalser Linie (Barrière), als ich eines Sonntags meine Betrachtungen im Volksgewühl anstellte. Ein himmelhoher Grenadier, den Sturmhut quer in die Stirne gedrückt, stolzierte hinter einem Bürger her, der mit Familie und Bekannten im Strome trieb und aus dessen Rock hinten, sehr lockend, ein Pfeifenrohr mit silberner Kette schaute. Ohne im mindesten die Gravität seiner Haltung aufzugeben, zog der Prätorianer die Meerschaumpfeife aus des Philisters Tasche, besah ruhig und offen die Beute und steckte sie unter seine Uniform, als ob das alles seines Amtes wäre. Andere Bürger sahen es mit an, machten den Beraubten aufmerksam. Dieser schrie: „meine Pfeife! meine Pfeife!" und lief dem Grenadier nach, um den alsbald tausend Menschen einen Kreis schlossen. Aufrecht stand dieser, schaute stolz und drohend ringsum, griff in die Brust und reichte mit dem Ausdruck der äußersten Geringschätzung dem Mann die Pfeife hin, der sie sich nicht stehlen lassen wollte. Da dieser aber sich damit nicht zufrieden gab und räsonierte, erhob der Ungar die Hand und gab ihm eine Maulschelle. „Was?" schrie jetzt der Bürger, „schlagen! Na, das möcht' ich noch einmal sehen." Dabei erhob er, während Frau und Magd keiften, den Regenschirm. Und der Grenadier holte pathetisch aus und gab ihm noch eine Maulschelle. Die Umstehenden brachen in wieherndes Gelächter aus, gaben dem Sieger ehrerbietig Raum und ohne seine Haltung auch nur eine Sekunde verloren zu haben, setzte der Grenadier seinen stolzen Spaziergang fort (Note d. Verf.).

dieser Skandal vermieden worden sein; sie ist zu gemein, um Achtung vor dem Gesetze, also Demut und Ergebung in seinen Willen einzuflößen, was der Arrest bewirkt. — Ein Gemeiner von Deutschmeister Infanterie, ein verlorenes Wienerkind, erhält vom Hauptmann einen „Puff". In Gegenwart des Unteroffiziers äußert er später: „der Hauptmann sei ein Grobian." Das kommt dem Kompaniechef zu Ohren; der Soldat erhält jetzt Bataillonsstrafe: 50 Prügel. Als er von der Bank aufgestanden, sich bedankt hat, setzt er hinzu: „aber — der Herr Hauptmann bleibt doch ein Grobian." Hierauf kommt er wieder in Arrest und erhält noch eine stärkere Tracht Prügel, bis er das Maul hält. Wer erkennt hier nicht zwischen der Brutalität des Vergehens und dem Pöbelhaften der Züchtigung die intimste Wechselwirkung? — Nun, eine andere Seite.

General Baron v. B., der Sohn eines Bauers in Niederösterreich, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Bildung, hohe Sittlichkeit und Urbanität, erhielt das Kommando einer Grenadierbrigade, größtenteils aus Kroaten und Wlachen zusammengesetzt; Truppen, welche durch lässige Behandlung sichtlich verwildert waren. Um den stützigen Hochmut, der sich allenthalben hervortat, auf das richtige Maß des Veteranenstolzes zurückzuführen, hielt B. es für angemessen, die Bataillone täglichen Übungen auszusetzen, was den verwöhnten Offizieren eben so wenig als den Grenadieren selbst behagen wollte. Die einfachsten Evolutionen mißlangen. Von beiden Seiten nahm die Erbitterung zu, bis eines Tages, als ein Frontmarsch wiederholt geübt war und nun abermals, und zwar durch eine Regenlache hindurch fortgesetzt werden sollte, die Truppe wie verabredet an dieser Lache halt machte und sich weigerte, sie zu passieren. B. war gewandt genug, die Teilnahme der Offiziere an dieser schweren Insubordination vor der Hand zu ignorieren,

wandte sich daher bloß an die Mannschaft mit scharfen Drohungen, mischte jedoch, was sonst gar nicht in seiner Art lag, Schimpfwörter ein. Von diesem Tage an gingen die Uebungen besser von statten, B. ließ nun allmählich davon nach und glaubte, schon reüssiert zu haben, als die Zeit des im Feuer Exerzierens herangekommen war und bei der ersten Decharge des geschmähten Bataillons eine Kugel seinen Hut durchbohrte. Sogleich wurde die Übung eingestellt, eingerückt und die Musketenläufe untersucht. Man fand keine Spuren scharfer Schüsse, oder wollte sie nicht finden; überhaupt sind die Erkennungszeichen hier trügerisch und schwer zu bestimmen. Das Attentat wiederholte sich bei einem der nächsten Manövers; die Kugel streifte den Sattelbogen und die Umstände begünstigten diesmal die Entdeckung des Komplottes. Fünf Grenadiere hatten unter sich gelost, wer von ihnen den Schimpf blutig rächen sollte, das Los aber so gezogen, daß keiner wissen konnte, wem es die Tat übertrug, nachdem sie sich gegenseitig gelobt, darüber unter sich sowohl als im Entdeckungsfall vor dem Richter zu schweigen. Jeder hielt standhaft Wort, der Täter war nicht herauszufinden; alle fünf Meuterer liefen durch „die Gasse". — Diese Anekdote spricht eben so für die Notwendigkeit strenger Strafen, als gegen eine das Ehrgefühl des Soldaten verletzende Form derselben. Sind die Stockprügel jedenfalls empörend und zwecklos, so möchte das Gassenlaufen nicht durchaus entbehrlich sein; wobei man freilich eine Revision unseres Militär-Strafgesetzbuches voraussetzen muß. Ein Moment ist hiebei besonders zu beachten; nämlich: die Stockprügel erteilt der Korporal und gerät dadurch als sein nächster Vorgesetzter zum Soldaten in ein gehässiges Verhältnis; die Spitzrutenstrafe vollziehen an ihm die eigenen Kameraden und es ist dabei mehr oder weniger in ihre Hand gegeben, nachdem

sie ihn straffällig halten, die Züchtigung zu mäßigen oder zu erschweren. Man paßt ihnen zwar auf den Dienst, aber sie knicken mit dem Daumen die Gerte in der Hand um, so die Gewalt des scheinbar scharf geführten Streiches zu hemmen, oder wissen sich sonst zu helfen. Dagegen kann der Züchtling, der sich ein den guten Ruf der Truppe behelligendes Vergehen, oder Kasernendiebstahl, besonders wenn er das Eigentum des Kameraden betraf, zu Schulden kommen ließ, niemals auf Schonung rechnen. — Diese Strafform hat ihre Grausamkeiten, das ist nicht zu leugnen, gleichwohl erscheint sie bei weitem nicht so roh und brutal, als das Stockprügeln, bewahrt die martialische Haltung und ist von unzweifelhaft abschreckender Wirkung. Es käme nur darauf an, ihrer Anwendung die entsprechenden Beweggründe unterzulegen. Hier die Schilderung eines Spitzrutendramas, als Seitenstück jener an Duschek wahrgenommenen Operation.

Im Stockhause eines Husarenregiments harrten zwei abgeurteilte Verbrecher ihrer Strafe. Der eine hatte seinen Schlafgenossen um 7 Gulden bestohlen, welche dieser seit Jahren vom Sold sich abgekargt, im Strohsacke für den nahbevorstehenden Fall seiner Entlassung zur Wegzehrung aufbewahrte. Der andere hatte sich schwer vergangen an seinem Rittmeister, der, Deutscher, zu hoffärtig oder zu faul, die ungarische Sprache sich anzueignen, auch unfähig, den Nationalcharakter der ihm untergebenen Leute gehörig aufzufassen, ohnehin wenig beliebt, jenes Vergehen auf eine Weise provozierte, welche ihn fortan zum Greuel jedes echten Husaren machen mußte. Dem Ungarreiter ist sein Pferd sein Alles; er spricht und zankt mit ihm, küßt und zwackt es, hängt mit ganzer Seele daran; jede Untugend, jedes weiße Haar, jeder Schrick im Huf hat für ihn die größte Wichtigkeit; dieses Tier steht in der Reihe der Wesen

ihm höher als die brünstige Magd, von der er ausgezeichnet und nach Kräften beschenkt wird — nach Gott kommt ihm zunächst der Husar 1) und das Pferd; dann eine breite Kluft, jenseit welcher erst die übrige Welt anfängt. Von seinem Pferd sich trennen, erscheint ihm als größtes Übel; überdies gilt es ehrenhaft, ein und dasselbe Tier möglichst lange Zeit geritten und in gutem Stand erhalten zu haben; die Regierung erteilt Prämien dafür. Von Seiten der Vorgesetzten wird gegen diesen delikaten Umstand zuweilen hart verstoßen. Das Pferd kommt als Remonte jung und roh an den Husaren und gewinnt erst unter ihm allmählich Kraft, Gestalt, Vorzüge. Dann wird es Gegenstand von allerlei Intrigen: dieser Unteroffizier, jener Offizier sucht es beim Rittmeister dahin zu bringen, sein Chargenpferd dagegen zu tauschen, dem bei solcher Gelegenheit eine Menge mit der Stellung des Reiters unverträgliche Untugenden angedichtet werden. Oder es kommt ein Muttersöhnchen als Kadett zur Schwadron, man braucht für ihn ein erprobtes, frommes, geschultes Pferd, welches den Dienst besser versteht als der Neuling, den es tragen soll usw. — Dem Soldaten wird sein geliebtes Roß entrissen; er erhält dafür eine Mähre, oder es entgeht ihm die Ehre, die Prämie, jedenfalls hat er einen schweren Verlust erlitten, haßt das ihm aufgedrungene Tier und ist nun in Reih und Glied ein unzuverläßlicher Reiter, wenn er nicht zum Zorn, zur Wut oder Verzweiflung gereizt, sich ein schlimmeres Los bereitet hat. — Jener Abgeurteilte im Stockhause war durch die parteiische Laune des Rittmeisters so um sein Roß und

1) Das Wort Kattona, „Soldat," ist ihm widerwärtig; vitéz vagyok, „ich bin ein Held", ist die Antwort, wenn seinesgleichen nach seinem Stand frägt. Der Tschakobehang heißt im Ungarischen vitézkettös, „Heldenknoten," was den Ursprung dieser Zierde andeutet, und das Volk, woher sie stammt, charakterisiert (Note d. Verf.).

zum Exzeß gebracht worden und sollte nun an einem Tage mit dem Hausdieb durch hundert Mann Gassen laufen. Ich will hier die charakterisierenden Momente dieser Exekution ohne weiteren Kommentar hervorheben.

Die Trompete gibt das Signal zum Ausrücken; die Tore der Kaserne werden geschlossen, um den Zulauf der Neugierigen zu hindern; denn die kurzen, scharfen Trompetenstöße oder das monotone Trommelpochen, welche diese Exekution bei Reitern oder Fußvolk begleiten, sind dem Publikum nur zu wohlbekannt. — Im Kasernenhof stellt sich eine Abteilung des Regiments auf und bildet die Gasse, d. h. je fünfzig (nach Umständen mehr oder weniger) Mann stehen sich in zwei geschlossenen Reihen gegenüber; an beiden Enden schließen diese Gasse Unteroffiziere mit gezückten Säbeln; hinter diesen befindet sich auch ein Trompeter (oder Tambour). Hinter der Mannschaft verteilt stehen die Unteroffiziere und Chargen, alle zu Fuß bis auf den exekutionsführenden Offizier, der, hoch im Sattel, den Vorgang überwacht. Auditeur und Arzt sind anwesend. Jener macht den Züchtling mit der Größe der Strafe, dieser ihn damit bekannt, wie er sich dabei zu benehmen habe. „Er möge sich nicht verleiten lassen, die Gasse rasch auf und abzuschreiten oder gar zu laufen, um einigen Hieben zu entgehen; denn er würde bald ermatten, um den Atem gebracht, niederstürzen und doch keinen Hieb geschenkt bekommen.“ Unterdes sind die Gerten unter die aufgestellte Mannschaft verteilt worden (der Infanterist hält im linken Arm das Gewehr bei Fuß), der Profoß entblößt den Oberleib des Züchtlings, führt ihn an den Eingang der Gasse, diese öffnet sich, nimmt ihn auf; die Unteroffiziere schließen; die Mannschaft erhebt die Gerten, der Major gibt mit dem Degen das Zeichen, der Spielmann stößt ins Horn — der Delinquent beginnt den Dornenpfad zu wandeln. Sobald er die

Hälfte der Gassenlänge erreicht hat, übernimmt der andere Spielmann die schaurige Musik und so wechselt das vier-, acht-, zwölf-, sechzehnmal, jenachdem das Strafmaß. In der Regel erscheinen bald rote Schwielen auf dem Rücken, welche bei fortgesetzter Geißelung zu blauschwarzen Beulen werden, langdauernde und schmerzliche Nachkuren notwendig machen, daher es die Ärzte gern sehen, wenn die Hiebe, spitz fallend, das Blut hervorlocken. Dies ist das Allgemeine und Äußere der Sache.

Als bei jener Exekution die beiden Delinquenten auf dem Platze erschienen, konnte man sich den Vergleich mit den beiden Schächern nicht versagen. Der Widerspenstige, ein wohlgebildeter schlanker Mann, von edlen Gesichtszügen, weißer Haut, sah eben nicht mutig aus, indes gefaßt, entschlossen, das Unvermeidliche nach Kräften zu tragen. Der Dieb gehörte jener rohen, häßlichen Spielart des sehr gemischten ungarischen Menschenschlages an, in deren Gestalt und Mienen der tschudische 1) Charakter sich nicht verkennen läßt. Er hing kläglich den Kopf, stand gebeugt, mit kreideweißer Stülpnase im braunen Gesicht; sein Iltisauge schweifte scheu und unstet im Bereiche der furchtbaren Anstalten, glitt an der Mauer bis ans Dach empor, prallte am Himmel ab und senkte sich wieder — kurz: er geberdete sich ganz wie einer, der, seiner Niederträchtigkeit bewußt, in höchster Angst vor drohenden Schmerzen an den Wänden hinauflaufen möchte. Dieser auffallende Abstich und Gegensatz in der äußeren Erscheinung der Verbrecher war allerdings nur etwas Zufälliges; stellte man diese aber mit den Strafgründen zusammen, so konnte man keinen Augenblick in Zweifel darüber sein, daß die Doppelexekution zur Hälfte eine Ungerechtigkeit sein werde. Gewiß verlangten

1) Tschuden, allgemeiner Name der im russischen Reiche verbreiteten finnischen Völkerschaften.

nicht allein die verschiedene Natur der Verbrechen, sondern auch die ganz disparaten Persönlichkeiten eine sehr abweichende Behandlung. Das aber mußte sich jeder sagen, daß für den Schuft keine andere bekannte Strafform zweckmäßiger sein könnte, als die Geißelung und daß diese, wäre sie nicht vorhanden, für ähnliche Fälle erfunden werden müßte. — Die Offiziere selbst waren durchaus dieser Meinung, beklagten auch sämtlich den anderen, braven Husaren, dem das Kriegsgericht, meinten sie, nur darum die schärfere Züchtigung zuerkannt, weil in jüngster Zeit die Widersetzlichkeiten bedenklich überhand genommen hätten. Einen Vorzug erfuhr er mindestens: er kam zuerst heran. Ich beobachtete nun aufmerksam das Betragen der Exekutionsmannschaft und fand meine Erwartungen vollkommen bestätigt: als er in die Gasse trat, erblaßten die gebräunten Gesichter bis unter die steifgewichsten Bärte, Bestürzung und Widerwillen war auf allen zu lesen. Der Trompeter blies, der Delinquent begann zu schreiten, die Ruten schwenkten und tanzten sehr, aber augenscheinlich taten sie um so geringere Wirkung, wie auch die Korporale ermunterten und der Major, die Faust zorngeballt im Säbelgriff, die Gasse drohend umkreiste. In der Tat! diese Züchtigung erschien fast selbst wie ein strafbarer Exzeß. Ganz anders ward mir zumute, und auch den Husaren, als der Dieb eintrat. Rotbraun färbten sich die dunklen Gesichter, unter den schwarzen Bärten blitzten die weißen Zähne, leise fluchend bewegten sich die Lippen; die Gerten schwebten ruhiger, fuhren indes pfeifend in des Schuldigen Rücken, der bald, was bei jenem sich nicht ergab, mit dem bedenklichen Farbenspiel unterschwoll. — Die Delinquenten wurden abgeführt, die Mannschaft trat auseinander und sichtbar — man gestatte den Ausdruck — in feierlicher Stimmung.

Schlechte Individuen werden in Preußen aus der Armee,

bei uns hineingestoßen; dem britischen System ist der sittliche Mensch im Soldaten indifferent. Dieser ist in England Werkzeug des Staatszwecks, wie er in Rußland Leibeigener desselben ist. Im englischen Militär wird der Taugenichts bloß zugelassen, bei uns untergesteckt; in Rußland wird er dies ebenfalls, außer dem Taugenichts aber auch der Mißliebige. Das ist der Unterschied! Der Österreicher scheut — nicht das Kriegs-, wohl aber das Kasernenleben, die unbedingte Abhängigkeit der Person, das Schuhriegeln. Bürgerliche Freiheit steht ihm unendlich höher als politische. Daher bedroht und bestraft die Gemeinde gewisse Vergehungen, Liederlichkeit mit Einstellung in das Militär — das scheint nun gewissermaßen eine Deportation aus dem Nähr- in den Wehrstand; ein Eingeständnis: dieser sei ein Übel. Das Schlimmste, was der Vater dem ungeratenen Sohn prophezeihen kann, ist: er sähe ihn noch „in der weißen Jacke!" Das lautet sehr verächtlich; allein so ist's nicht gemeint. Österreich hat ein konzentrisches Streben; nicht wie Rußland, England, Frankreich die objektiv bestimmenden Prinzipe: Welthandel, Herrschaft zur See, Hegemonie usw. Es folgt lediglich der subjektiven Tendenz: rester soi même — es will auch das Höchste, aber das an sich Höchste als Staat: nämlich Person und als solche frei sein von fremden Einflüssen. Dabei wird es von seiner Lage, seinen Zuständen ebenso begünstigt, als Rußland und England von den Verhältnissen es für ihre exzentrischen Staatszwecke werden. Österreichs Heerwesen erhält so die wesentliche Bedeutung einer Schutzmacht, nicht sowohl nach außen als vielmehr für die gesetzliche Ordnung im Inneren, und in diesem Sinne wird es im gemeinen Leben auch aufgefaßt und hochgeachtet; wiewohl damit nicht gesagt sein soll, daß unser Volk gleichgültig gegen den Ruhm wäre, welcher von den kaiserlichen Fahnen weht. Denn erstens ist ihm das Heer

der rechte Arm des Kaisers und jeder Soldat im Dienst gewissermaßen der Schatten des Kaisers 1); dann aber ist das Heer auch ein Teil, eine besondere Tätigkeit in der Nation, eine Korporation, der man ihrer ritterlichen Natur und der Hingebung wegen, welche der Stand des Soldaten erfordert, gern jeden billigen Vorzug zugesteht. Allein Soldat sein, wie ehrenhaft es ihm dünkt, erscheint dem Bürger dennoch ein großes Opfer und er ist gern mit der Regierung einverstanden, daß dieses Opfer zunächst denjenigen abverlangt werde, welchen es ihrer Stellung und Bildung nach am wenigsten beschwerlich fällt. Darauf beruht unser Konskriptionssystem mit seinen mannigfaltigen Ausnahmen

1) Ich weiß mich noch der Zeit zu erinnern, wo jedermann vor einer Schildwache den Hut zog, ohne daß dies jemals geboten gewesen wäre. Es war dies nicht etwa Abgötterei vor einem Symbol der absoluten Gewalt, sondern der Respekt vor der Gesetzlichkeit und ihren Delegaten. Dieser Respekt hat sich erhalten und hauptsächlich vermöge der Haltung unserer alten Soldaten. In dieser Beziehung stehe hier ein Beispiel und spaßhaftes Gegenstück zu jenem beutemutigen Grenadier. — Im „Rotenturm-Tor", bevor eines Sonntags die lange Reihe von Equipagen hier durch nach dem Prater zog, entledigte sich ein Stutzer eines Bedürfnisses, welches in allen Winkeln der Residenz illegitimer Weise verrichtet und von der Polizei, als unzähmbares Naturphänomen, schweigend geduldet wird. Der ungarische Grenadier, das Gewehr im Arm, unter dem Torgewölbe auf und nieder schreitend, ließ den Frevler an diesem noch unbesudelten Ort scheinbar gewähren. Sobald jener aber von dannen will, sieht er sich mit Schreck von der Schildwache am Kragen ergriffen. „Was soll denn das?" Der Soldat kehrt ihn mit dem Gesicht nach der nassen Stelle: „Da! was hast gemacht? Wisch auf!" Der Dandy erbost sich, ruft Vorübergehende um Hilfe an. Der Grenadier läßt sich nicht irre machen, dukt ihn wiederholt gegen den Schandfleck mit der lakonischen Anweisung: „Wisch' auf!" — Und es nutzte nichts: der Stutzer mußte das Taschentuch ziehen und unter Lachen und Jauchzen des unterdes angehäuften Publikums den angerichteten Sumpf auftrocknen (Note d. Verf.).

und vermag, ohne Härte, nicht wesentlich geändert zu werden. Wie sich das praktisch macht, so sind die verschiedenen Elemente der Gesellschaft in den Erbländern gleichmäßig in Tätigkeit, keine ist vorherrschend, wohl aber eine der anderen behilflich und soll es sein; und setzen wir anstatt Tätigkeiten: Stände, so gilt dies immer noch. Wer nun den anderen Ständen nicht taugt, sie nur stört, für wen diese anderen Tätigkeiten keinen Halt und keine Hilfe darbieten, den nimmt der Militärstand ex officio auf, damit er gezwungen werde, nützlich zu sein; dazu aber besitzt eben nur dieser Stand die Zuchtmittel. So aufgewickelt, rechtfertigt sich das System; im Einzelnen bedarf es mancher Verbesserung; im Ganzen ist es den Zuständen, dem Nationalcharakter angemessen und wer es in eine von allgemeiner Militärpflicht unzertrennliche Soldaten-Dressur auflösen, philanthropisch disziplinieren wollte, würde uns allen, einzeln und insgesamt, einen schlimmen Dienst erweisen.

Wallensteins Geist schritt sporenklirrend durch Böhmen; in Gitschin saß der Kaiser. Unsere Reise ging durch nach Schwarzenbergs Hauptquartier, dem Judendorf Lieben. Prags Angesicht war kriegerisch und ähnlich dem von Wien im Jahre 1809. Torverrammlungen, Schanzen ringsum. Auf dem Dache der Generalkommandantur streckte ein Telegraph seine Arme aus. Russische und preußische Uniformen trieben im Getümmel; von allen Seiten rollten Extraposten heran. In Lieben war kein Stuhl zu haben, kein Stein unter das Haupt zu legen. Endlich fand sich ein Winkel im Hause eines Paschers, wo wir, qua Fiskus, mit unverzolltem sächsischem Kattun unter einer Decke schliefen. Brennholz mußte in die Kantonierungen geschafft werden, wozu N. Anstalten treffen sollte. Dies erforderte Rücksprache mit dem Intendanten der Provinz, Oberfeldkriegskommissär v. Bundschuh 1). War dieser an die Wildheit des deutschen Bauernkrieges erinnernde Name schon ominös, so war die Person selbst nicht minder fürchterlich. Berühmt als Schriftsteller seines Faches, anerkannt als tüchtiger Ge-

1) Karl Ritter von Bundschuh (1744—1827), diente von der Pike auf, ursprünglich Regimentsfourier, wurde er 1775 Feldkriegskommissär, 1788 Oberkriegskommissär beim Generalkommando in Kroatien, dann in Mähren. 1797 wurde er seiner Verdienste wegen in den Adelstand erhoben (seit 1822 Ritter). 1816 wurde er mit Hofratscharakter in den Ruhestand versetzt, er ist auch Verfasser zahlreicher militärisch-ökonomischer Schriften (s. Wurzbach, Biogr.-Lexikon).

schäftsmann, berüchtigt als Despot, vereinigte B. in sich so ziemlich alle damals für seinen Wirkungskreis vorzugsweise erforderlichen Eigenschaften. Die gedrungene Gestalt mit dem eckig geformten Kopf, unter dessen buschigen Brauen zwei Wolfsaugen rollten, harmonierte mit der wahrhaft göttlichen Grobheit des Charakters, der einen guten Eckstein gegen den vorherrschenden Leichtsinn des zahlreich ihm untergeordneten Personals abgeben konnte. Nichtsdestoweniger wurde gerade dieser Mann häufig hintergangen, da er sich, mit den Details vertraut, gar zu leicht in Einzelheiten verbiß und darüber die Hauptsachen aus den Zähnen verlor. Als ich das erstemal bei ihm eintrat, um seine Unterschrift für ein Aktenstück einzuholen, wurzelte sein Blick sich an meinen Füßen fest; ich selbst konnte da nichts Auffallendes gewahren. Er sah mich, ich sah ihn fragend an; sein Gesicht verfinsterte sich. „Bemerken Sie noch immer nichts?" — Noch einmal musterte ich meine beiden schuldbeladenen Füße: „Nein! Herr Oberfeldkriegskommissär." — „Wissen Sie nicht, daß man vor einem hohen Vorgesetzten nicht mit bestaubten Stiefeln erscheinen soll?" Dabei gab er mir das Papier, ohne unterschrieben zu haben, zurück, und kehrte mir den Rücken zu. Es blieb also nichts übrig, wie vor die Tür zu treten und mit dem Taschentuch das Fußzeug zu säubern. Sobald ihn jetzt die blanken Stiefel anglänzten, setzte er seinen Namen unverweilt unter das Aktenstück. — Aber ich sollte mit diesem Mann einmal Unglück haben und das Salz gänzlich verschütten. Es erhoben sich eines Tages Zweifel über mehrere auffallende Rechnungssätze, welche ohne Verständigung mit Herrn v. B. nicht gut abgefertigt werden konnten. „Da müssen Sie schon in einen sauren Apfel beißen," sagte N. lächelnd, „und ihrem Freund B. einen Besuch machen." Leider war damals der Stiefellack noch nicht erfunden; so putzte ich mich, so gut

das anging, gleich einem Täubchen im Regen, zog, bevor ich eintrat, noch einmal jedes Federchen durch den Schnabel, fand aber das Bureau leer. Es war Sonntags nach Tische und auch in der Kanzlei nur der jüngste der Beamten anwesend, um da die sogenannte „Inspektion" abzuhalten. Höchstens in einer Stunde würde „der Alte" wiederkehren, bedeutete er mich; ich möchte doch warten und ihm Gesellschaft leisten. Der Amtsdiener brachte einen Teller voll Kirschen; der „Inspizient" langte aus seinem Schreibtisch ein Spiel Karten und schlug eine Partie „Piket" vor. Kaum haben wir begonnen, platzt der Alte zur Tür herein und jeder von uns behält gerade noch so viel Zeit, seinen Anteil Karten in der Brusttasche unterzubringen. Mit bedecktem Haupt und einem Blick voll Mißtrauen schreitet jener vorüber an uns, die wir in stummer Devotion, zwei Winkel von 45° beschreibend, mit perpendikulär hängenden Armen, gesenkten Scheiteln, das Zeichen des hohen Vorgesetzten erwarten, ihn ansprechen zu dürfen. „Was vorgefallen?" — Nein! Herr Oberfeldkriegskommissär. — „Und was wollen Sie?!" — Es hat sich hier ein Anstand erhoben, sagte ich und zog aus der Brusttasche das betreffende Papier hervor, entfaltete es und in diesem Moment flatterten auch einige der dazwischen geschobenen Kartenblätter Herrn Bundschuh zu Füßen! Ein ähnlicher Moment wie dieser hat sich in meinem Dienstleben nur einmal noch dargeboten, da ich der Tochter eines anderen hohen Vorgesetzten eben einen Kuß raubte, als dieser eintrat. In beiden Fällen hat mein gutes Geschick mich heil davon kommen lassen. Auf B's Antlitz schattete sich tiefster Unwille ab; glücklicherweise mochte er mich seines Zornes unwürdig finden, mäßigte sich also und stotterte nur: „Sie sind ein — ich hätte gute Lust — geh'n Sie mir aus den Augen!" Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen. Das Empfindlichste bei der Sache

war, daß ich N. davon unterrichten mußte. Der feine Mann hörte mich heiter an, sagte blos: „Nun, mit dem haben Sie es für immer verdorben; aber Sie sind auch unvorsichtig wie eine Bachstelze!“

Sobald die Geschäfte geordnet waren, ging die Reise nach dem Kanaan Böhmens, in den Saatzer Kreis auf die gleichnamige Kreisstadt und das Regiment Kolowrat los, welches hier seine Reserven und Landwehren rekrutierte. Im Torweg des Rathauses hing ein vertrockneter Lind- oder Haselwurm, den ein Feldwebel dieses Regiments im Stadtholze geschossen haben sollte. Weiter ergab sich für meinen geehrten Chef N. ein sehr unangenehmer Vorfall. Es wohnte nämlich hier ein pensionierter gräflicher Justitiar, der einst durch eine mit Großinquisitorwut gegen meuterische Bauern geführte Untersuchung sich berüchtigt gemacht hatte, bei welcher Untersuchung auch N., damals noch jung und in untergeordneten Verhältnissen, tätig war. Der Mann, dem man, wahrscheinlich mit Uebertreibung der Tatsache, nachsagte: er habe mehrere jener Inquirierten „totprügeln“ lassen, hatte seither abgezogen von der Welt gelebt und jedenfalls eine Last auf dem Herzen oder Gewissen. Vielleicht daß ihm jetzt N's Name die Vergangenheit lebhafter vor Augen stellte, oder daß er in dem Erscheinen eines Augenzeugen jener Vorgänge ein ihn bedrohendes Ereignis erblickte, genug: in dem Moment als N., durch die Wirtschafterin angemeldet, bei dem alten Bekannten eintritt, ist dieser eben beschäftigt, sich vor dem Spiegel mit einem Rasiermesser den Hals abzuschneiden, was ihm auch vollständig gelungen ist.

Von hier ging es weiter nach Kommotau, dem Zentrum der Schmuggelei an der sächsischen Grenze, welche damals noch von Halbinvaliden bewacht wurde, morschen Leuten in weißen Jacken mit schwarzen Aufschlägen und

solchem Riemenzeug, wie Totengräber aussehend; einzeln oder zu zweien im Gebirge irrend und zwar so, daß zwischen den Gliedern dieses „Grenzkordons“ 1) Intervallen von zwei bis drei Meilen bestanden. Im Städtchen spazierte der Offizier dieser Nation umher, als ob das Erzgebirge bis in den Himmel reichte. N., der allenthalben mit Eifer erforschte, was den „Staat“ anging, wenn es auch nicht im Gleise seiner Mission lag, lud sich den Mann zu Tische. — „Ich weiß sehr wohl,“ äußerte dieser, „was meine Stellung erheischt, aber auch was die Umstände zulassen; ich tue, was an mir ist, oft ist aber das beste, so ich kann: nichts tun. Überdies ist bei den langen Tagen und sternhellen Nächten der Verkehr wenig erheblich.“ — Also, Sie gestehen doch zu, daß ein solcher Verkehr stattfindet. — „Das versteht sich; täglich, stündlich, während wir hier zu Tische sitzen. Sehen Sie einmal diese Straße, welche ich vor mir habe, jenes Gebirge; denken Sie sich, daß in den Dörfern diesseits und jenseits das Schmuggeln als Nahrungszweig betrieben wird; denken Sie sich diese Leute als ein gewitztes, verwegenes Volk; dazu sehen Sie sich meine Kordonisten an, von denen mir jetzt, nachdem die Infanterie ihre Unterstützung zurückgezogen, kaum zwanzig zur Verfügung sind, so haben Sie eine schwache Vorstellung von meiner Situation.“ — Weswegen wenden Sie sich nicht an Ihre Vorgesetzten? — „Was sollte mir das helfen! Der Krieg nimmt alles Interesse in Anspruch, wie seit fünfzehn Jahren alle Staatsmittel. Vor der Hand wird sich die Regierung zu nichts verstehen und mein Kommandeur sich wohl hüten, auf Reformen hinzuwirken, welche wahrscheinlich mit seiner Entlassung beginnen würden. Überhaupt liegen die Wurzeln zu tief, um mit einigen Federstrichen erreicht zu werden. Erstens die hohen Zölle und

1) 1829 aufgehoben und durch „Grenzjäger“ ersetzt (Note d. Verf.).

der reiche Gewinn, den sie dem Pascher bieten; zweitens der Volkscharakter und die seit mehr als einem Jahrhundert hier eingefressene Demoralisation; drittens die Organisation des Kordons. Von meinen zwanzig Leuten haben vielleicht zwölf die Hand im Spiele; der Mann erhält nur acht Kreuzer, ist aber weit und breit befreundet, genießt keine Tantieme vom konfiszierten Gut, setzt sich aber, will er seine Pflicht tun, den ärgsten Mißhandlungen aus. Nun die Schwierigkeit der Kontrolle, das Terrain, die Zerrissenheit der Postenkette. Abgehen kann das niemand; das Reiten lassen die halsbrechenden Wege nicht zu. So hab' ich mein Pferd abgeschafft; stecke meine Ration ein und — bleibe zu Hause, wo ich noch allermeist nützen kann." — — Wie das? — „Indem ich auf diplomatischem Wege wenigstens zum Teil zu erreichen suche, was mit den Waffen in der Hand nicht gelingt. Meine Soldaten sind die Figuranten meiner Amtsgewalt; die wesentlichen Stützen derselben meine Spione. Da die Delationsprämien oft erst nach einem oder zwei Jahren unter allerlei erschwerenden Umständen liquidiert werden können, würden sich wenige Angeber finden. Ich helfe mir also damit: die kleinen Diebe laufen zu lassen, um die großen zu hängen; die Pascher dritten Ranges sind meine Agenten: indem ich ihnen durch die Finger sehe, liegt es in ihrem eigenen Interesse, ihren mächtigeren Konkurrenten auf den Dienst zu passen; dadurch gelingt mir zuweilen, das Ansehen der Regierung einigermaßen aufrecht zu erhalten. Dies Verfahren würde desavouiert und ich vielleicht darum kassiert werden, aber ich bin mir bewußt, damit dem Staat, so weit es die Umstände gestatten, zu nützen. Dies gelingt allerdings selten, denn die List und Vorsicht des Schmugglers sind unerschöpflich. So legte ich lange Zeit ein großes Gewicht auf das Schneelicht und die leitende Spur der Fußtapfen, bis

ich die Erfahrung machte, daß die Leute, in Bettlaken gehüllt, sich unsichtbar zu machen verstehen und die Stiefel verkehrt unter die Füße binden, demzufolge wir häufig den entgegengesetzten Weg verfolgten, den sie geschlichen. Was aber die Pascher ersten Ranges betrifft, so müssen Sie wissen, daß diese in Karawanen zu Pferde, bis an die Zähne bewaffnet, einbrechen und dann Schlachten geliefert werden, wobei wir noch jedesmal den kürzeren zogen. Sobald die Armee sich von den Grenzen entfernt, kann ich auf hartnäckige Scharmützel gefaßt sein, worauf ich mich auch, so gut das angeht, jetzt im Spazierengehen vorbereite." — „Ich will es gern glauben," erwiderte N., „daß die Einrichtung unserer Grenzaufsicht ein totgeborenes Kind ist, welches man mit ansehnlichen Kosten mumifiziert, bis das System mit einem lebendigen niederkommt; dennoch bin ich der Meinung, daß es unter allen Umständen schwer sein wird, in solchen Gegenden Strömungen auseinander zu halten, denen die Natur ein gemeinsames Bette angewiesen hat."

Unweit C. erblickten wir weitläuftige Gebäude, aus deren Schornsteinen dicke Rauchwolken aufstiegen. Als der „Vorspannbauer", der uns fuhr, dies eine „k. k. Verpflegs-Bäckerei" nannte, ließ N. dahinlenken, stieg ab und besah sich die Einrichtung. Man buk hier Tag und Nacht von grobem Roggenmehl gutes Kommißbrot, welches nur einen unangenehmen Beigeschmack von Holzessig hatte, was der sehr korpulente Oberbäckermeister selbst beklagte und dem Umstand beimaß, daß ihm von seiten der Verwaltung einerseits seine allerdings unbedeutenden Bestände anzugreifen untersagt, andererseits frischgeschlagenes Brennholz geliefert werde. N. entfernte sich mit ausweichenden Trostworten, da die Sache Herrn von B. anging, den er davon zu unterrichten versprach. — Auf einer nahen Anhöhe

waren Arbeiter mit Schanzen beschäftigt und da die von Gewitterregen erfrischte Landschaft dazu einlud, machten wir einen Spaziergang hinauf. Die Aussicht war weitreichend und anmutig; N. betrachtete aufmerksam die einzelnen Punkte. „Ist dies, dort, nicht unsere Bäckerei?" Das ist sie, wir sehen von hier aus die Hinterseite. „Aber was ist das für ein Streifen — sehen Sie — er bildet zwei Winkel — können Sie das unterscheiden?" — Es scheint eine Umzäunung zu sein, aber Mauerwerk ist das nicht. — „Gewiß nicht; eine Planke noch weniger, denn es hat fast gleiche Höhe mit dem ersten Stockwerk — dabei einen bedeutenden Umfang — es schließt einen Garten ein." — „Allerdings — aber — sollte das nicht Brennholz sein?" — „Wie? ja wahrhaftig; Sie können recht haben!" — Wir stiegen einen steilen Pfad hinunter, um jener Bäckerei in den Rücken zu fallen. Und wirklich bestand der Gartenzaun aus vielen hundert Klaftern aufgemauerten Brennholzes, dessen dunkelgraue, verwitterte Farbe und der Umstand, daß mehrere Tore mit rostigen Schlössern und Angeln darin angebracht waren, auf ein sehr hohes Alter dieser „Bestände" schließen ließen. Die Sache hing so zusammen. Der Vorgänger unseres Bäckermeisters hatte etwa vor dreißig Jahren diese Vorräte zum Teil übernommen, zum Teil vermehrt, indem er die Holzmauer um das Doppelte erhöhte und auf der dritten Seite gegen das Gebäude abschloß. Der dadurch abgefriedigte Raum wurde erst als Kartoffelfeld benutzt, später als Gartenland, welches sein Nachfolger in einen Park mit Lusthaus und Kegelbahn verwandelte. Der Grundsatz der Verwaltung: die Vorräte ihrer Quantität nach zu erhalten, wurde nun dadurch befolgt, daß man das frische Holz der jüngsten Lieferungen, welches aufgestapelt werden sollte, vom Wagen in den Ofen warf und so die kostbare Gartenmauer unangetastet lassen konnte. —

Unterdessen hatte die Affäre bei Kulm[1]) stattgefunden und für Prag die Wiener Szenen nach der Schlacht von Aspern eröffnet. Seine Bewohner erwarben sich die Ehre der ruhmwürdigsten Teilnahme, wobei die Frauen aller Stände an Hingebung wetteiferten. Die Räumung des Schlachtfeldes hatte eben begonnen, so daß wir, bei jedem Schritt gehemmt, gegen den Strom kämpfen mußten; von Prag bis Teplitz waren alle Gasthöfe und öffentliche Gebäude schon Lazarette. Einen herzzerreißenden Anblick bot diese lange Wagenkette mit tausenden von Verwundeten dar; den Anfang machten Ostermanns[2]) Grenadiere. Sie raffte später, täglich fünfzig bis hundert, der Spitalbrand und das Faulfieber weg[3]). Die Verworrenheit des Gefechtes machte sich noch in diesem Nachspiele sichtbar; die Begleitung versahen Preußen, Russen, Österreicher, Husaren, Kürassiere, Kosaken und Baschkiren in bunter, zufälliger Mischung. Dazwischen trieben Haufen französischer Gefangener, von russischen Panzerreitern eskortiert und be-

1) Am 29. u. 30. August 1813. Schönholz könnte daher nur als Knabe Augenzeuge gewesen sein, möglich, daß er bei seinem Onkel Franz Bracht in Prag weilte. Wahrscheinlicher ist es, daß er diese Kriegsschilderungen aus Erzählungen von Soldaten im Prager Invalidenhause hörte, wo er nachmals als Fourier tätig war. Vgl. übrigens auch den Artikel: „Französisches Kavallerielager bei Meißen nach der Schlacht bei Dresden!" in „Fr. v. Schönholz, Geschichtliches, Novellistisches und Humoristisches. Lebensbilder und Erfahrungen. Berlin, 1859, S. 25 ff", wo er sich auch auf den Standpunkt des Miterlebens stellt.

2) Alexander Iwanowitsch Graf Ostermann-Tolstoi (1770 bis 1857), russischer Feldmarschall, der eben in der Schlacht bei Kulm den linken Arm verloren hatte.

3) Ein eigener Friedhof unweit Prag nahm sie auf; die großen Flächen der Totengruben bebaute man später mit — Weizen; eine gewiß sinnige Grabschrift, da, nach Linnée, das Vaterland dieser Frucht das südliche Rußland ist! (Note d. Verf.)

Die Schlacht bei Kulm
(Lithogr. v. Hofbauer)

reits bis auf die Hosen ausgeplündert. Um das Getümmel noch abenteuerlicher zu machen, führte man zwei Kamele, Affen auf den Buckeln, nebenher, da die Savoyarden, denen sie gehörten, sich in der Schenke, „zum letzten Pfennig" geheißen, auf den Tod in Nelkenlikör betrunken hatten.

Wir nahmen unser Nachtquartier bei unserem Kattunjuden in Lieben. Am andern Morgen sollten die von Prag rückkehrenden Wagen Viktualien, Fourage und Brennholz in die Biwaks mitnehmen. Ein Haufe Baschkiren brach in eine Vitriolölfabrik, prügelte die Arbeiter und fiel über die steinernen Krüge her und soff: „Wutky, Wutky!" jubelnd, Scheidewasser[1]). Drei von ihnen verendeten die folgende Nacht schon in der Ambulanz. Diese Leute hatten sich bereits dadurch berühmt gemacht, daß sie eine für die Küche des Hauptquartiers bestimmte Ladung steierischer Kapaune überfallen und roh aufgefressen hatten. Der böhmische Bauer war aber dennoch auf den Baschkiren, mit dem er sich notdürftig im Slawischen verständigen konnte, besser zu sprechen, als auf den Kosaken, der, weniger diebisch, dafür ein feinerer Betrüger, den plumpen Landmann auf die köstlichste Manier, besonders beim Pferdehandel, prellte. An so etwas dachte jenes — Gott verzeih' es mir! — dem Vieh sehr nahe stehende Volk nicht; seltsamerweise aber bewies es sich in seiner Zerlumptheit, seinem Schmutz und Stumpfsinn, dennoch eitel und putzsüchtig: bunte Schlaf- und Weiberröcke, besonders seidene, waren vor dem Diebesfinger des Baschkiren niemals sicher. Dabei hatten diese Stiefkinder Asiens eine merkwürdige Geschicklichkeit, die

1) Einen ähnlichen Zug überliefert die „Selbstbiographie des Friedrich Freiherrn v. Lupin auf Illerfeld. Weimar, 1844, 2. Tl., S. 212: „. . . wie sich die Leute (Kosaken) ihr Wodka schmecken ließen; wie sie getanzt und gesungen, als die Generalin N. ihnen Scheidewasser zur Verstärkung des Wodka versprochen."

heterogenſten Dinge ihrer Toilette anzupaſſen. Ein Weiberrock, durchgeſchnitten und unten in die Stiefel geſteckt, nahm ſich unter Kaftan und Waffen wirklich wie eine Pluderhoſe aus; der Schlafrock eines böhmiſchen Schulmeiſters gewann unter Bandelier, Köcher und Bogen ein wahrhaft tartariſches Anſehen. Ja, ich ſah einen, der ſeine Ledermütze verloren und dafür die Samthaube einer Bäuerin aufgeſtülpt hatte und ganz ritterlich anzuſchauen war. Merkwürdig war auch ihre Fertigkeit im Pfeilſchießen. Während die Wagen geladen wurden, vergnügten ſie ſich mit Waffenſpielen, ſchoſſen Pfeile zu den Wolken und zwar ſo ſenkrecht aufwärts, daß das Geſchoß aus der ungeheueren Höhe neben den Schützen zur Erde fiel. In weiter Ferne traf jeder Schuß einen aufgeſtellten Holzkloben mit großer Gewalt. Ein athletiſcher Wachtmeiſter von unſeren Küraſſieren, wollte einen Verſuch mit dem Bogen machen, vermochte aber kaum die Sehne anzuziehen. Grinſend wies ihm der Baſchkir das Innere ſeiner Fauſt, die mit einer Nashornhaut überzogen war.

Die unterdes zuſammengetroffenen Kavallerieabteilungen wollten abfüttern und erhielten Anweiſung, auf ein nahegelegenes Fouragemagazin. Bald kehrte der beauftragte Wachtmeiſter unverrichteter Dinge zurück: „Rechnungsadjunkt G. nebſt dem Magazininſpektor ſeien ſeit vierundzwanzig Stunden verſchwunden.“ N. erteilte mir ſchriftlichen Auftrag, wenn ſich die Schlüſſel nicht finden ſollten, ohne weiteres die Schlöſſer erbrechen zu laſſen und zu bleiben, bis er ſelbſt käme. Auf einem Küraſſiergaul trabte ich mit dem Wachtmeiſter querfeldein. Reiter waren unterdeſſen nach allen Winden ausgerannt; einer brachte die Nachricht: der Rechnungsadjunkt befinde ſich wahrſcheinlich in jener Schenke am Fuße des Berges, wo er ſein Spiel zu machen pflege. Ein Korporal, zwei Mann und ein ledi-

ges Pferd wurden abgesandt, um den fleißigen Staatsdiener herbeizuschaffen. Richtig erschien er nach einer halben Stunde, im grünen Frack, Nakingpantalons, Schuhen und hutlos auf dem Panzerroß. Er schien geistig derangiert und konnte sich nicht gleich in seine Situation finden. Schon legte der Pionier die Art an den Schloßkolben, als ein Handlanger gelaufen kam, einen Schlüsselbund schwingend. Er hatte den Inspektor gefunden und — hier die Schlüssel. Gut! Die Reiter erhielten, was ihnen zukam, und zogen ab. „Aber wo war der Inspektor?" Der Handlanger kratzte sich hinter den Ohren; — es verhielt sich mit jenem nämlich folgendermaßen. Er war invalider Korporal, der sich 1809 die silberne Tapferkeitsmedaille verdient, seit seinem Austritt aus dem aktiven Dienst aber dem Trunk ergeben hatte. Konnexionen verschafften ihm demungeachtet die Aufsicht über das Fouragemagazin. Nun pflegte er fast nichts als Semmeln zu sich zu nehmen — wie allen Säufern das Essen widert — dagegen eine Quantität Nelkenlikör darauf zu gießen, welche von glaubwürdigen Personen im Durchschnitt auf täglich acht bis zehn Fläschchen geschätzt wurde, bei außerordentlichen Gelegenheiten aber schon das dreifache erreicht hatte. In solchen Fällen trieb ihn dann unerträgliche Glut hinaus, an irgend einen kühlen, zugleich feuchten Ort, wo er sich entkleidet, fasernackt ausstreckte, am liebsten in einen Wasserpfuhl, eine Regenlache. In einer solchen, auf der Sohle eines Schanzgrabens, fand man den Büffel damals, es versteht sich, gänzlich von Sinnen.

Wir fuhren nach Teplitz. Aus der Kirche in Schönhausen schaffte man eben Blessierte nach den Lazaretten. Zwei preußische Landwehrmänner und ein russischer Grenadier lagen, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, seitwärts. Einer der Preußen, ein wunderhübscher Jüngling, die schwarze Litef-

ka aufgeknöpft, den von einer Stückkugel zerrissenen Unterleib mit Stroh umwunden, schien eben im Arm des Kameraden verscheiden zu wollen. Der Russe, dem ein Bein fehlte, hielt seine Feldflasche andächtig zwischen beiden Händen und stierte vor sich hin. N. betrachtete gesenkten Hauptes diese Jammerszene — einer seiner Söhne folgte der Fahne 1) — und ich konnte in seiner Seele lesen. Eben legte der Vorspänner die Stränge an, als der Sterbende zu trinken verlangte und der Russe ihm einen Schluck tun ließ. Da goß ein Blutstrom zum Munde heraus und rasch versiegte das noch kürzlich sprudelnde Leben. — Zum Erbrechen übel und schwindlig ward mir zu Mut, aber allmählich gewöhnt man sich an solchen Anblick. Was erst das Herz zerriß, beschäftigt nur noch den Verstand, der sich des Geschäfts der Gefühle bemächtigt, sobald das Übermaß schmerzlicher Eindrücke sie überspannt oder abgestumpft hat. Ich kann mich sehr wohl in Napoleons Geistesart hineindenken, welche ihn kalt über die besäeten Schlachtfelder führte, und weswegen er so vielfach getadelt worden ist. In der Tat wäre dies die geringste seiner Sünden.

1) Neuwirth hatte allerdings zwei Söhne, Johann und Josef, beim Militär, aber noch nicht um diese Zeit, sondern erst später.

*

Der Anti-Lazarus des Feld-Lazarettwesens und Unwesens ist unmittelbar nach den Befreiungskriegen wiederholt aus dem unsauberen Bahrtuch gewickelt und neuerlichst abermals mit dem Fernrohr der Memorabilien untersucht worden, so daß diese harmlosen Traditionen sich wohl schicklich darauf beschränken können, die humoristische Seite des leidigen Kumpans unter die Lupe zu nehmen.

Ein dreimaliges Zusammenraffen und Wiederauflösen großer Heere und ihres buntscheckigen Beiwerks konnte auf die Substanz der Staatswirtschaft, was die Militärbranchen betrifft, um desto minder veredelnd wirken, als weder die Auswahl noch das Ausmerzen der nötigen oder entbehrlichen Dienstkräfte mit der wünschenswerten Vorsicht und Unparteilichkeit vor sich ging, die Zwischenzeiten zu kurz waren, um zur Verbesserung der Pflanzschulen zu schreiten, oder aus diesen wesentlichen Nutzen für den Fall der Not zu ziehen, für das Medizinalwesen aber manches Erhebliche einerseits aus Sparsamkeit, andererseits aus einem zu großen Vertrauen auf die Zweckmäßigkeit der bestehenden Bildungsanstalten, wie auch auf die in der Gesellschaft vorhandenen Intelligenzmittel versäumt wurde. Ferner die Mängel des Systems. So z. B. hatte der Unterarzt (Compagnie-Chirurg) Unteroffiziersrang und demgemäß eine sehr untergeordnete soziale und dienstliche Stellung, zu welcher sich niemand hergab, dessen Bildung einiger-

maßen überragte; öffnete also in Kriegszeiten den Barbieren eine Laufbahn, welche diesen Leuten die Gelegenheit darbot, zu Ober- und Regiments ärzten aufzusteigen, teils durch die blinde Gunst der Verhältnisse, teils durch das geistlose Anciennetätsprinzip dabei unterstützt. Für Kandidaten der Medizin konnte diese Karriere wenig Reiz haben, namentlich wegen des bestehenden schroffen Verhältnisses des Offizierkorps zum Sanitätspersonal; die Pflanzschule des Josephinums reichte kaum für den Friedensfuß aus; so geriet bei jeder neuen Rüstung das Heilgeschäft immer mehr in die Hände der Ignoranten 1). Hieraus und aus dem, was wegen der anderen Angestellten im vorhergehenden Abschnitte bemerkt ist, erklärt sich das Nächstfolgende.

Als die große Armee sich gegen Leipzig bewegte, rückte auch die Intendanz an und über die Grenze hinaus. Vier Wochen brachten wir mit Inspizierung der sogenannten „fliegenden Feldlazarette" zu und nahmen dann unseren Sitz in der Station eines Haupt-Spitals, wo die Fäden der Kontrolle sich leichter handhaben ließen. Hier erkrankte mein Chef; die Geschäfte versah indessen ein in solchen Manipulationen ergrauter Adjunkt, der sie auch buchstäblich als solche behandelte, und schon sehr mit sich zufrieden war, wenn er tagtäglich die laufenden Schreibereien bewältigte. Da ich wenig Lust hatte, mich zur Copiermaschine dieses alten Bureau-Kommis herzugeben, ging ich möglichst viel spazieren, machte Abstecher in die Umgegend und hunderterlei Bekanntschaften, und nützte so vielleicht dem Staatsdienst mehr durch Autopsie als am Schreibtisch. Freilich sank mein ethischer Wert in der Meinung des Adjunkten dadurch stündlich um einige Ellen tiefer unter das Niveau

1) Laudon an den Hofkriegsrat: „Ich bitte um Ärzte, denn meine Feldscherer bringen mir mehr Leute um, als die Türken." (Note d. Verf.)

eines Taugenichts, wiewohl er dem Günstling dies nur sehr leise anzudeuten wagte. „Einmal muß der Mensch anfangen — wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht wert — wer nicht will sein Korporal, wird im Leben nicht General." Äußerte er dergleichen, nahm ich meinen Hut und ging. „Na, seh'n wir uns heute noch?" fragte er aufschauend. — Ich habe Urlaub, sagte ich kurz. „Na meinetwegen!" Und ich ging und — wurde nicht General. Denn allerdings verlangt jeder Dienst Selbstverleugnung und Demut, besonders der eines so vielköpfigen Herrn, wie Herr „Staat". N. begünstigte mein Umherschweifen, weil er die unmittelbare Anschauung für das vorzüglich Erziehende halten, auch es ihm darum zu tun sein mochte, zwei hellsehende Augen außerhalb seiner Krankenstube zu haben.

Das Personal des Haupt-Spitals bestand vom Kommandanten bis auf den letzten Diener aus den absonderlichsten Leuten, welche teils aus Aberwitz, teils aus Schlechtheit sich die Hände zu der tollsten Wirtschaft reichten, die man nur sehen konnte. Der Kommandant, ein alter, am linken Bein vom Schlage gelähmter Major, stand so ganz unter dem Holzpantoffel einer sogenannten „Nichte", daß eigentlich dieses häßliche und mannessüchtige Frauenzimmer hier befohlen haben würde, wenn sich auf die gänzliche Nullität des Krüppels auch nur der Schatten einer Gewalt hätte stellen lassen. Mönchisch in seine Zelle verschlossen, blieben ihm die Angelegenheiten eben so unbekannt, als er es dem diensttuenden Personal blieb. Außer dem Rechnungsführer wußte niemand, wie er aussah. — Dieser, noch ein junger, tätiger, aber schwindsüchtiger Mann, war mit einer Prager Bordellwirtin verheiratet, welche ihr in Blüte stehendes Geschäft verpachtet hatte, um hier im Städtchen, an jedem Finger zehn Ringe, die Rolle einer Paireſſe zu übernehmen. Glücklicherweise vertrug sie

sich schlecht mit der Nichte, welcher sie beimaß, daß sie ihrem Mann nachstelle und dieserwegen im giftigsten Zunftneid bereits wiederholt ihr das Gesicht zerkratzt hatte. Ein Einverständnis dieser beiden Weiber, bei der grenzenlosen Liederlichkeit der Mehrzahl der Angestellten, wäre auch ein öffentliches Unglück gewesen; so veranlaßte ihr gegenseitiger Haß wenigstens eine Art von Kontrolle, da jede ihre Anhänger hatte, die sich hüten mußten, die Gegenpartei im Unterschleif zu übertreffen, um nicht von einer oder der anderen Megäre denunziert zu werden. — Da dieses Lazarett gewissermaßen als ein Zentralorgan der Verwaltung gedacht war, hatte man der Ökonomie einen Kriegskommissär vorgesetzt, ebenfalls eine vollendete Unfähigkeit, mit der man vielleicht sonst nirgend hingewußt: der blöde Sohn eines mächtigen Mannes, durch Pocken um sämtliche Haare und den Verstand gekommen, mit einer ihm an Jahren überlegenen Frau vermählt, damit diese, gleichsam wie eine Kindermagd, ihn auf seiner Laufbahn spazieren führe. Die Frau entschädigte sich und lebte im offenkundigen Einverständnis mit dem Feldkaplan; was der Haarlose zufrieden war, da seine einzige Leidenschaft und Tätigkeit das Abrichten von allerlei Vögeln anging, denen er vom Morgen bis zum Abend gymnastischen und Gesangsunterricht erteilte. — Das medizinische Personal bestand aus einem Stabsarzt, zwei Ober- und vier Unterärzten, zwei Apothekern. Diese waren allerdings wissenschaftlich gebildete, leider nur dem Wohlleben ergebene Männer, unvermögend, den eigenen Lüsten und zugleich den Verlockungen ihrer Genossen zu widerstehen. Die Unterärzte und der eine Oberarzt gehörten in die Kategorie von Laudons Feldscherern; in Soff und Spiel wetteiferten sie mit den Fourieren. Mit dem Stabsarzte hatte es aber diese Beschaffenheit: Ein Greis, hoch in die Siebzig, so kurzsichtig, daß er die Zeitung nur mit

einem Vergrößerungsglas, so groß wie ein Brennspiegel, zu lesen vermochte und voller Raupen und Absonderlichkeiten, war er aus neunjährigem Pensionsleben an die Spitze dieser Anstalt berufen worden. Seine Studien schwebten nur noch wie Kinderträume im Hintergrund des Gedächtnisses; aus seinem früheren praktischen Wirkungskreis aber waren ihm noch zwei damals in den Lazaretten vorherrschende Mirturen erinnerlich: eine helle und eine dunkle, von denen nach Umständen, jene stuhlfördernd, diese schweißtreibend, quasi Universalmittel, ausschließend gereicht wurden. Die chirurgischen Prozeduren blieben den Oberärzten überlassen, deren Sachkenntnis dieser Partie sich so ziemlich angemessen hielt; denn das Amputieren und Trepanieren ging ganz leidlich vonstatten. Nichtsdestoweniger war der Stabsarzt vielbeschäftigt: ohne Chemist zu sein, hatte er eine seltsame Lust am Destillieren, Filtrieren, Pulverisieren, Kristallisieren und Schlemmen. In seinen Wohnstuben sah es wie in einer Fabrik aus, denn seine Experimente waren nichts weniger als gelehrter Natur. Große Flaschen mit Estragonessig, Rosenessig, vinaigre de quatres voleurs, Wacholderbranntwein, Kalmusmagenessenz standen in den Fenstern; große Töpfe mit Filz- oder Löschpapiertrichtern, durch welche Alkohol oder Ölraffinat träufelte, andere Töpfe, darin Trippel- und Bimssteinpulver zum Schlösser- und Armaturputzen niedergeschlagen wurde; Reibschalen, Mörser, Kolben mit Bittersalz und dergleichen standen bunt umher, und in diesem Chaos von Scherben, Düten, Kräutersäcken wühlte das Gespenst im Flanellkamisol, doppelte Brillen vor den lichtlosen Augen, den lieben langen Tag. Hatte nun der Rechnungsführer die Unterschriften des Wohllöblichen Spitalkommandos einzuholen, so störte er jedesmal den Major in seiner Abgezogenheit, den Kriegskommissär im Vögelabrichten, den Stabsarzt in der Putz-

pulver- und Essigfabrikation und konnte darauf rechnen, sie ohne weiteres zu erhalten; ja, für die gewöhnlichen Fälle gaben alle drei ihre Unterschriften in vorhinein auf Blanquetts ab. Da der Verwaltungskreis des Hospitals und seiner Filiale bedeutend, die Anzahl der Verpflegten Tausende, außerdem hier jener verfängliche Rekrutierungszwang für den Krankenwärterdienst betrieben wurde, so kann man sich einen Begriff von der Willkür und Plusmacherei machen, mit denen alle Finger des Rechnungs- und medizinischen Personals sich allmählich bewurzelten. Bei Gehalten von 15 bis 30 Gulden W. W. monatlich, sah man diese Leute das Geld buchstäblich zum Fenster hinauswerfen; ja, es gehörte unter ihnen gewissermaßen zum guten Ton, eine Nichtachtung gegen dasselbe zur Schau zu stellen, z. B. die Pfeifen mit Einlösungsscheinen anzuzünden. Täglich roulierten Hunderte im „Halbzwölfspiel" (trente-une) und der Saufkomment war auf eine so unglaubliche Höhe getrieben, daß die Massen von jeder Art berauschenden Getränks anzugeben, welche ein einziger dieser Stammgäste des glücklichsten der Marketender an einem Abend — Abend hieß hier die ganze Nacht — in sich hineingoß, hier als Aufschneiderei erscheinen müßte. — Der Deutsch- wie der Stockböhme, wenn ihn die Gesittung nicht zügelt, ist ein wilder Patron: seine Fröhlichkeit artet sogleich in Leichtsinn, dieser in unbändige Leidenschaft, diese in Exzesse aus. Schlägereien waren daher an der Tagesordnung und drückten gleichsam jedem Bacchanal das Siegel auf. Courage hat der Böhme unzweifelhaft in hohem Grade, sobald ihn der Affekt über die träge Schlaffheit seines Werktaglebens hinausreißt; dann lodert er gefährlich auf, besteht unversöhnlich und mit blinder Hartnäckigkeit auf dem Faustrecht, weicht nur der Gewalt. Dazu waren die Gemüter damals durch den Krieg aufgeregt und verwildert, daher die blu-

tigsten Raufereien allenthalben an der Tagesordnung. In Chrudim entstand während meiner Anwesenheit daselbst, auf dem Tanzboden des Gasthofes, wo die Honoratioren verkehrten, zwischen Handwerkern und Jägern vom Militär (damals stets gefürchtete Gäste) Streit, bald Handgemenge; die Stuhlbeine krachten, die Jäger rissen ihre mörderischen Haubajonetts aus den Scheiden und so hieben die dichtgedrängten Haufen eine Weile aufeinander los, bis einige der anwesenden Magistratspersonen, der Forstmeister usw. versuchten, Ruhe zu stiften, die Tumultuanten jedoch nur zum Äußersten aufreizten und ihr Leben durch das Fenster retten mußten, aus dem sie in eine Mistgrube fielen. Unterdessen jagten das Dutzend Jäger das Hundert Bürger die Treppe hinunter, zum Hause hinaus; hier kamen von beiden Seiten neue Kämpfer hinzu und das Gefecht löste sich in einzelne Gruppen auf. Die Defenestrierten retteten sich bis auf einen durch die Flucht; dieser eine aber, ein mißliebiger Beamte, mußte für sie alle die Zeche teuer bezahlen: er wurde von einigen Wütenden der Bürgerpartei an den Füßen ergriffen, durch die Straßen geschleppt und mit seinem Kopf ein gefrorener Rinnstein aufgeeist — zur guten Stunde trafen die herbeigerufenen Dragoner ein und flederten den greulichen Krawall auseinander. — Kurz vorher war ich Zeuge eines nicht minder merkwürdigen Auftritts. Unweit Prag, am Fuße des aus der Hussitenzeit sogenannten Eziskaberges, erfreute sich eine Schenke, Budofka geheißen, vorzugsweise des Besuches der Militärangestellten. Das fröhliche Treiben und namentlich die fremden, hauptsächlich russischen Offiziere, welche hier als Rekonvaleszenten verkehrten, zogen auch viele Prager Bürger herbei, unter diesen Herr G—l, einen wahrhaft steinreichen Juwelier, der im Geschmacke des sechzehnten Jahrhunderts sich Rock und Weste mit Goldstücken zuknöpfte.

In der Tat sah der dicke Mann stets wie das wandernde Schaufenster eines Goldschmiedes aus: jeder Finger strotzte von Diamanten; in der Hemdkrause hing ein mächtiges Konglomerat dieses kostbaren Minerals, am Unterleib eine zolldicke Goldkette mit ungeheuerem Petschaft und goldene Dosen kamen in allen Größen und aus allen Taschen zum Vorschein; jeder Rockknopf aber bestand aus einem geöhrten Doppeldukaten, jeder Giletknopf aus einem Halbdukatenstück, und so war dieser Krösus ganz und gar mit Schätzen tapeziert. Sein köstlichstes Kleinod aber, die goldblonde Schöne mit kohlschwarzen Augen, welche ihn stets als „Nichte" begleitete und der mein Herz die Erstlinge seines Verliebtseins darbrachte, fesselte die Dandies unter den Angestellten und so auch meine Wenigkeit an diesen keineswegs fashionablen, noch für Venus Amathusia geeigneten Ort, daher es Antonie auch später vorzog, meine Huldigungen hinter dem Rücken des „Onkels" in dessen nachbarlichem Landhaus anzunehmen. Genug: an einem dieser Abende, wo mich der falschen Nichte Wangenglut mächtiger entzückte, als zehn Jahre später das Glühen der Schweizeralpen, entspann sich über die Nutzung einer Kegelbahn zwischen den k. k. Verpflegsbäckern und den Angestellten des nahen Lazaretts und Depots Streit, der alsobald in eine wahrhafte Berserkerschlacht auftobte. Denn längst bestand ein animoses Verhältnis zwischen diesen beiden Faktionen, den „Klistirspritzenhelden" und den „Mehlwürmern", wie die gegenseitigen Spitznamen lauteten, was jetzt durch die Tat zu beweisen die Kegelbahn nur den Vorwand hergeben mußte. Erst verschafften den Bäckern ihre schwerbeschlagenen spanischen Röhre das Übergewicht; das Gefecht wogte vom Garten in die Stuben, wo die Geschlagenen Tische, Stühle, Spiegel, Krüge, ja selbst die abgerissenen Kanonenöfen als Wurfgeschütz in die Reihen der Dränger schleuderten und

so den Sieg auf ihre Seite neigen machten. Bis um Mitternacht indes schwankte die Schlacht; denn mittlerweile waren auch die Zivilbäcker ihren Zunftverwandten und die Fouriere und Unteroffiziere der andern Partei aus der fernen Stadt zu Hilfe gekommen und erst einer Abteilung Infanterie gelang es, dem Blutvergießen zu steuern. — Bald darauf erneuerte sich dies Drama, nur in noch weit kolossalerem Stile, auf dem weißen Berge, bei Gelegenheit eines Volksfestes, zwischen Bäckern und Fleischern, für welche abermals zahlreiche Parteigänger eintraten, so daß sie, rühmlicher als einst der Pfalzgraf 1), hier achtundvierzig Stunden standwierig schlugen, bis fast sämtliche bewaffnete Macht der alten Königsstadt ausrückte, dem Wüten dieser modernen Taboriten ein Ziel zu setzen.

Das Prager General- und Platzkommando würden sich lediglich mit den Schlägereien der Chargierten und Angestellten haben befassen müssen, hätten sie von jedem Exzeß Notiz nehmen wollen; auch wurde von den Tumultuanten, wenn der Rausch sie verließ, durch Geld und gute Worte manches vertuscht, was die schärfsten Strafen nach sich gezogen hätte. Das Kaffeehaus „zum Tempel", gerade vis-à-vis der Amtswohnung des Kommandierenden, diente dem in der Umgegend stationierten Personale hauptsächlich zu ihren Gelagen; von hier aus ward einmal im Übermut der rohen, durch Punsch erhitzten Einbildungskraft ein Vandalenzug gegen die zahlreich in eine Gasse zusammengedrängten liederlichen Häuser unternommen, und diesen sonst gern besuchten Gynäzeen so übel mitgespielt, daß wenig Fenster und Türen ganz blieben. Endlich wurde von der obersten Militärbehörde die Einrichtung getroffen, daß allen Militärangehörigen die, ohnehin nachts geschlossenen, Tore

1) Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz und Wahlkönig von Böhmen, geschlagen am 8. Novemb. 1620 auf dem weißen Berge.

nur gegen Vorweisung eines au porteur gestellten Torpasses geöffnet, solche Pässe aber nur den verläßlichsten Personen ausgefertigt werden sollten. Die Nachtschwärmer verspäteten sich nun häufig und versuchten dann durch Drohungen oder Bestechung, die Schließer zum Öffnen zu bewegen. Diese bestanden in der Regel bei ihrer Pflicht, was nicht selten abermals zu Exzessen führte; zweimal wurde so das Porschitzer Tor mit blanker Waffe forciert, die Wachmannschaft in die Pfanne gehauen, der Schließer mißhandelt, am anderen Tag aber mit Geld und Reue die Sache wieder ausgeglichen, obwohl den Musketieren einige Bajonette abgeschlagen, sie selbst am Leibe beschädigt worden waren. Weil dergleichen Vorgänge in einer gewissen Sphäre niedergehalten werden konnten, drangen sie nicht zum Ohre der höheren Vorgesetzten; anderenfalls mochten es diese angemessen finden, in bedrängter Zeit durch die Finger zu sehen, um nicht durch strenge Handhabung des Gesetzes den Lauf der Geschäfte, wie diese nun einmal bestellt waren, zu stören.

Das in Böhmen nächst dem Biere beliebteste Getränk, der Punsch, namentlich der Eierpunsch, wurde damals in allen Gassen geschenkt und in Quantitäten konsumiert, welche als Gegenstand einer besonderen Statistik behandelt zu werden verdienten. Die Erfindung, dieses verführerische Labsal auf Staatskosten zu trinken, aber gebührt den Lazaristen, mindestens dem Personale jenes Hauptspitals, in dessen Mysterien einzudringen mir vergönnt war. Es verhielt sich so damit. — Zu Häupten jedes Krankenbettes klebte an der Wand ein Zettel, darauf der Name und Charakter des Patienten, die Effekten, so er mitgebracht, die Farbe der Medizin und die viertel, halbe oder ganze Diät, auf die er gesetzt, vermerkt waren. In den Listen erschienen nun sehr viele ganze und mehr halbe als Viertelportionen, in der Tat aber fand das umgekehrte Verhältnis

statt. Der ostensible Küchenzettel enthielt auch Hühnerbrühe, „Eingemachtes", Geflügel, Bouillon mit Ei („abgegossene Suppen"), lauter Dinge, welche in den Krankenstuben, gleich indianischen Vogelnestern, zu den größten Seltenheiten gehörten. Allerdings wurde legierte Fleischbrühe gereicht, nur spielte in dieser die stärkende Rolle der Eier etwas Mehl mit Saffran gefärbt — auf die Farbe schien es dem Stabsarzt überhaupt anzukommen. In seiner menschenfreundlichen Sorglosigkeit bewilligte er jeden Luxus, der den Kranken zustatten kommen konnte, ohne indessen weiter hinzusehen und auch nur entfernt zu ahnen, daß die Eier in die Apotheke wanderten, um dort mit dem Rum, der in der Liste als „Franzbranntwein" zum Waschen der Kranken und Blessierten aufgeführt wurde, sich in Eierpunsch zu verwandeln, unter Zusatz des angeblich für kühlende „Mandelmilch" verwendeten Zuckers. — Das Umsichgreifen des Typhus gab außerdem Gelegenheit zur fingierten Verwendung der kostbarsten Spezereien, z. B. Vanille, Moschus — und so weiter! Was die sonstigen Sporteln betrifft, so kam der Umstand zu statten, daß die auf den Schlachtfeldern aufgerafften Blessierten Montur- und Rüstungsstücke mit sich führten, welche der Transportführer in ein Verzeichnis aufgenommen, so daß sich ausweisen mußte, was mit jedem Kranken von seiten des Spitals übernommen wurde und nach Herstellung des Patienten an das betreffende Kommando abgeliefert werden sollte. Das Privateigentum des Kranken aber nahm der inspizierende Fourier auf und der Krankenwärter hatte dafür zu haften, es beim Todesfall des Eigentümers an das Spitalkommando zur Auslieferung an die Erben abzugeben. Dies geschah und geschah auch nicht. Denn es lag im Interesse des Personals, die Aufnahme zu unterlassen oder unvollständig zu machen: genas der Kranke, dann wußte er ohnehin, was

er mitgebracht; starb er, was bei der Mehrzahl eintraf, so war kein Beweis vorhanden und die Eingeweihten teilten sich. Mit dem Ararialgut fiel Ähnliches vor, da die Revisionslisten sich meist ungenau erwiesen. Häufig fehlten Armaturstücke; eine Abteilung sollte Czakos haben und brachte nur Mützen mit usw. Zu Nachforschungen war aber weder Zeit noch Gelegenheit vorhanden. Nun kam es auch nicht selten vor, daß ein Transport Kranker Rüstzeug ablieferte, über welches die Listen schwiegen. Dies wurde, je nachdem es Wert hatte, sogleich beseitigt und das Depot ging leer aus. Einen sehr gesuchten Artikel dieses Handels machten die trefflichen Büchsen der Jäger aus, welche, wenn nicht gänzlich unterschlagen, möglichst mit Flinten vertauscht wurden. Die Juden bezahlten das gut.

Wenn ich, in meiner Unschuld entrüstet, von diesem und noch manchem Anderen dem guten N. mitteilte, schüttelte er das Haupt. Mit der Disziplin hatte er nichts zu schaffen; wenn die Zahlen mit dem Augenschein übereinstimmten, mußte er schon zufrieden sein. Diese Erfahrungen konnten nur für die Folge ersprießlich werden. Überdies war diese Anstalt eine Schöpfung des Defterdar Bundschuh, dieses fulminanten, auf Fleiß und Rechtlichkeit überaus streng haltenden Herrn, der nicht anstand, lässige Schreiber mit Fußschellen an den Stuhl schließen zu lassen und die Arbeitszeit der Rechnungskanzleien bis auf 18 Tag- und Nachtstunden hinauftrieb. Daß Fleiß, Treue, wie jede Pflicht auf freier Sittlichkeit begründet sein müsse, soll sie vorhalten und nicht jede Umsicht täuschen, davon hatte dieser Mann keinen Begriff; das Individuum war ihm, wie so vielen seines Schlages, nichts; eben nur ein Stück Maschine, welches in das Räderwerk des Formalismus geschraubt, nun, trotz seiner widerwärtigen Natur, in vorgeschriebener Weise wirken müsse, weil an der Kurbel des Mechanismus die

Furcht sitzt. Auf ihn konnte man anwenden, was Palomino[1]) vom Maler Domenico[2]) sagte: daß, „was er gut machte, keiner besser, was er schlecht machte, keiner schlechter gemacht".

Als N. so weit war, das Bett verlassen zu können, erkrankte der Adjunkt an der Ruhr, die sich, nach einer alten Bauernregel, in diesen Gegenden stets zeigt, wenn die Pflaumen reifen, was sich leicht erklären läßt. Es kam nun an mich, die nötigen Unterschriften der Lokal-Behörden einzuholen und so die nähere Bekanntschaft mit jenem Vogelkünstler und Kriegskommissär zu machen. Um die neunte Morgenstunde pochte ich an die festverriegelte Pforte seiner Amtswohnung; das Dienstmädchen beschied mich: „die Herrschaften schliefen noch". Ich erwiderte, daß ich mit den „Herrschaften" nichts, wohl aber mit dem Herrn in Dienstsachen, die keinen Aufschub litten, zu tun hätte; dieser müßte daher geweckt werden. Die Magd schien ganz betroffen über diese kecke Zumutung, wagte jedoch nicht, zu widersprechen und entfernte sich. Bald darauf kam sie wieder: „Der Herr Kriegskommissär seien eben aufgestanden; ich möchte nur kommen." Das Zimmer war nicht zu verfehlen, denn Flötentöne innerhalb wiesen den Weg. Ich pochte: „Herein!" Da standen Se. Hochwohlgeboren ohne Hosen im Hemde, die nackten Beine in den Halbstiefeln, auf dem glänzend kahlen Scheitel die schwarze Perücke schief aufgesetzt, eine kleine Orgel im Arme und darauf spielend, zugleich durch eine Art flexiblen Pfeifenschlauch Luft hineinblasend. Die Staël sagte von Mirabeau: „sein Gesicht

1) D. Acisclo Ant. Palomino y Velasco (1653—1725), Maler und Kunstschriftsteller.

2) Vielleicht Domenico Veneziano (kurz genannt: Domenico), ital. Maler (1420—1461), noch andere Maler nannten sich: Domenico.

glich dem eines Tigers, der geblattert hat." Man setze Schaf für Tiger, und das Gesicht des Organisten ist „zum Reden getroffen". Er nickte mit dem Kopf und langte, ohne das Rohr aus dem Mund zu nehmen, nach dem dargereichten Papier, legte es auf den Tisch, schlenkerte seinen Namen hin. Unterdes ich bestreute, war er verschwunden, erschien jedoch bald wieder in der Tür des Kabinetts und winkte mir lächelnd. Als ich zutrat, erblickte ich die Frau Gemahlin im Bette und schlafend. Er kicherte wie ein Kind, stieß mich an und flüsterte: „Na, was sagen Sie zu dieser alten Schachtel?" — Das war der Anfang der Bekanntschaft; in der Folge stellte sich dieser halb rohe, halb blödsinnige Humor noch weit ärger heraus, was sich erfahrene Leser selbst ausmalen mögen.

Wer des Stabsarztes nähere Bekanntschaft machen wollte, durfte sich nur um 6 Uhr abends nach dem Gasthofe begeben, wo die Honoratioren des Orts, die höheren und soliden der Angestellten zu verkehren pflegten. Hier wurde nur gutes Bier oder Kaffee getrunken und unschuldige Spiele gespielt, insgemein Brettspiel oder Tarok. Jeder Gast erhielt eine frische Zitronenscheibe in sein Bierglas und brachte sich seine Muskatnuß mit, von welcher in das Getränk zugesetzt wurde. Wenn der Stabsarzt sich einfand, konnte man Folgendes wahrnehmen.

Herr Z. war, wie gesagt, ein Greis mit spärlichem weißen Haupthaar, von übergroßer, noch ziemlich aufrechter Gestalt und Spuren einstiger apollonischer Schönheit. Die Beine aber waren, im Verhältnis zur breiten Schulter, auffallend dünne und schon sehr unzuverlässige Gäule, weswegen ein mindestens fünf Fuß hohes spanisches Rohr mit schwarzgoldener Troddel als drittes und Supernumerär-Bein ihnen den Dienst erleichtern half. Weiße, ziemlich vergilbte und mit zahlreichen Flecken getigerte Unterkleider; dazu kurze

Klappenstiefel, wie man sie 1790 trug, ein „hechtblauer" Uniformfrack mit schwarzsamtnen, goldbelitzten Aufschlägen, dessen Taille unmittelbar unter dem Arme anhob, dessen Schöße dagegen bis zu den Knöcheln reichten; ferner ein Sturmhut, dessen haarloser Filz kaum mehr als solcher zu erkennen, dessen Form keinem bis dahin bekannten Modell entnommen war. Unter dem linken Arm trug Herr Z. ein großes Futteral, beiläufig in der Gestalt eines dicken Quartanten, welches er nebst Hut und Stock, einer Handlaterne und dem in einem Ledersack versorgten Schlüssel zur Lazarettpforte ablegte und zwar jedesmal in derselben Folge, mit denselben Handgriffen, nach einem gewissen Reglement. Und so ging es fort mit allem, was er unternahm, von 6 bis Schlag 10 Uhr, jeden Abend. Sobald nämlich das Bier vor ihm stand, kam ein kleines Futteral aus der Tasche, darin eine Brille, welche er aufsteckte und nun in das Glas sah. Hierauf kam eine kleine Schachtel zum Vorschein, darin verschiedene Muskatnüsse; dann ein zweiter Ledersack, darin die brennglasförmige Lupe, mittelst welcher die Nüsse, so heut' wie gestern und schon hundertmal, wiederholt gemustert wurden, welche davon wohl für den Moment die Würdigste sei? Dann entstieg dem unerschöpflichen Mutterschoß der Rocktasche ein dritter Ledersack, darin ein kleines Reibeisen, auf welchem nun, sobald es unter der Lupe für unverfänglich erkannt war, von der Nuß Späne in das Glas gerasplet wurden. War dies geschehen, die Säcke und Utensilien aufgestapelt und noch einmal das Bier mit den oben auf schwimmenden Nußspänen, dann die Anwesenden durch das Brennglas betrachtet, so konnte man von dem Stabsarzt annehmen, daß er, auf der Höhe der Verhältnisse angekommen, jetzt mit sich reden lassen werde. — Es ergingen nun die alltäglichen Fragen der Papagei-Konversation: Wie steht es

bei Ihnen? Wie viele Tote haben wir heute? Was macht der gestern Amputierte? Ist der Typhus im Abnehmen? — worauf der Stabsarzt präzise so antwortete, wie er seiner Meinung nach au courant war, wovon auch die Honoratioren fest überzeugt sein zu können glaubten, weil sie ja hier vom Oberhaupte, also nach hergebrachter Logik: „aus erster Hand" die Nachrichten empfingen, der Stabsarzt auch, was die ihm durch Rapporte bekannt gewordenen Tatsachen und Zahlen betraf, jedes Komma und Bruchteil gewissenhaft memorirt hatte und das Eingelernte mit einer leichten Eile vortrug, wie ein Hahn über Kohlen läuft. Denn worauf es ihm um diese Stunde hauptsächlich ankam, war nichts weniger als Worttausch, sondern Spiel: er hatte alle möglichen Brett- und Kartenspiele inne, welche seit Karl IV. bis Franz I. in der Christenheit in Gebrauch waren. In der Regel kam erst Schach, dann Tarok heran; am liebsten aber hielt er Vorträge über Kartenspiele, wozu das Quartantenfutteral den Apparat enthielt. Dieses öffnete auf zwei Seiten. Eine Abteilung enthielt ein zusammengeklapptes Schachbrett, Schachfiguren, Steine zum Damen- und welche zum Dominospiel; die andere enthielt Trapulierkarten zum böhmischen „Sechsundzwanzig", Tarokkarten zum „Taroktapp", dergleichen zum Tarok-l'hombre, französische Piquetkarten, deutsche zum österreichischen „Tatteln" usw., nebst einer kleinen, die Spielregeln enthaltenden Bibliothek. Wer nun irgendein Spiel lernen, über einen Fall Auskunft haben wollte, der fand an dem Stabsarzt den gründlichsten und immer bereitwilligen Dozenten, den erfahrensten Kasuisten; der Abend, an welchem die meisten Spielzweifel in der Gesellschaft auftauchten, war für ihn der vergnüglichste, und auf jede Anfrage rief er mit heller Stimme und derselben Präzision, wie er seine Rapporte vortrug, das entscheidende Spielgesetz aus.

Das Gegenstück zu diesem „hohen Vorgesetzten" war der Oberarzt L., eine zwar seltsame, indes immer erfreuliche Ausnahme von der Regel, zu welcher sich seine übrigen Kollegen bekannten. Ein großer, schwarzer, hagerer Mann, wohlgebildet, von breiter Kenntnis, tiefem Blick, aber düsterem Gemüt; Protestant, zugleich Pietist, mit einem Anflug utraquistischer Schwärmerei. Mit seinem Dienstverhältnisse sich wie mit unvermeidlichem Greuel schleppend, zerrissen von Zweifeln über seinen Beruf, von Gewissensbissen wegen einer wüst verlebten Jugend gequält, Welt und Menschen verachtend und doch klug genug, sich in diese und die seine Existenz bedingenden Umstände zu fügen, war mir dieser wahrhaft Unglückliche ein höchst anziehender Umgang, wie fremdartig, oft unheimlich auch seine Ansichten, die ganze Art, wie er die Dinge ansah und genommen haben wollte, sein mochten. Ihm gegenüber im Gasthofe war daher mein unveräußerlicher Platz; so leidenschaftlich ich das Spiel liebte, in Gegenwart dieses Dämons, dessen dunkler Blick meinen Willen mit magischer Gewalt bannte, wagte ich keine Karte in die Hand zu nehmen. Allmählich warf er sich ganz zum Mentor auf, bewachte jeden meiner Schritte. Da führte der Zufall zwei böhmische Harfenmädchen ins Städtchen, von welchen die Eine, schön wie Magdalena, die Flöte blies. Ach! „unglückliches Flötenspiel!" ich verliebte mich ernstlich in die Sünderin. L's spähender, in meinem Inneren wühlender Blick hatte bald die böse Materie ausgewittert; eine unbeschreibliche Unruhe befiel jetzt den Frommen. Zu sehr Weltkind, um in solchen Angelegenheiten das Herz auf die Zunge zu nehmen, leugnete ich standwierig, was er sich nicht abstreiten ließ. Eines Abends saßen wir uns wieder gegenüber, als sein Gesicht sich plötzlich entfärbte und sein Auge mit dem Ausdruck der tiefsten Betrübnis auf mir verweilte. Ich hatte nämlich damals die üble Ge-

wohnheit, an den Nägeln zu kauen. „Wissen Sie, junger Freund!“ sagte er, sich von seiner Bestürzung erholend, — „wissen Sie, was diese Gewohnheit anzeigt? Sie ist das untrügliche Wahrzeichen eines — Wollüstling!!“ — In der Tat, ich erschrak bis ins Innerste. Der Ton, das Feierliche, die Bewegtheit, womit er das sagte, ließ einen so tiefen Eindruck zurück, daß ich diese schwer abzulegende Unart wirklich überwand. Das war ein äußerer Vorteil, der immerhin mit einem inneren Motiv einen Zusammenhang haben konnte; ich verdanke diesem sonderbaren Menschen aber noch anderes, was vielleicht für mein ganzes Leben nicht ohne wesentlichen Einfluß blieb. Über Religionsgegenstände ließ er sich nie aus; er schien vielmehr aus Vorsicht seine Andersgläubigkeit zu verschleiern und wich allen Wendungen aus, welche auf sein Bekenntnis zielten. Dagegen erging er sich mit Vorliebe auf metaphysischen Wolkenpfaden und folgte dabei ganz eigentümlichen Vorstellungen von der Weltgeburt. Das hing mit der Geologie und so fort mit den anderen Naturwissenschaften zusammen, für welche sein Umgang mir den Sinn aufschloß, zugleich aber ihren tieferen Zusammenhang mit der Philosophie, wenn auch erst nur dunkel, ahnen ließ. Ohne gleichmäßige Entwicklung des Spekulativen und Empirischen aber ist Einseitigkeit und Verirrung stets unvermeidlich; jenes ist der Wind, dieses die Magnetnadel, ohne welche keine glückliche Fahrt auf dem Geistes-Ozean.

Eine dritte, ganz disparate Persönlichkeit an der Abendtafel des Gasthofes gab der Oberleutnant B. zum besten, von Geburt ein Welschtiroler, von Metier ein Sanitätsoffizier. Man nannte ihn schlechthin den „Totenkäfer“ — bekanntlich gibt es einen unter den Koleopteren, der den Maulwurf begräbt. Er hatte in seinem Dienstleben zwei Dutzend Schlachtfelder räumen, manches Zehntausend verscharren

helfen und war unerschöpflich an Totengräber-Anekdoten. Das Possierliche an ihm aber war sein grenzenloser Aberglaube: z. B. behauptete er, in einem polnischen Kloster den Teufel an der Kette gesehen zu haben; und jüngst, als er um Mitternacht über das Schlachtfeld von Kulm schritt, seien Kosakengespenster gegen ihn angesprengt; glücklicherweise habe er sich der damaligen Losung besonnen, worauf die grimmigen Geister die Lanzen geschultert und mit ihm Branntwein getrunken hätten. Diese Partie schwebte auf einem ganz speziellen Querbalken in des sonst verschlagenen Menschen Gehirn. So war von ihm bekannt, daß er, als die Häute der in der Schlacht gefallenen Pferde im Aufschlag an Juden verkauft waren, von sämtlichem Roßaas die Schweife für seine Rechnung abschneiden ließ, „als jetzt weder dem Aerar noch den Juden gehörig." — Dem Oberarzt dünkte er unausstehlich; überdies klebte ihm die allgemeine Neigung zum Trunke an, dem er sich jedoch nicht offenbar hingab, daher er stets mit einem halben Glas Punsch anfing und dieses so oft wieder ersetzen ließ, bis die Addition nur noch dem Wirt möglich war.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich indes keineswegs den Mäßigkeitseiferern in die Hände arbeiten, die aus wohlgeheizter Stube, mit einem von saftreicher Küche gewärmten Blut, dem armen Teufel, dem der Ellenbogen zum Armel herausguckt, der in Nässe und Kälte den Magen mit strohernem Brot füttert, von Enthaltsamkeit vorpredigen und den Branntwein schlechtweg, als eine Leimrute des Satans, abstreiten. Versucht es doch einmal, wenn euch hungert, zugleich friert, von der Kraft eines gebildeten Geistes nicht unterstützt, wonach ihr greifen werdet: nach Wasser und Dünnbier, oder nach Branntwein, der das Blut umtreibt, den Hunger stumpft und im öden Gehirn auf Minuten einige hübsche Irrlichter anzündet! Dazu hält der geringe

Mann dafür — ja, es ist ein Instinkt des Gebildeten — daß gebrannte Wasser in gewissen Umständen präservativ wirken; wie manches Fieber hab ich nicht selbst in Sumpfgegenden, wie oft nicht die Seekrankheit damit abgehalten? Kann man nun den Rohen so tief schelten, wenn er im Umgang mit Siechtum, giftigen Seuchen, mit Wunden, Fäulnis und Leichen, vom Qualm des Lazaretts fast erstickt, zum Glase greift, den Ekel, den Hauch des Todes, das Bewußtsein des Elends ringsum, in sich auszulöschen und so allmählich aus der Not ein — Laster macht? Vater Mathew 1) in Ehren! Als Lazarettkaplan würde er sicher anders gepredigt haben. Nicht daß einer oder der andere dieser Leute sich übermäßigem Genusse hingab, sondern wie dies geschah, die freche, prassende Gier, die unbeschreibliche Gemeinheit der nächtlichen Bacchanale und die Sittenroheit, welche mit diesen ärger als der Typhus um sich griff, machten das Abscheuerregende bei der Sache aus. Schrecklicheres, glaub' ich, gibt es nicht, als den Aufenthalt in den Krankenstuben eines mit Blessierten überfüllten Feldlazaretts in den Hundstagen. Wenn Falstaff den Parfüm jener schmutzigen Wäsche als „die scheußlichste Komposition nichtswürdiger Gerüche, welche jemals ein Nasenloch entrüstet haben" bezeichnet, was soll man von der Atmosphäre sagen, welche hier die Krankenpfleger unausgesetzt einschlürfen? Nun gar, wenn die Ruhr einreißt, das Faulfieber wütet, der Unrat und die Leichen sich häufen; der Tod aller Arznei spottet: wie leicht ergreift inmitten des rettungslosen Elends, und der rapiden, jämmerlichsten Vernichtung des Menschenlebens nicht das Gemüt jene entsetzliche Gleichgültigkeit, mit welcher man die Geschäfte der Barmherzigkeit dann verrichten sieht? So sah ich einmal zwei Handlanger, welche fasernackte Leichen eben am

1) Theobald Mathew (1790—1856), irischer Mäßigkeitsapostel.

Typhus Verstorbener nach der Totenkammer schleppten, da es eben zehn schlug, diese hinlegen, sich neben sie setzen und, ohne die Hände nur an der Jacke abzustreifen, ihre Buttersemmeln verzehren — der Branntwein unterstützte sie dabei. Wobei das praktische Leben seine Zerrbilder al fresco im grellen Kolorit auf die frische Kalkwand malt, was kann der Moralist mit seinen Pastellstiften da ausrichten!

Als unsere Zeit um war, wollten die Lazarusjünger mich nicht ohne Feuertaufe scheiden lassen. Der Provisor schrieb eine große Punschnacht aus und, wie auch mein pietistischer Mentor warnte, folgte ich der Ladung. Ganz uninteressant blieb dieser Abend nicht; die erste Hälfte belebte Anekdotenaustausch, der manchen guten Einfall, manche pikante Tatsache aufs Tapet brachte. Sobald aber die Harfenmädchen erschienen, trat die Hexenmutter Sykorax an den Punschnapf:

„Mit diesem Trank im Leibe,
Siehst du Helenen in jedem Weibe!"

Um Mitternacht gelang es mir, gleich dem egyptischen Joseph mit Zurücklassung meines Mantels, der Orgie zu entfliehen. Die Lampen in den Korridors waren verloschen, die Novembernacht stockfinster. Eben tappte ich in der Arkade zwischen Treppe und Totenkammer, als mein Fuß an einen Gegenstand stieß, strauchelte — ich der Länge nach hinstürzte und mit dem Gesicht auf eine weiche, kalte Masse fiel — ein Haufen Leichen lag unter mir. Die Erschütterung des Entsetzens war so heftig, daß ich erst wieder zu mir kam, als ich, wie? wußte ich nicht, die Lazarettpforte passiert hatte. Glücklicherweise rauschte ein Röhrbrunnen in der Nähe, um Gesicht und Hände eiligst waschen und die gräßlichen Schauer, welche das Bewußtsein so naher Berührung mit typhösem Kadaver einflößte, einigermaßen

beschwichtigen zu können. Vielleicht, daß Schreck und Grausen mir ein Nervenfieber zugezogen hätten, und nur des Apothekers mit Vanille versetzter Eierpunsch dem schleichenden Würgengel gewehrt hat. Warum nicht? Tantum de medio sumptis accedit honoris.

Die Flitterwochen des Staatsdienstes sollten mir nicht lange mehr lächeln. N. erhielt eine Bestimmung, wenig zusagend seinem Geiste, mich außerordentlich betrübend; denn sie trennte mich von ihm. Die Epoche, welche so viele Soccusläufer auf den Kothurn gestellt hatte, brachte diesem klassischen Charakter keine neuen Sandalen ein. Er blieb, was er war[1]), und starb weise. Als Bureaukraten klebte ihm allerdings der Fehler an, welchen Strabo an der sitzenden Statue des olympischen Jupiters tadelt, nämlich daß ihre Größe außer Verhältnis zu dem ihr angewiesenen Tempelraum sei, weil, wenn sie sich aufrichten wollte, sie auch die Decke durchbrechen müßte.

1) Josef von Neuwirth erreichte in der Tat nie einen höheren Rang als den eines Oberfeldkriegskommissärs und zum Abschied erhielt er den Leopoldsorden.

*

Achter Abschnitt

1. Nebelbilder und Transparente vom Wiener Kongreß. — 2. Fortsetzung. — 3. Episoden.

Für die in fabelhafter Pracht raschen Fluges rastlos wechselnden Feste, die unübersehbare Folge sehenswürdiger Erscheinungen, wie sie der Wiener Kongreß 1) im Gedächtnis des Augenzeugen zurückließ, kann nicht leicht ein besserer Vergleich gefunden werden, als der mit jenen wunderbaren Gebilden der modernen Magie. Die rückblickende Literatur hat die Denkwürdigkeiten jenes Zeitraums schon so vielfach durch ihre Zauberlaterne geschoben, daß ein gewaltiges Drummondlicht erzeugt werden müßte, um neue Umrisse und Schattierungen hervorzuheben. Nach dem bereits Aufgezeichneten bleibt der Tradition nur das hors d'oeuvre übrig — die unscheinbaren Kleinigkeiten, welche der Chronist mit der Schuhspitze aus dem Weg schleudert.

Die müßige große Welt der Residenz harrte mit bren-

1) Diesbezüglich machen wir auf: „Graf de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses 1814—1815, Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten, herausgegeb. von G. Gugitz, München b. G. Müller, 1912, 2 Bde." (Band I und II der Denkwürdigkeiten aus Altösterreich) aufmerksam, wo die lokalhistorische Bedeutung der Kongreßbegebenheiten ausführlich behandelt wird, weshalb wir uns hier kürzer fassen.

nender Sehnsucht nach dem unmittelbaren Genuß der glänzenden Schauspiele, welche die Olympiade der Umwälzungen mit nie gesehenem Gepränge schließen sollten. Es konnte nicht wundern, daß das umlaufende Programm der bevorstehenden Festlichkeiten nunmehr lebhafter beschäftigte, als die bereits laut werdenden Veränderungen auf der Länderkarte des Weltteils. Daß die berühmten Personen, welche zu Gast gebeten waren, der überwiegenden Mehrzahl nicht so sehr als Repräsentanten politischer Meinungen, wie als Staffage für die in Aussicht gestellte Bilderfolge interessierten, lag ebenfalls in der Natur der Sache. Gleichwohl veranlaßten die Einrichtungen und Vorkehrungen zu ihrer Aufnahme und Verherrlichung eine beispiellose Bewegung in der bürgerlichen Welt. Wenig Berufe, welchen dabei nicht die Gelegenheit ward, den reichen Rahmen, der das große geschichtliche Tableau fassen sollte, auf die ergiebigste Weise auszubeuten. Die ersten Familien drängten sich um Hofdamen-, Kammerherrn- und Pagenstellen; was reiten konnte, bewarb sich um Stallmeisterposten: wohlhabende Leute boten sich für die Livree an, um nur den Wunderdingen, die da kommen sollten, möglichst nahe zu sein; oder sie hatten die goldenen Dosen und monströsen Trinkgelder im Auge. — Ein gesticktes Kleid, ein Federhut; das Mitwirken bei den Festlichkeiten in irgend einer, wenn möglich augenfälligen, Weise; einen Diplomaten zur Miete; einen Hoffourier zum Freund und bei allen Spektakels die vordersten Plätze — Europa mochte dann zusehen, wie es fertig werden konnte!

Zunächst trat in den Vordergrund die gewiß allgemein mit Freuden erwartete Rückkunft des Kaisers 1). Die Landesbehörde und der Stadtmagistrat beeiferten sich, dem Mo-

1) S. darüber ausführlich: Briefe des ... Eipeldauers. W. 1814. 9. Heft.

narchen einen, der Mission, die er eben vollbracht, würdigen Empfang zu bereiten. Die Anstalten erwiesen sich, bis auf einige durch mißgünstige Lokalitäten veranlaßte Perspektivmängel und Raumverkürzungen, großartig und sinnreich. Man hat in Wien ein eigentümliches Geschick für dergleichen — so zu sagen historisch erworbene Routine; — im Festordnen, Dekorieren, wofür die südlichen Völker überhaupt mehr natürlichen Sinn besitzen, ist der Österreicher Meister; nur erstreckt sich sein angeborenes Talent für malerische Effekte nicht, oder doch nur ausnahmsweise auf seine Person. Die Tracht der geringeren Leute ist plump und geschmacklos, der Kopfputz ihrer Weiber stets schauderhaft, dagegen der zerlumpteste Lazzaroni seinen Mantel in prächtige Falten zu legen, die häßlichste Französin aus dem armseligsten Taschentuch das reizendste Kopfgewinde zu schlingen versteht.

Die Einlaßkarten zu den Tribünen des Triumphpförtchens 1) — denn etwas lilliputanisch geriet dies unvermeidliche Durchhaus aller Einzüge — erreichten bald eine unerhörte Höhe ihres Kurses. Wer mittels auserlesener Konnexionen einen solchen Fortunatuszettel errang, konnte sich Glück wünschen. Wien ist mir niemals lieber gewesen und schöner erschienen, als an diesem Tage 2), der so viele Leiden

1) Auch die „Briefe des neu angekommenen Eipeldauers, Wien, 1814, 7. Heft, S. 36 ff" machen sich über die Triumphpforte lustig, unt. and.: „. . . so sieh ich daß s' in ein Winkel zwischen den 2 Mauthäuseln a hochmächtigs G'rüst aufrichten; ich frag zu was denn das G'rüst g'hört? so hör ich daß s' dort a Triumphpforten zum Empfang des Kaisers aufbauen . . . es ist so quanti verdrahti da g'standten, daß der Bogen, wo der Einzug hätt' durchgehn soll'n so schlemsübri auf halber grueni da g'standten ist, daß er ganz auf d' linke Seiten hing'taucht war; so daß der Munarch völlig hätt' seitwärts eini schlieffen, und folglich mehr ein'n Einschluf, als ein'n Einzug hätt in Wien halten müessen."

2) Am 16. Juni 1814 hielt Kaiser Franz seinen Einzug in Wien.

aufwog, so vieles Mißgeschick vergessen ließ, indem er die Wiedergeburt von Österreichs Staatsmacht und Nationalgröße feierte. Die zur Beleuchtung 1) geschmückten, von ganzen Reihen prachtvoller Dekorationen erfüllten Straßen; die mit Gras und Blumen bestreuten Wege, die hunderttausend in neuen Festkleidern tummelnden Menschen, die funkelneu uniformierten Bürgergarden — allenthalben Frische und Schmuck und Wahrzeichen der Verjüngung. — In mancherlei Gestalten, bei vielerlei Gelegenheiten hatte ich den Kaiser gesehen: auf der Redoute, Promenade, im Thronsaal, bei Kirchgang, Tedeum, Truppenschau; ja sogar, was viel sagen will, im vollen Harnisch zu Roß eine Lanze brechen auf dem Larenburger Turnierplatz — aber immer nur im Unglück; zweimal 2) hatte ich ihn heimkehren gesehen — aber jedesmal als Besiegten. Nun diese vierte Rückkehr trug ihn auf den Gipfel des Glücks — freilich nur als Regent und Ältester seines Hauses, nicht als Vater! Und das war eben ein Umstand, den die Nation so damals wie dauernd ihm hoch angeschrieben hat. Ob auf den Dank des selbstgefälligen Auslandes dabei überall eben so sicher zu rechnen war, mag dahingestellt bleiben. Genug, daß der impertinente Witz einer weitverbreiteten Menschenart durch die plumpsten und niedrigsten Anekdoten am Verstand des Fürsten sich böslichst vergriffen hat, der doch so äußerst verständig war, im entscheidenden Augenblick, für sie alle! seinem Gemüte Schweigen zu gebieten.

Als die Spitze des Zuges vorübergerauscht und Vater

1) Am 15. Juni 1814 schrieb Gentz an die Rahel: „Die morgende Illumination — sie kostet zwischen 1½ und 2 Millionen — wird einzig in der Weltgeschichte sein." Sehr ausführlich schreiben über die Illumination die „Briefe des ... Eipeldauers. W. 1814. 7. Heft, S. 49 ff., 9. Heft, S. 24 ff."

2) Am 16. Januar 1806 und am 26. Novemb. 1809.

Franz auf seinem Braunen, umgeben von einer unübersehbaren, glänzenden Suite sich der „Triumphpforte" nahte, dünkte mir der niederschlagende Anblick seiner Rückkunft im einsamen Wagen 1809 nur noch ein schlimmer Traum. Den Kontrast erhöhte das Aussehen des Kaisers: denn die dunklere Gesichtsfarbe, die knappere, modisch wattierte Pariser Uniform verliehen seiner Gestalt eine Fülle und Eleganz, welche man sonst an ihm keineswegs gewohnt war. Sein Wesen dagegen schien unverändert und äußerte sich ganz in der alten Weise; dieselbe Leutseligkeit, derselbe mit der tiefgefühlten Freude rückhaltende Ernst, dasselbe Gemisch von Würde und Bescheidenheit in seinen Zügen — ein unwillkürliches Lächeln kam mich an, als das von der Chorführerin der nicht minder unvermeidlichen „weißgekleideten Jungfrauen" hergesagte Gedicht den Mann, in dessen Hand das Schicksal von Millionen lag, der eben den Schauplatz der ungeheuersten Ereignisse verlassen hatte, sichtlich in Verlegenheit setzte, so daß er wiederholt, sich höflich neigend, mit der Hand eine, gleichsam die stärksten Weihrauchwolken abwehrende Bewegung machte.

Mit dieser Feierlichkeit war der Vorgeschmack für die Einzüge der nachfolgenden Areopagiten, der Maßstab zu den Festen gegeben, und wen der Schuh nicht zu arg drückte, ließ der herausgeforderten Schaubegier und Phantasie den Zügel. In dem Grade als die Vorkehrungen wuchsen, nahm die umhertreibende Menge, das Gaffen zu. Die Hofküchen wurden erweitert: da stand ein Haufen Menschen. Dort trug man eine neue Schabrake: Hunderte erbaten sich die Ansicht nur eines ihrer Zipfel. In den Marstallhöfen, im Prater, vor den Palais der Prinzen, Gesandten, Magnaten; vor Staatsgebäuden und in der Burg — allenthalben wo ein Gerüst gezimmert, Geräte aus- und eingeschafft, ein Glaswagen gewaschen, ein Teppich ausgeklopft wurde,

ſtanden und ſtrömten Haufen zu — jeder Schneider oder Tapezierer mit einem grüneingewickelten Pack unter dem Arm rollte, wie ein kollernder Tannenapfel die Lawine, einen Menſchenknäuel um ſich auf.

Von den ausgezeichneten Staatsmännern, welche im Rate Europas zu Gericht ſitzen ſollten, traf Lord Caſtlereagh 1) als der erſte ein. Der launige Zufall wies dem anglikaniſchen Miniſter „bei St. Peter" die Wohnung an, was ein Hochkirchenmann dem Irländer leicht als „Praemonitum" hätte auslegen können. Der ehemalige Biſchof Talleyrand 2) dagegen nahm ganz paſſend auf dem „Minoritenplatze"; Hardenberg 3) auf dem „Graben", einem für Verehrer des ſchönen Geſchlechts immer anziehenden Ort, das Hauptquartier. Se. Lordſchaft ward in der Folge vorzugsweiſe Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit und zwar wegen der im Hochtorygeſchmack allerdings etwas

1) Robert Stewart, Vicomte Caſtlereagh, ſpäter Marquis von Londonderry, engliſcher Staatsmann, geb. 1769, geſt. durch Selbſtmord 1828. Er war ein erbitterter Gegner der Revolution und vertrat ſpäter die Intereſſen der heiligen Allianz. Caſtlereagh wohnte zuerſt tatſächlich „auf dem Peter" im „Auge Gottes", war aber dort unzufrieden und zog dann auf den Minoritenplatz Nr. 50, wo er 22 Zimmer bewohnte (ſ. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien und Lpzg. 1913. S. 125).

2) Charl. Maurice Fürſt von Talleyrand (1754—1838), der berühmte Miniſter der 1. Republik, des 1. Kaiſerreiches und der Bourbonen, urſprünglich zur geiſtlichen Laufbahn beſtimmt. Talleyrand wohnte (laut: Vaterländiſche Blätter f. d. öſterr. Kaiſerſtaat. Wien, 1814, S. 468) in der Stadt Nr. 1029, d. i. Johannesgaſſe im heutigen K. K. Finanzminiſterium. Schönholz irrt ſich alſo oder verwechſelt ihn mit dem vorigen.

3) Karl Auguſt Freiherr (ſpäter Fürſt) von Hardenberg (1750—1822), preußiſcher Staatskanzler. Er wohnte tatſächlich auf dem Graben (ſ. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei l. c., S. 141, Note 2) und war ein großer Damenfreund, „halb Fuchs und halb Bock" nannte ihn der Freiherr von Stein.

August Freih. v. Steigentesch
(Vith pinx., Fr. John sc.)

wunderlich ausgestatteten Equipage. Den Kutscher in Puderperücke und Dressenhütchen wollte man sich gefallen lassen, aber die beiden Lakaien in altfränkischen Röcken, bewaffnet mit langen spanischen Röhren, die sie gleich Telegraphenarmen regierten, um die entgegenkommenden Wagen zum Ausweichen aufzufordern, konnten als Grotesken der Exklusiven in Grosvenorsquare beim Wiener Publikum keinen günstigen Eindruck machen. — Interessant war der Gegensatz zwischen den britischen und französischen Legaten. Talleyrand, Graf Noailles[1]) und der Staatsrat Besnardière[2]), sämtlich sekularisierte Geistliche, und obgleich in ihrem Äußeren nicht auffallend an die einstige Priesterschaft erinnernd — des Fürsten veilchenrotes Staatskleid vielleicht ausgenommen — konnten doch keiner den Abbé von 1789 gänzlich verleugnen. Merkwürdigerweise sah gerade der Verschmitzteste von allen — the restless demon, wie ihn Castlereagh nannte — am harmlosesten aus; man konnte auf ihn anwenden, was Diderot von Condorcet[3]) sagt: „un volcan couvert de neige!" — Nichts abstechender als dies alt-französisch-trockene Dreiblatt von den unter sich wieder ganz verschiedenen kräftigen Gestalten der Briten: Lord Cathcart[4]), der wetterbraune Be-

1) Louis Jos. Alexis Graf von Noailles (1783—1835), französ. Staatsmann, seit 19. Sept. 1815 Staatsminister.

2) Graf Jean Bapt. de la Besnardière (1765—1843), französischer Staatsmann, früher Geistlicher.

3) Maria Jean Antoine Caritat, Marquis de Condorcet (1743—1794), berühmter französischer Mathematiker, Philosoph und Politiker der Revolutionszeit.

4) William Shaw Graf Cathcart, britischer General und Diplomat (1755—1843), zeichnete sich in den amerikanischen und Koalitionskriegen aus. Im J. 1812 wurde er russischer Gesandter und machte an der Seite Alexanders die Feldzüge von 1813 und 1814 mit.

kämpfer der Amerikaner; der vierschrötige Steward[1]) mit dem trotzig-sarkastischen Gesicht; Wellington[2]) mit dem beweglichen Falkenkopf auf hoher weißer Krawatte; Castlereaghs kleine hagere Gestalt mit der eckig-hohen Stirne und zwei ungemein lebhaften Augen voll keltischen Feuers; endlich selbst der Wappenkönig Heard[3]) noch rüstig und frisch unter der Last des höchsten Alters.

Seit Horaz tröstend an den August schrieb: „die Menge mag zuweilen richtig sehen, oft aber urteilt sie auch herzlich schlecht", mag das Volksurteil im Wesentlichen sich wenig verändert haben. Der seitdem aufgekommene Mittelstand indes, diese buntscheckige Klasse, ward von der allenthalben neue Organe und Auswüchse anbildenden Kultur so mit tausend Fühl-, Hör- und Sehhörnern bewurzelt, daß sie — wie schlecht im Einzelnen auch oft Bescheid wissend und beraten, von den Stimmführern irre geleitet, sich mit albernen Anekdoten tragend und die wahren Beweggründe und Triebfedern selten sogleich erkennend — dennoch im

1) Charles William Steward (Stuart), Marquis of Londonderry (1778—1854), schlug ursprünglich eine militärische Laufbahn ein, zeichnete sich in Spanien und bei den Befreiungskriegen aus und war seit 27. Aug. 1814 Gesandter in Wien. Er vertrat auch noch später auf den Kongressen von Troppau und Laibach England in Österreich (s. Dictionary of National Biography, LIV; Details über ihn beim Wiener Kongreß in: Aug. de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses. München b. Müller (1912, s. Index).

2) Arthur Wellesley Herzog von Wellington (1769—1852), der bekannte englische Feldmarschall, der auch diplomatisch tätig war. Er traf übrigens sehr spät beim Wiener Kongreß, erst am 1. Februar 1815, ein.

3) Sir Isac Heard (1730—1822) seit 1784 erster Wappenkönig des Hosenbandordens, überreichte am 21. Sept. 1814 dem Kaiser Franz den Hosenbandorden (s. J. B. Skall, Memorabilien vom Königskongreß, I, S. 239 ff., Manuskript in d. k. k. Fideikommißbibl. zu Wien; Dictionary of National Biography, 25. Bd.).

allgemeinen öffentliche Angelegenheiten und Charaktere zutreffend taxiert. Kaum war die Fülle der auf dem Kongreß versammelten Berühmtheiten ins öffentliche Leben der Residenz herausgetreten, so hatte sich über die Bedeutenderen von ihnen auch im Publikum eine Meinung befestigt, welche fast in der Regel sich später als die richtige bewährt hat.

Ein Publikum, welches so großen Wert auf Äußerlichkeiten legt, auch gewissermaßen dafür erzogen wird, sucht die Beweggründe zu seinen Urteilen zunächst in den augenfälligsten Wahrzeichen. Als ein solches gilt unter anderen für den Wiener die „Equipage". Das Aus- und Ansehen derselben hat einen nicht geringen Einfluß auf seine Meinung über die Persönlichkeit des Eigentümers. Mag dieser Umstand nicht für den höchsten Grad allgemeiner Bildung sprechen, z. B. wie das Linnéesche Natursystem, welches die Tierarten bloß nach äußeren Abzeichen klassifiziert, noch als sehr mangelhaft gilt, so verhilft diese Art von öffentlichem Urteil dennoch eben so häufig zur Erkenntnis der wahren Beschaffenheit wie jenes System. — Es darf hier des heiteren Eindruckes nicht vergessen werden, den die eigentümliche Zusammenstellung der Equipage, deren sich damals der König von Württemberg bediente, im Publikum hervorbrachte. Sie bestand aus einer muschelförmigen, gerade nur für eine starkbeleibte Person Raum bietenden Chaise, davor vier Braune, die Stangenrosse mit Lang-, die Vorlegpferde mit Stutzschwänzen, gespannt waren und, je zwei, von Jokeys in eine Art von scharlachroten Westen mit gelben Ärmeln gekleidet, gelenkt wurden. Man kann nicht leugnen, daß dieses Fuhrwerk seltsam mit der Mode des Tages kontrastierte. Unglücklicherweise sah König Friedrich stets sehr finster drein und erwiderte selten die Grüße. Er schien dem Hutziehen gram, so unterließ es auch bald

der Wiener. Ohnedies schwärte in den Gemütern noch der politische Hader früherer Zeiten. Der Österreicher gleicht darin dem spanischen Hanswurst Cosmes, der sagte: „Ich kann keinen Gedanken hinunterwürgen, ohne ein Geschwür in den Leib zu bekommen." — Dagegen bewies sich das Publikum dem damaligen Kronprinzen von Württemberg[1]) unbedingt zugetan, den freilich auch eine schon dem Auge wohltuende Persönlichkeit unterstützte.

Wer König Friedrich Christians[2]) von Dänemark mittelgroßer, schmaler Gestalt im mohrengrünen Oberrock, auf ein Spazierrohr gestützt, im tiefsten Schnee der entlegensten Vorstädte begegnete; wem das merkwürdig gebildete Profil, die eckige Stirn mit spärlichem Haupthaar auffiel, der hätte ihn für einen Gelehrten halten, aus diesen keineswegs vorteilhaften Gesichtszügen indes eine tiefe Güte, einen unverkennbaren Untergrund klarer Urbanität haben herausfühlen müssen. Da er, in seiner Art mildtätig, jeden Straßenbettler beschenkte, kein an ihn gerichtetes Gesuch unbeachtet ließ, seine nächste Aufmerksamkeit den wohltätigen und Bildungsanstalten der Residenz zuwandte, die interessantesten Klöster[3]) der Umgegend besuchte, hatte der bis dahin gänzlich Unbekannte bald die Herzen des Volks gewonnen, das ihn einen sehr unterrichteten, aufgeklärten, „guten und braven Herrn" nannte und überall mit hoher Achtung begegnete. — Diesem auch in der vornehmen Welt

1) Nachmals Wilhelm I., geb. 1781, bestieg 1816 den Thron und starb 1864.

2) Friedrich VI., König von Dänemark, geb. 1768, Mitregent seines Vaters Christians VII. seit 1784, folgte 1808 seinem Vater auf den Thron und starb 1839. Der König von Dänemark war eine besonders populäre Figur auf dem Wiener Kongreß.

3) Nach einem Vortrag vom 6. Oktob. 1814 (s. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei l. c. S. 63) hatte er sogar den merkwürdigen Wunsch, ein Nonnenkloster besichtigen zu dürfen.

als kenntnisreich beurteilten Fürsten war der als Lustspieldichter rühmlich bekannte General von Steigentesch[1]) beigegeben; eine kluge Wahl in Hinsicht der vielseitigen Bildung dieses Mannes, der im Übrigen als ein etwas sehr materieller Humorist mit dem ernsten und mäßigen Charakter des Königs nicht im entferntesten verwandt sein konnte. Beide sind nun längst, und zwar eben auch auf sehr verschiedene Weise, aus der Welt gegangen, indem sich der General und Diplomat, sein ganzes Leben lang ein wahres Glückskind, zehn Jahre später als première fourchette de Vienne buchstäblich zu Tode — aß[2]).

König Friedrich Wilhelm III.,[3]) auf den sich nächst Alexander[4]), der alle überstrahlte, die Blicke richteten, wurde gewissermaßen durch den Glanz seines kaiserlichen Kampfgenossen in Schatten gestellt. Der stille Ernst, das Gleichmaß königlicher Haltung, welche diese wahrhaft ritter-

1) August Freiherr von Steigentesch, geb. 1774 in Hildesheim, trat in österreichische Kriegsdienste, 1813 Fürst Schwarzenbergs Generaladjutant, 1815 Gesandter in Kopenhagen, später am sardinischen Hofe, 1826 in Wien gestorben. Er ist auch als Lustspieldichter bekannt. Als Kammerherr des Königs von Dänemark hatte er natürlich die Aufgabe diesen zu beobachten, worüber sich der König auch beschwerte (s. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei l. c. S. 63 u. 335). Nach Vortrag vom 8. Januar 1815: „auch den Steigentesch lieben die Umgebungen des Königs nicht."

2) Über seinen „dicken Bauch auf seinen kleinen Beinen" macht sich auch die Gräfin Lulu Thürheim (Mein Leben, München, 1913, II, S. 223) lustig.

3) Friedrich Wilhelm III. (1770—1840), seit 1797 König von Preußen.

4) Alexander I., Kaiser von Rußland (1777—1825) seit 1801 regierend. Er war ein äußerst schwankender Charakter, der in die größten Gegensätze fiel, der Begründer der „heiligen Allianz", der Wiederhersteller des Gottesgnadentums, indessen der Stern, um den sich der ganze Wiener Kongreß drehte.

liche Gestalt auszeichnete, vermochte erst nach längerer Anwesenheit das Urteil zu gewinnen. Politische Sympathien spielen mit zäher Lebenskraft auf Menschenalter in den Volksgeist hinein und nur zögernd läßt dieser von vorgefaßten, in den Ereignissen begründeten Meinungen. Wie schnell und erfreulich sich das auch später geändert hat, damals war der österreichische Geschmack dem Preußentum abhold, und es ist nicht ein geringstes Verdienst Friedrich Wilhelms III., daß der Charakter seiner Regierung, welcher der seiner Person war, die während fast achtzig Jahren von der Politik seines Hauses genährte Gereiztheit der öffentlichen Meinung in den Erbländern beruhigte. Erinnert man sich des zu jener Zeit lediglich von Rußland ausfließenden Schimmers und vergleicht damit die deutschen Zustände der Gegenwart, den Widerwillen, dem „die Pentarchie" die Zunge gelöst hat, so wandelt einen ein Schwindel an, über dieses viele Schwanken und rasche Wandeln der geselligen Verhältnisse in der politischen Welt. Ja, ein loses Märchen dünkt es, daß jener geistreiche Enkel Peters I. damals im Fürstenrate als Vorkämpfer für die Freiheit deutscher Völker auftrat und nur die Erinnerung an seine Gestalt, seine Art sich zu geben, vermag den tiefen Widerspruch seines Strebens mit seiner Stellung, als wirklich aus seinem Wesen geflossen, glaubhaft zu machen. — Man hat den Reußenkaiser schlechtweg einen schönen Mann genannt; sonderlich erkannten ihn die Frauen, die das freilich am besten verstehen müssen, dafür 1). Ich, für mein Teil,

1) Vgl. darüber den höchst interessanten Artikel „Die Geheimpolizei auf dem Wien. Kongreß" von Prof. Aug. Fournier in „Deutsche Rundschau, 1912. 2. Heft", der unt. and. S. 256 f. schreibt: „Zu diesem Behagen trug viel bei, daß Alexander in dem Kreise schöner Frauen der hohen Aristokratie sehr entgegenkommend aufgenommen und seiner persönlichen Eitelkeit damit geschmeichelt worden war. Gleich im Be-

kann den allerdings sehr relativen Begriff von „männlicher Schönheit" nicht, wenigstens nicht, was die Züge seines sonst gewiß geistvollen und einnehmenden Gesichts betrifft, auf ihn gelten lassen. Das dünne, gekräuselte Haar, der etwas mädchenhafte zartgerötete Teint, die kleine Nase, stachen unvorteilhaft gegen die muskelreiche, köstlich gebaute Gestalt ab, welche mit dem Apoll von Belvedere einen eben so nahen, als das Haupt mit einem Antinouskopfe nur einen sehr entfernten Vergleich zuließ. Wenn man nach Regeln der Form richten wollte, mußte man unstreitig Friedrich Wilhelm den Preis männlicher Schönheit zugestehen; aber die Grazie Alexanders, die Gewandtheit und das hinreißend Lebendige seiner Bewegungen, der Ausdruck im Blick und um den liebreich geformten Mund, das Lodernde, Elastische in Gliedern und Mienen ließen ein kaltes Kunsturteil gar nicht zur Sprache kommen. Alexander

ginn hatte er einige von ihnen besonders ausgezeichnet: die Fürstin Esterházy-Noisin, die Gräfin Sophie Zichy, die Fürstin Gabriele Auersperg, Prinzessin Moritz Liechtenstein, die junge Gräfin Széchényi, die aber bald merkten, daß es ihm „so wie in Frankfurt und in allen anderen Orten" nur um Koketterie und Gefallsucht zu tun sei. Später erklärte er einmal die Gräfinnen Marie und Julie Zichy als die Schönsten des Damenflors und bemühte sich in großer Artigkeit um sie, bis er schließlich Gabriele Auersperg von allen den Vorzug gab. Doch erschöpfte sich sein Interesse im Tanz und in allerlei geselliger Unterhaltung. Wo es darüber hinausging, stieß er an. So, wenn er in Ofen der Gräfin Orczy den Hof machte und ihr — vernehmlich für das Ohr des Vertrauten Grafen M. (Majláth) — zuflüsterte, er bedauere, daß sich die Gelegenheit nicht biete, ein belastetes Gewissen davonzutragen, hoffe aber, sie bald in Wien zu sehen. Oder, wenn er der Gräfin Széchényi-Guilford auf dem Ball bei Pálffy die Bemerkung machte, es wäre ihm sehr angenehm, provisorisch den Platz ihres abwesenden Gatten einzunehmen, worauf er die bekannte Antwort erhielt, ob er sie wohl für eine Provinz halte usw. usw."

war eine echt slawische Erscheinung, ohne einem der Völker dieses Stammes anzugehören; er war von Natur durchweg zum Kosmopoliten geschaffen; sein Vaterland die Welt: allenthalben fühlte er sich zu Hause, und überall behaglicher als zu Hause, bei sich. Man kann ihn nicht treffender charakterisieren, als er es selbst tat —: „Ich bin nur ein glücklicher Zufall in Rußland."

Voltaire meinte: ein Monarch, dessen Hofleute keine Anekdoten von seinem Witz zu erzählen wüßten, müsse außerordentlich wenig davon besitzen. Friedrich Wilhelm besaß die Gabe des Witzes in geringem Grade, dennoch standen ihm schlagende, verständige Aussprüche zu Gebote. Alexander besaß auch nicht das, was man Witz nennt, aber eine reiche Fundgrube glücklicher Einfälle für Wort und Tat. Von dem Preußenkönig ist mir nur eine einzige Anekdote im Verkehr begegnet, des Inhalts: nachdem er im Hotel „zum römischen Kaiser"[1]) ein mittelmäßiges Diner eingenommen, hätte er die Tafel mit der Äußerung aufgehoben: „beim Kaiser von Österreich speist man doch besser." Wenn dies erfunden war, so war es gut und im Stile dieses wortkargen, aber taktvollen Fürsten erfunden, der wohl eine launige Bemerkung sich beiläufig entschlüpfen ließ, nach Witz oder einem sogenannten „Puff" zu haschen aber, als durchaus mit seiner Würde unverträglich, verschmäht hätte. Dagegen zirkulierten von dem kaiserlichen Alkibiades Hunderte von Geschichtchen, allerliebst, aber sämtliche so, daß ihnen zu Anekdoten das Salz fehlt. Es ist immer eine Dosis Rührendes dabei; schöne Beispiele von Humanität, Herablassung, Volksfreundlichkeit; man wird

1) Schon seit 1683 ein bekannter Wiener Gasthof im 1. Bezirk, gehörte dieser noch im 19. Jahrhundert zu den renommiertesten Hotels Wiens. Heute ist es das Bankhaus Rothschild in der Renngasse.

Maria Gabriele Fürstin Auersperg
(Miniatur von Karl Agricola)

indes häufig versucht, auch etwas Studiertes darin zu finden, welches kaum, daß man erwärmt ist, einen wieder abkühlt1). — Balzac sagt: Les actions d'une femme qui veut tromper son mari, sont toujours étudiées, mais elles ne sont jamais raisonnées — und dies scheint mir der Erbfehler aller „actions" in den russischen Anekdoten erster Klasse.

Ohne Zweifel war Alexander der Mann, Herzen und Geister anzuziehen und verstand sich auf Popularität, erjagte sie nur zuweilen. Freilich darf man die Tonart jener erregten Zeit nicht nach den Grundsätzen des gegenwärtig angenommenen Generalbasses beurteilen; indes wiederholte der kaiserliche Gast die öffentlichen Beweise seiner Zärtlichkeit für Vater Franz, wie sehr dieser solche auch verdiente, denn doch etwas zu häufig und in einer, meinem Gefühle wenigstens wenig wohltuenden, zu sehr auf Eklat ausgehenden „Manier". Es scheint mir immer nicht wohlgetan, wenn Herrscher sich auf Situationen einlassen, welche sie der Kritik des Schicklichen überantworten. Es gab doch auch damals vom Freudentaumel unbefangene, nüchterne Zuschauer, denen ein Urteil frei stand; vielleicht auch solche, welche auf schwache Seiten an dem Idol der geschmeichelten Menge lauerten und bald auch senkte sich aus dem Mittelstande eine Notiz in die geringeren Volksklassen herab, welche den Enthusiasmus merklich dämpfte.

Bekanntlich waren die Gemahlinnen Alexanders und

1) Die Sykophanten, welche die schlimmsten Majestätsverbrecher sind, treiben unglücklicherweise bei solchen Gelegenheiten die Rührtreffer auf eine Spitze hinaus, die nur noch das Zwerchfell erschüttern kann. So veröffentlichte eine Zeitung damals folgendes Idyll: „Sogar auf die Tiere scheint der Anblick dieses erhabenen Herrschers lebhaften Eindruck zu machen; man sieht in Schönbrunn jetzt ein Reh mit einem goldenen Halsband, das bei der letzten Jagd auf den Kaiser zusprang und sich nicht wieder von ihm trennen wollte." (Note d. Verf.)

Max Josephs von Bayern Schwestern 1) und die einzigen weiblichen Repräsentanten gekrönter Häupter auf dem Kongresse. Dieses Verhältnis gewann noch mehr Interesse in der Zusammenstellung mit den beiden Schwestern des russischen Kaisers, den Großfürstinnen Maria 2) und Katharina 3) von Weimar und von Oldenburg, welche ähnlich die Fürstinnen zweiten Ranges repräsentierten. Natürlich waren alle Blicke auf diese hohen Frauen gerichtet. Die Schönheit und Anmut der Letzteren, die Sanftmut und Herzensgüte der Großherzogin waren bald sprichwörtlich geworden und nicht minder beschäftigte man sich mit dem auffallenden Unterschiede zwischen der wohl und heiter aussehenden Königin und der kränklich und gedrückt erscheinenden Kaiserin. Dieser andauernden Aufmerksamkeit konnte auch die Bemerkung nicht entgehen, daß Max Joseph 4) in der Regel seiner Gemahlin zur Seite war, Alexander der Kaiserin fast niemals. Schon dieser Unterlassungsfehler hätte die Quelle zu mancher düsteren Sage werden müssen, hätten nicht Auszeichnungen, welche der Selbstherrscher der jungen und wahrhaft wunderhübschen Fürstenwitwe *** 5)

1) Elisabeth Alexiowna, Tochter Karl Ludwigs von Baden, geb. 1779, vermählt seit 1793 mit Alexander I., Witwe seit 1825, gestorb. 1826. Ihre Schwester war Friederike Wilhelmine Karoline, geb. 1776, seit 1797 mit Max Josef I. vermählt.

2) Marie Pawlowna, geb. 1786, seit 1804 mit Karl Friedrich von Sachsen-Weimar vermählt.

3) Katharina (1788–1819), zuerst mit dem Prinzen von Oldenburg vermählt, der 1812 starb, sodann seit 1816 mit König Wilhelm I. von Württemberg.

4) Maximilian Josef I. (1756–1826), der erste König von Bayern.

5) Marie Gabriele Auersperg, geb. Lobkowitz, (1793–1863), seit 1812 Witwe des Fürsten Vincenz A. – Nostiz schreibt in seinem Tagebuch (S. 153): „Die Neigung des Kaisers Alexander für die junge Gräfin Auersperg wird immer lebhafter, vielleicht durch den Reiz des

erwies, deutlicher gesprochen. Über das eheliche Verhältnis im zweiten Stockwerk des Amalienhofes 1) glaubte nun die öffentliche Meinung absprechen zu können und ließ es ihrem Abgott entgelten. Jene Schönste der Schönen ging frei aus; denn wer wollte es ihr verdacht haben, von dem mit Lorbeer und Krone, mit geistigen und körperlichen Reizen üppig Geschmückten, vor dessen Macht und Gesinnung ein halber Weltteil anbetete, wieder speziell sich anbeten zu lassen, was die tugendhafteste Frau in der Lage und Stellung der Fürstin, ohne anzustoßen, sich erlauben konnte. Für die Kaiserin Elisabeth andererseits sprach schon, daß sie leidender Teil war, überdies die Dialektik, mit der sie von dem Gerüchte ihrer hohen Liebenswürdigkeit in Schutz genommen wurde; endlich die allerdings unerhebliche, indes eben darum in ihrer populären Wirksamkeit um so bemerkenswertere Ähnlichkeit mit unserer „guten Kaiserin" Therese, welche sehr entfernte Ähnlichkeit hauptsächlich durch die — ich verwahre mich feierlich gegen die Absicht unzarten Spottes! — von einem Frostübel gerötete Nase veranlaßt wurde. Elisabeth zeigte sich häufig am Fenster; und so aus der Ferne betrachtet, ergriff auch den Unbefangenen die Täuschung, die das Volk mit warmer Teilnahme glossierte. Rien ne déconcerte la rancune comme de ne pas paraître la mériter 2).

reinen Gemütes, auf das sie gefallen." Sie war eine der sechs Kongreßschönheiten und zwar nannte sie Alexander I.: „La beauté qui inspire seule du vrai sentiment." (Weiteres: De la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses, München, Müller, 1912, II. S. 161).

1) Ein Teil des Wiener Hofburggebäudes wird so benannt.

2) Vgl. Aug. Fournier, „Die Geheimpolizei auf dem Wien. Kongreß l. c." S. 47: „daß Alexander mit seiner Gemahlin nicht im besten Einvernehmen lebte, wußte man. Man sah, daß sie nie zusammen speisten, sondern die Kaiserin bei ihrer Schwester, der Königin von Bayern, täglich zu Gast war. Man hörte auch, daß der

In politischer Beziehung mag Alexanders Liebenswürdigkeit und gute Laune zur Erfrischung der Unterhandlungslust und des guten Einvernehmens vieles beigetragen haben. Jedenfalls war die scherzhafte Bonhommie, welche nicht tief ging, gerade das so verschiedenartigen Stimmungen am meisten zusagende oder doch unverfänglichste Korrektiv. Und jedesmal wußte, sei es aus Klugheit oder Herzenstrieb, der hohe Gast die Pointen seiner glücklichen Einfälle, nach Vater Franz, als dem vermittelnden Mittelpunkt, hinzurichten; z. B. wenn er die Monarchen veranlaßte, nachdem sie sämtlich Inhaber österreichischer Regimenter geworden, bei dem Kaiser als nunmehrige Obersten seiner Armee vorschriftsmäßig auf Stempelpapier um „Urlaub einzukommen". Alexander besaß überhaupt im hohen Grade das Talent, wo er verweilte, die Nationaltöne anzuschlagen; dazu gab er seinem Gefallen am österreichischen Leben gern Ausdruck und liebte es, selbst die kleinen Unarten desselben in heiterer Weise zu behandeln. Hier eine Tatsache als Beispiel. — Die kostbare Fülle der Speisen und Getränke, welche damals tagtäglich, von den Tafeln der höchsten Gäste unangerührt abgehoben, auf Schleichwegen die Grenzen des Burgfriedens überschritt, konnte als bedeutend angenommen werden, besonders wenn man Petersburger Präzedenzfälle zu Rate zog. Eines Mittags erschien auf des Reußenkaisers Tafel ein überaus kunstreich geputzter Fasan mit vergoldeten Füßen und Schnabel, wie es am Hofe weiland Philipps von Burgund Sitte war, zur Zeit als Fürsten und Ritter noch mit der Formel: „bei

Kaiser sie mitunter vor anderen zurechtwies, wie z. B. auf jenem Ball, wo sie unterlassen hatte, Wellington zum Tanz aufzufordern. Und man vernahm auch, es war bei Zichy, daß er, als man laut, ihm zu Gehör, ihre Schönheit pries, vor sich hin sagte, er könne dies nicht finden."

der Jungfrau Maria, meiner Dame und dem Fasan!" auf diesen Vogel bei Tische Gelübde leisteten. Der bewunderte Braten blieb ebenfalls unberührt, und als der Kaiser abends in seine Appartements zurückkehrte, bemerkte er hinter einem Vorhang des Vorsaales den an der eigentümlichen Garnitur unverkennbaren Schweif jenes romantischen Gerichtes. Dem spaßhaften Fingerzeig folgend, entdeckt der Monarch einen mit feinsten Weinen und köstlichen Leckerbissen gefüllten Korb, obenauf den Burgunderbraten und trägt den Fund sofort nach seinen Zimmern, um des andern Tages Kaiser Franz daraus ein überraschendes Frühstück vorzusetzen, jedoch mit der Bitte, den Sammler nicht weiter als mit diesem Verlust zu strafen, was viel zu lachen gegeben und der Burgherr um so williger eingegangen sein mochte, als er ohnehin im Betreff des „leben und leben lassen" gar oft ein Auge zudrückte[1]).

Großfürst Konstantin[2]) bewies sich ebenfalls als Humorist, nur in der besonderen Art, welche ihn von seinen erlauchten Brüdern durchweg unterschied. Während der Kaiser auf das Maß des sentimentalen Schneiders, der ihm die Uniform eines ungarischen Infanterieobersten anferti-

1) In späterer Zeit nahm Kaiser Franz das etwas genauer. Da fühlte sich einst ein kontrollierender Hofbeamter versucht, darauf aufmerksam zu machen: wie das Obst zum Nachtische aus dem Hofgarten geliefert, dreifach teurer zu stehen komme, als vom teuersten Luxusöbstler. Nachdem der Kaiser alles sehr sorgfältig erwogen und nun einsah, welche empfindliche Folgen für alte Diener wesentliche Reformen nach sich ziehen müßten, brach er den Vortrag kurz ab: „Lassen wir's! So lang' ich lebe, mag es so bleiben; der Ferdinand wird's schon anders machen." (Note d. Verf.)

2) Konstantin Pawlowitsch, Großfürst von Rußland, Sohn des Kaisers Paul I. und Bruder Alexanders I., geb. 1779, gestorb. 1831, ein bekannter Wüterich und Soldatenknopf, der würdige Nachfahre seines Vaters.

gen sollte, eigenhändig den erbetenen Namenszug setzte, fehlte nicht viel, daß der Prinz dem Schöpfer seiner österreichischen Kürassieruniform mit dem Säbel das Handwerk gelegt hätte, weil das Kollett — jedesmal erst in Kellerluft angefeuchtet, um wie angegossen zu schließen — nicht sitzen, und der vorlaute Schneider sich mit den „hohen Hüften Sr. kaiserlichen Hoheit" entschuldigen wollte. Eine Unzahl ähnlicher, großenteils erfundener, Geschichten liefen damals im Publikum um, von welchen nur eine überliefert sei, welche zugleich auf die Entstehungsart solcher Haus-, Hof- und Staatsanekdoten Licht wirft. In der Regel liegt freilich diesen Geschichten etwas Wahres zum Grunde, das im Interesse der zunächst beteiligten Personen verschleiert, nur um so rettungsloser der Willkür des entstellenden Gerüchts, der Tagesdichtung anheimfällt.

Daß der Stammbaum der österreichischen Armee heute noch bis ins 16. Jahrhundert hinaufreicht, viele ihrer Truppenkörper, welche der dreißigjährige Krieg schuf, als ehrwürdige Denkmale ihres damals und seitdem erworbenen Ruhmes unter den Fahnen des „ewigen" Friedens stehen, und bei ihren Eigentümlichkeiten und Kriegsehren erhalten, eine traditionelle Berühmtheit und Achtung im Publikum genießen, sind eben auch Früchte jenes Systems längerer Dienstzeit und jener nicht minder angefochtenen Stabilität, welche doch nebenbei das Gute hat, mit der Spreu nicht auch den Weizen aus dem rüttelnden Sieb zu verlieren. Dampierres[1]) Dragoner, bekannt genug als

[1]) Heinrich Duval Graf Dampierre, 1560 geboren, berühmter österreichischer General, der 1620 vor Preßburg erschossen wurde. — Am 5. Juni 1619 hatten sich die niederösterr. Protestanten zu Ferdinand II. in die Hofburg begeben und setzten ihm mit ihren Forderungen heftig zu, als zufällig vier Eskadronen des Regimentes Dampierre in den Burghof ritten, was die Protestanten wieder stark einschüchterte.

Ferdinands II. rettende Engel, von diesem mit mancherlei Vorrechten begnadigt, später Kürassiere und 1814 „Hohenzollern" benannt; dieses ausgezeichnete Regiment erhielt Großfürst Konstantin und allgemein bedauerte man den Wegfall des alten Regimentsnamens, der, wie es hieß, wegen einer spätern Waffentat, für immer, unter allen Umständen bei ihr zu verbleiben, der Truppe zugesagt war — was übrigens dahingestellt sei, indeß bei Entstehung der nachfolgenden Sage als Gährstoff mitwirkte. Der Kommandeur dieses allbeliebten Regiments, Oberst Fürst W. 1), einer der ersten Standesherrn der Erbländer, damals in der Blüte des männlichen Alters, eine schöne ritterliche Gestalt, war an der Spitze seiner Kürassiere dem großen Publikum stets eine anziehende Erscheinung; auch genoß er, nebst seiner (bei Praterfahrten malerisch um ihn gruppierten) Familie, wegen seiner geschmackvollen „Equipage" eine gewisse Volkstümlichkeit, wiewohl ihn der, ich weiß nicht wie und woher? gekommene, Ruf des äußersten Aristokratenstolzes sonst wenig beliebt machte. Wer dem Wiener nur etwas zum Ergötzen seiner Schaulust liefert, kann immer auf ein angemessenes Prozent seiner Anhänglichkeit rechnen.

Prinz Konstantin, der dieser Waffe mit besonderer Vorliebe anhing, vertauschte seine bisherige russische mit der fast in Nichts unterschiedenen österreichischen schloh-

1) Alfred Cand. Ferd. Fürst Windisch-Grätz (1787—1862), k. k. Feldmarschall, der sich in zahlreichen Feldzügen hervorragend auszeichnete. Was die Konflikte mit Konstantin anbelangt, so hat in neuerer Zeit Helfert in seiner „Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848, I, 66 u. 467" den wahren Sachverhalt berichtet und alle abweichenden Darstellungen richtiggestellt. Der Fürst hatte durch seine korrekte Haltung gegenüber dem eigenmächtigen Inhaber jede Ausschreitung desselben zu beseitigen und die Würde und Ehre des berühmten Regimentes zu wahren verstanden.

weißen Küraſſieruniform, welche ihm Gelegenheit gab, ſeine kräftige Geſtalt in allen ihren Umriſſen, wie Herr Regenti[1]) ſeine lebendigen gipsangeſtrichenen Statuen, ſehen zu laſſen, was manchen Damenfächer in Bewegung ſetzte und verſchämte Erinnerungen an die nicht minder knappe Tracht des einſt in den Wiener Salons unternehmend aufgetretenen Herzogs von York[2]) hervorrief — ad perpetuam rei memoriam. In dieſer Uniform machte der exerzierluſtige Prinz auch den Küraſſieren zu ſchaffen. Faſt täglich kam Befehl des Großfürſten, auszurücken, dann dieſer ſelbſt angeſprengt; den Säbel gezogen und nun: „Habt Acht!“ geſchwenkt, gegliedert, defiliert, daß die Roſſe dampften, und Fürſt W's Geduld bald an den dünnſten Fäden ſchwebte. Dieſem feinen und ſenſiblen Kavalier wollte der moskowitiſche Rumor durchaus nicht munden; er nahm daher Rückſprache und der ſonſt eben nicht energiſche Prinz Ferdinand von Württemberg[3]),

1) Ein Herr Regenti war Gymnaſtiker in Wien. Die Allgem. Theaterzeitung, Wien, 1837 S. 330 ſchreibt: „Es ſoll dieſer Herr Regenti ... mit jenem Herrn Haiduck eine und dieſelbe Perſon ſein, der ſich hier ſchon ſeit einiger Zeit in Wirtshäuſern ſehen läßt und ſich ſelbſt ‚Affenkünſtler‘ nennt“. Und ibid. S. 523: „Hr. Regenti, Kalmuck, ſonſt unter dem Namen Heiduck als Wirtshausgymnaſtiker bekannt, gibt dieſen angſteinjagenden Gliederſpuk ohne äußern Koſtümſchmuck, mit recht vielem Nachdruck ...“ Später ſcheint er ſich als Athlet mit „Marmortableaux“ produziert zu haben, wir finden ihn 1842—44 z. B. wiederholt in Augsburg und Nürnberg (ſ. F. A. Witz, Verſuch einer Geſchichte der theatral. Vorſtellungen in Augsburg, 1876, S. 96, 98 und „Frz. Ed. Hyſel, Das Theater in Nürnberg, 1863, S. 344“). Am 24. und 25. Auguſt 1843 gaſtierte Regenti mit ſeiner Geſellſchaft auch in Wien im Leopoldſtädtertheater.

2) Friedrich, Herzog von York, Sohn Georgs III. v. England, geb. 1763, engliſcher Feldmarſchall ſeit 1795, geſtorben 1827.

3) Ferd. Fried. Aug. Herzog von Württemberg (1763—1834), k. k. Feldmarſchall, ſeit 1810 kommandierender General von Niederöſterreich und Kommandant von Wien (ſ. Wurzbach, Biogr. Lexik.).

Alfred, Fürst zu Windischgrätz
(Lithogr. v. Kriehuber)

damals Generalkommandant zu Wien, mußte sich ins Mittel legen, indem er „unter der Hand" dem Prinzen andeuten ließ, wie das außerordentliche Ausrücken der Truppenteile hierzulande zunächst von dem Generalkommandeur abhinge, von diesem daher nachgesucht werden müsse. — Das sind Tatsachen, welche das halboffizielle Gerücht dahin vervollständigte, daß der Prinz, sobald er dieses hörte, auch einen „glücklichen Einfall" hatte, indem er sich eines Dienstfehlers schuldig erklärte und dem Generalkommandeur seinen Degen zuschickte, welchen dieser wieder mit einer scherzhaften Wendung zurücksandte. Bald darauf reiste Konstantin nach Warschau ab. Und nun die Sage. — Es hätte, erzählte man, der Großfürst von der Truppe Manöver verlangt, welche dem österreichischen Exerzierreglement fremd sind, dagegen Fürst W. mit angemessenen Worten vorgestellt, wie er als Obrist Regelwidriges nicht wohl zulassen könne, worüber der Prinz erzürnt nach dem Ohr des Fürsten gegriffen, dieser mit weiser Mäßigung sofort den Degen eingesteckt, das Kommando dem Oberstleutnant übertragen, den ihm vorgesetzten Generalen den Vorfall gemeldet und zur Stunde als ebenbürtiger Dynast dem Großfürsten eine Ausforderung zugeschickt habe. Dies wäre Alexander bekannt geworden, der nun höchlichst entrüstet seinen erlauchten Bruder sehr bestimmt aufgefordert, den „Mißgriff" durch freiwilliges Eingeständnis gut zu machen, worauf die Übersendung des Degens und — die schleunige Abreise nach Polen erfolgt wäre 1). Jedenfalls hat diese Anekdote mehr Wahrscheinliches als die, welche Marquis Cüstine von der Warschauer Wachtparade erzählt 2). — So erwünscht dem Obersten

1) Der Vorfall soll sich am 7. Novemb. 1814 bei der Parade ereignet haben, am 9. Novemb. reiste Konstantin tatsächlich von Wien ab.
2) Astolphe Marquis von Cüstine (1793—1857) erzählt in seinem

nun die Entfernung des „heroischen Mitteln" nicht abgeneigten Prinzen sein mochte, so wenig war die Mannschaft damit einverstanden; Konstantin hatte die besondere Art, welche den Gemeinen zusagt; auch bewies er sich freigebig, schenkte Mann für Mann einen Dukaten und versprach allen Lederhosen und Stülphandschuhe nach russischem Schnitte; ein Versprechen, welches er entweder vergessen oder der Hofkriegsrat sich höflichst verbeten hat.

Eine ganz verschiedene Rolle im öffentlichen Leben schien der damalige Kronprinz Ludwig 1) von Bayern ausersehen zu haben, indem er sich wenig mit den militärischen Spektakeln befaßte, lediglich den Musen nachhing, auch sonst mehr die Freuden bürgerlichen Stiles teilte. Er wurde viel und gern gesehen, besonders bei den Kuriositäten- und Bilderhändlern, in den Ateliers und Kunstanstalten. Die diesem Herrn damals eigentümliche so zu sagen französische Lebendigkeit behagte den Wienern; man rühmte seine Herablassung, ja seinen Freisinn. Den Ruf eines Kunstkenners und Mäzens verschaffte ihm beim großen Publikum zunächst der merkwürdige Handel mit dem Dr. Barth 2);

Buch „La Russie en 1839", daß Konstantin über die Anwesenheit eines jungen deutschen Chirurgen in Warschau, welcher demagogischen Grundsätzen anhing, unterrichtet wurde. Bei der Wachtparade hatte ein Soldat einen Finger unvorschriftsmäßig ans Gewehr gelegt, zufällig wurde ihm der junge Chirurg gerade bei der Wachtparade vorgestellt und sogleich befahl er ihm, seine Kunst an diesem Soldaten auszuüben und diesem den Finger abzunehmen. Nachdem der Chirurg widerwillig gehorcht hatte, schickte Konstantin auch ihn nach Sibirien, weil er sich ihm unter einem falschen Namen, um Verfolgungen zu entgehen, vorgestellt hatte.

1) Nachmals König Ludwig I. von Bayern (1786—1868) der bekannte Kunstmäzen und Verschönerer Münchens; er gelangte 1825 auf den Thron und entsagte 1848 demselben, um seinen privaten Neigungen zu leben.

2) Barth, vordem Professor der Anatomie zu Wien, ein leiden-

von da ab kamen auch Anekdoten von dieser Färbung zu Dutzenden in Umlauf. Manches in den Münchner Sammlungen schreibt sich in der Tat aus jener Zeit her, und diese würden wahrscheinlich um ein Dutzend der vorzüglichsten Bilder reicher sein, hätte es damals in Wien nicht einen Narren gegeben, wie das Jahrhundert wohl kaum einen Zweiten erzeugen wird.

schaftlicher Kunstsammler, fand einst bei einem Steinmetz in Prag einen Torso von auserlesener Arbeit, den er damals für einige Gulden erstand, jetzt als ein Werk des Praxiteles, angeblich Ilioneus, der Niobe Sohn, vorstellend, für mehrere Tausende an den Kronprinzen verkaufte. Über den klassischen Wert dieser Antike konnte kein Zweifel sein, aber merkwürdig waren ihre Erlebnisse in den Erbländern. Im Jahre 1599 von Tycho de Brahe aus Rom nach Prag gebracht und in der kaiserlichen Kunstsammlung aufgestellt, verlor sie in den Zeiten der Religionskriege bei einer Belagerung Kopf und Arme und ward in ein Gewölbe des Schlosses zu anderm Trödel geworfen. Hier lag sie vergessen bis auf Kaiser Joseph II. und sein heftiges Ventilierungssystem: das königliche Schloß sollte Kaserne und was sich an „schadhaften Sachen" darin vorfand, in Aufschlag verkauft werden. In welche Hände damals dergleichen Kommissionen gelegt wurden, davon zeugt schon die bekannte Geschichte in der Karthause zu Gaming, welche von Kaiser Albrecht I. gestiftet, dessen Überreste verwahrte, unter Joseph II. aber aufgehoben und so zum Schauplatze eines, wäre es nicht notorisch, unglaublichen Attentates wurde. Denn um den Hohn gegen überflüssiges Kirchengut bis zum schändlichsten Eifer zu treiben, ließen die Kommissäre Kaiser Albrechts Leiche aus dem Sarge werfen und das Blei, daraus dieser bestand, verkaufen. In ähnlicher Weise, freilich ohne Vergleich minder frevelhaft, verfuhr der rationelle Vandalismus mit dem verstümmelten Ilioneus: er ward als altes Gestein an einen Trödler losgeschlagen für — 51 Kreuzer! (Note des Verf.) — Josef Barth, deutscher Augenarzt und Anatom (1745—1818), auch bekannt als Kunstkenner. Barth hatte den Ilioneus in Prag auf einem Steinmetzplatz, nach andern im Garten einer Bierschenke, wo er auf einer Kegelbahn zum Verstecke für den Kegelbuben diente, aufgefunden. Er kaufte den Torso, für welchen

Ein ehemaliger Buchhalter 1) der „Gräflich Harrach'schen Leinwand-Niederlage", welcher in den ersten Jahren seiner Dienstleistung als Reisender dieses Geschäfts fungierte, war auf die merkwürdigste, großenteils unbegreifliche Weise, zu

Johann von Achen 200 Jahre früher 34000 Dukaten gezahlt hatte, um sechs Siebzehner und verkaufte ihn 1815 um 6000 Dukaten an den Kronprinzen. Aus dem Kopf, der sich nachträglich fand, wurden aber Knöpfe gedrechselt (Vgl. darüber: Jos. Svátek, Kulturhistor. Bilder aus Böhmen. Wien, 1879 S. 270 ff). Diese Zeit hatte freilich andere Ziele im Auge, die nicht weniger kostbar als der Ilioneus waren.

1) Es scheint sich vielleicht um die Sammlung eines Herrn Michael Grittner zu handeln, über den Fr. H. Böckh (Wiens lebende Schriftsteller, Künstler und Dilettanten im Kunstfache etc. Wien, 1822, S. 312 f.) bezeichnenderweise schreibt: „Grittner (des Herrn Michael), bürgerlichen Handelsmannes, Gemäldesammlung. Auf der Brandstatt Nr. 628. — Diese Sammlung besteht aus Werken verschiedener alter und neuer Künstler. — Der Wunsch des Herrn Besitzers geht dahin, nichts Weiteres darüber zu sagen." — Der Schlußsatz würde mit Schönholz Behauptungen übereinstimmen. Indessen führt noch eine andere bestimmtere Spur zu diesem merkwürdigen Orginal. Frz. Gräffer erzählt in seinen „Klein. Wien. Memoir. W. 1845, II. S. 137" von einem Alchimisten Stubitza, welcher „Karfunkelsteine" erzeugte, und er fährt fort: „Er erzeugte einen Karfunkelrubin von der Größe eines Spielwürfels und noch einen. Ein enragierter Gemäldesammler, namens Lämmer, besaß einen davon. Vor zwanzig Jahren trafen sich die beiden Phantasten zufällig bei mir in der Handlung, plauderten von der alten Zeit. Lämmer zog den Stein aus der Tasche, er war ihm feil um 4000 Dukaten." Und nun vgl. man, was Schönholz weiter (II, S. 94) von seinem Orginal schreibt: „bald mußte auch sein großer ‚Karfunkel' in die Hände eines Pfandwucherers." Ebenso würde der verrückte Preis für den Karfunkel mit den verstiegenen Bilderpreisen übereinstimmen, so daß man versucht sein würde, in „Lämmer" das obige Original zu suchen. Leider war es vergeblich im Verlassenschaftsarchiv (im Wien. Landesgericht in Zivilsachen), obschon ich die Jahre 1821 — 1842 durchsah, sein Ableben in Wien und die Verhältnisse, unter welchen er starb, zu eruieren.

dem Besitz der seltensten Kunstschätze gekommen, welche in geschliffenen Steinen, Cameen, hauptsächlich Gemälden der vorzüglichsten altitalienischen Meister bestanden. In Wien selbst konnten sich damals Wenige rühmen, diese Kunstwerke gesehen zu haben: Alles lag und hing in festverwahrten Schränken; jedes Gemälde hatte seinen besonderen Verschluß. So wenig der Kunstharpagon sich entschließen konnte, irgend einen Teil seiner Sammlungen zu veräußern, eben so wenig ließ es sein Geiz zu, jemandem auch nur den flüchtigen Anblick derselben zu gönnen. Besuchte ihn ein Kunstliebhaber und erbat sich diesen Genuß, stellte er der Bitte die Frage entgegen: ob man zu kaufen käme? Bejahte man dies, so erwiederte unser Mann: Aber Sie müssen wissen, das es die kostbarsten Werke und — unbezahlbar sind. Hierauf legte er einen Catalogue raisonné vor, wies auf einen der Bilderschränke: „Nr. 1, der pfeilschießende Cupido von Correggio, hat diese Größe; Nr. 2, der heilige Laurenz auf dem Rost von Tizian, ist, wie Sie sehen, so groß" u.s.w.; dann erging er sich in den näheren Beschreibungen der Bilder und schloß: „Nun ist mein Tizian die reichste und schönste Komposition von allen bekannten Werken dieses Meisters; mein Correggio aber anerkannt das schönste Helldunkel und als solches die Anbetung der Könige in der Dresdner Galerie übertreffend. Wenn nun dieses Bild mit 60 000 Ducati bezahlt wurde — ich bitte Sie! was müssen da wohl meine Bilder wert sein??" — Man konnte nun fußfällig bitten, er möchte doch um Gotteswillen nur eines dieser Bilder sehen lassen, so gab er zu bedenken: wozu das wohl führen sollte, da er seine Sammlung nur Käufern vorzeigen könne, die Preise sich aber nicht ermitteln ließen? Dabei blieb es in den ersten Jahren nach seinem Austritt aus dem Geschäft, so lange nämlich seine kleine Barschaft reichte. Einen schweren Kampf

mochte er bestanden haben, als er plötzlich den kühnen Entschluß faßte, mit seinen Schätzen nach England zu reisen. Die Bilder wurden aus den Schränken genommen, aufgerollt, und so, in einem eigens dazu verfertigten Wagen, in das Land, wo die Sammelwut das Verrückteste begünstigt, transportiert. Drei Monate waren in London zugebracht und mancher Nabob hatte sich als Käufer angeboten, umsonst! Einen, wenn auch noch so übertriebenen Preis zu fordern, dazu war der Bildernarr noch immer nicht zu bewegen; packte zusammen, schiffte sich nach dem Kontinent ein, ward hier mit seinem verdächtigen Wagen von Davoust[1]) festgehalten; endlich durch diplomatische Verwendung losgeeist, kehrte er verstimmt und verdüstert nach Wien zurück und verschloß die Gemälde sogleich wieder in ihre Kerker.

Unterdeß verschlimmerte sich seine Lage mehr und mehr. Die Kosten der Inselfahrt waren durch Verpfändung der geschliffenen Steine gedeckt worden, bald mußte auch sein großer „Karfunkel"[2]) in die Hände eines Pfandwucherers; da kam der Kongreß und Prinz Ludwig, welchem dienstfertige Mäkler zu dem verborgenen Kunstgut, wie es in allen Winkeln der Residenz, oft in den unscheinbarsten Wohnungen, sich aufgesammelt findet, die Wege zu öffnen rastlos beflissen waren. Die Notizen über den Sonderling und seine Seltenheiten mußten den hohen Kunstkenner um so lebhafter reizen, als der Pfeilschießer Correggios nur in Kopien vorhanden, das im Besitze des Buchhalters befindliche Original aber seit länger als einem Jahrhundert aus der Kunstwelt verschwunden war. Der Prinz ließ sich sogleich als Käufer anbieten und den Besitzer auffordern, Tag und Stunde zur Besichtigung der Bilder zu bestimmen. Die Antwort lautete erst ausweichend; endlich entschloß

1) Louis N. Davoust, Herzog von Auerstädt (s. früher).
2) S. früher, II, S. 92, Note 1.

sich der Sammler, aber: „Se. königliche Hoheit müßten sich zu ihm bemühen." — Sehr gern! — Die mit Ungeduld erwartete Stunde schlägt; der Prinz eilt in die Wohnung des Narren; die drei Treppen hinauf. An den Wänden rings umher stehen auf Gerüsten die Bilderschätze verschlossen in ihren Kästen von Eichenholz; lange läßt der Eigentümer auf sich warten, endlich erscheint er — im Schlafrock, übergibt den Katalog und beginnt die Beschreibung der Unsichtbaren. Nach breitem Hin- und Herreden, ersucht jetzt der Prinz: zur Hauptsache zu schreiten, die Bilder zu zeigen! — Schweigend wendet sich jener nach dem Fenster, öffnet, legt sich hinaus und so — dem Prinzen statt der Gemälde seine Kehrseite zur Ansicht preisgebend, verharrt er mehrere Minuten in dieser wenig delikaten Stellung. Endlich, nachdem er sich langsam aufgerichtet und das Fenster geschlossen, erklärt er: „wie er die Bilder nicht sehen lassen könne, indem heute eben das Wetter der Beleuchtung ungünstig sei." Und nun würde man eher einen Kirchturm vom Fleck, als ihn auf andere Gedanken gebracht haben.

Zwölf Jahre schleppte sich der Sonderling noch mit seinen lästigen Schätzen hin, die ihm sein böser Dämon aufgebürdet zu haben schien. Fortwährende Geldverlegenheit, Nahrungssorge, Mangel, äußerste Pein, seine Lieblinge wiederholt verpfänden zu müssen, dann wieder die Sorgen wegen Herbeischaffung der Mittel zur Auslösung des teuren Pfandes folterten ihn allmählich zu Tode. Die Steine verschwanden, die Kameen lagen in versiegelten Schachteln in den Kasten der Pfandleiher, die Bilderschränke waren mit dreifachen Gerichtssiegeln bedeckt, denn auf jedem haftete bereits das Guthaben mehrerer Gläubiger; dabei lebte seit Jahren der kleine, blasse Mann von gebrühten Kartoffeln, Käse und trockenem Brot, schlich in die geringsten Schenken, um dort in einem Winkel bei einem Schluck

Bier seine kalte Küche zu Mittag zu verzehren, — und noch immer gelang es keinem von allen, die sich für ihn interessierten, einen Handel zu Stande zu bringen. Erdrückt von wüster Qual, von gerichtlichen Exekutionen heimgesucht in sich entzweit und zerbrochen, starb er elend mitten unter seinen mit Beschlag belegten Schätzen, das Geheimnis, wie er ohne Vermögen, bei verhältnismäßig geringer Einnahme zu ihrem Besitz gekommen, mit sich in die Grube nehmend — ein soziales Rätsel.

*

Wie Aristoteles vom Menschen sagt, er sei „von Natur aus ein Staatswesen", so könnte man im engeren Sinne von ihm sagen, er sei ein — Toilettenwesen. Splitternackt tritt er in die Welt und sein erstes Bedürfnis geht auf Kleidung. Dies erscheint ihm gewissermaßen als ein Fingerzeig: das Gewand sei das vorzüglichste Mittel zur Erreichung seiner Selbstzwecke und erfüllt ihn mit Ehrfurcht und Leidenschaft für das Kleid, welches, wie die Sprache den akustischen, seinen Begriffen und Empfindungen den plastischen Ausdruck leiht. Und wirklich läßt sich durch das Kleid fast jedes Verhältnis, Ding, Wesen; — durch die Maske fast jeder, selbst abstrakte Begriff, Zustand darstellen; in dieser Ausdrucksweise ist eine ganz eigentümliche Beredsamkeit und Überzeugungsgabe, eine schlagende Kürze der Beweisführung enthalten. Mit Worten kann freilich jeder erst das zu sein bewahrheiten, was sein Kleid ihn vorstellen läßt: im allgemeinen kommt es indes — mindestens zunächst — auf dieses an, und die Voraussetzung, welche das Kostüm auf den ersten Anblick begründet, leistet der kräftigsten Eloquenz nicht selten siegreichen Widerstand.

Niemals hat das Kostüm wohl diese blendende und mannigfaltige Beredsamkeit entfaltet, wie damals im äußeren Leben des Wiener Kongresses. Ohne diesen Dolmetsch würde dem großen Publikum die Mehrzahl der Erscheinungen unverständlich gewesen sein: Kostüme und Deko-

ration zogen zunächst die Schaulust an, welche erst auf diesem Wege, fast zufällig, sich für Namen und Charaktere zu interessieren gewöhnte. Denn wie unerhört zahlreich die persönlichen Größen und Berühmtheiten des merkwürdigsten Zeitalters sich zur Schau boten; der Glanz und die Bedeutung dieser sehenswürdigen Menschen verlor sich fast im massenhaften Prunk des Hofstaates, mit welchem das Kaiserhaus sie umgab. Inmitten der hochadeligen, bestern-ten Kammerherrn, Truchsesse, Adjutanten; des Kondukts der scharlachnen, in Gold und Silber strotzenden Nobelgarden, der in reicher Stickerei blitzenden Edelknaben, Stallmeister und hinter den betreßten Federhüten zahlloser Hofbedienten schwand bei den feierlichen Aufzügen dem staunenden Auge beinahe die Hoheit des Gastes, dessen Rock der einfachste war von allen ihn umgebenden Röcken, aus welchen sich eigentlich der Totaleindruck dieser Schauspiele komponierte. In den Gesichtern zu lesen blieb hier keine Zeit, wo Kleid und Dekoration ein Übermaß von Bewunderung in Anspruch nahmen; endlich gab es der lesenswerten Gesichter so viele, daß auch das Antlitz berühmter Menschen den Wert der Seltenheit einbüßte und nur noch als ein integrierender Teil des Kostüms in das Auge fiel. Die herrlichen Rosse mit golddurchflochtenen Mähnen, das von edlem Metall bedeckte Geschirr, die Pracht der Livreen, der flitternde Samtbehang des Kutschbockes, die schmuckvolle Eleganz der Staatskarosse, dann die Orden, Diamanten und das Prachtkleid des darin Sitzenden, endlich erst die Augenfrage: wessen ist wohl dies Gesicht? und zwar nicht sowohl dieses Gesichtes willen, als darum, wessen dieser reizende Wagen sei? — es hätte ja auch bloß Porträt und Kleid der Person ledig darin hängen können und die Menge würde ebenso herbeigeströmt und befriedigt worden sein.

Die Stallpartie machte seit alter Zeit eine der glänzendsten und populärsten Seiten des kaiserlichen Haushalts aus; damals gedieh sie zur höchsten Gunst im Publikum. Obriststallmeister Graf Trauttmannsdorff[1]), welcher dies schwierige Amt mit nicht gemeiner Umsicht und Wahl, wiewohl nicht zur vollen Zufriedenheit des sparsamen Kaisers, versah, ward als Sonne alles Glanzes verehrt, der von dieser Himmelsgegend ausfloß, und war auch allerdings der Mann von Energie und Repräsentation, welche diese Stellung damals erforderte. Die jugendlich-kräftige Gestalt, in dem reichen Ornat auf prächtig geschirrtem Rosse, umgeben vom glänzenden Bereiterstab, an der Spitze der Festzüge und Fahrten, gab ein äußerst gefälliges Bild, dem alle Augen folgten. Der Vater des Grafen, Obristhofmeister Fürst Trauttmannsdorff[2]) aber erwarb das größere Verdienst, unter schwierigen Umständen sein mit Rücksichten aller Art überladenes Amt mit richtigem Takt, genauer Kenntnis der Sachen und Personen versehen und die angemessensten Entwürfe zu den Festlichkeiten entworfen oder gewählt und mit verhältnismäßig geringen Mitteln ausgeführt zu haben. Allen Hofämtern und Behörden, welche freilich hier nur im Sinne des Kaisers handelten, gebührt nachträglich noch die Anerkennung der rücksichts-

1) Johann Nepom. Norbert Fürst Trauttmannsdorff-Weinsberg (1780–1834), Oberststallmeister seit 1813 (S. Hof- und Staatsschematismus).

2) Ferd. Fürst Trauttmannsdorff-Weinsberg, österr. Staatsmann (1749–1827), seit 1807 Obersthofmeister. Die Souveräne zeigten sich übrigens für seine Bemühungen sehr erkenntlich. „Fürst Trauttmannsdorff zeigte gestern sechs Tabatièren, die die Zusammenkunft der Souverains ihm eingetragen, sagend, diese sechs Dosen seien im geringen Anschlag 40,000 Gulden klingend geschätzt," lautet es im Vortrag vom 28. Mai 1815 (s. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei l. c. S. 473).

vollsten Liberalität und Bereitwilligkeit, mit welcher gegen alle Stände verfahren, billige Wünsche beachtet und, so weit dies irgend anging, das große Publikum in den Bereich der Festfreuden gezogen und für seinen Anteil dabei Sorge getragen ward. Das ist wieder so eine der Lichtseiten unseres öffentlichen Lebens, welche nichts gemein hat mit den zeremoniellen Fiktionen, welche der Menge einmal im Jahre etwa einen erleuchteten Garten oder Korridor Preis geben, um die übrigen dreihundertvierundsechzig Tage sie um so entschiedener hintanzuhalten.

Der große Hofraum der Burg, dahin von vier Seiten die Wohnungen der anwesenden Potentaten öffneten, wo ebensoviele Haupt- oder Ehrenwachen, jede eine Kompagnie unter Fahne, alle Augenblick vor den aus- und einfahrenden Notabilitäten ins Gewehr riefen und traten, trommelten und präsentierten; wo sich das ganze breite Kongreßgewühl in das Becken goß und von da wieder nach ferneren Punkten abfloß — dieser oblonge, weite und doch gedrängt erfüllte Raum bot einen unbeschreiblichen Anblick. — Nach der Seite des „Schweizerhofes", der nach dem Josefsplatze mündet, auf welchem die diensttuenden Hofequipagen, die berittene Hofdienerschaft, die Ordonanzen hielten, die Garden aufzogen, wogte dicht, daß kein Apfel fallen konnte, die Menschenflut fort und fort nach den zunächst gelegenen Palästen, wo sich allenthalben Knoten des rauschenden Netzes schürzten. Nach der andern Seite, dem „Amalienhof" zu, standen lichter die Haufen, und stiller ward es, je näher man durch die Portale dem „Platz hinter der Burg" kam, wo in der Nachbarschaft des an revolutionäre Tendenzen erinnernden „Ballhauses", und gegen die Vorstädte durch Basteien geschützt, der Palast der Haus-, Hof- und Staatskanzlei in ernster Majestät Ehrfurcht und Schweigen gebietet. Leisen Trittes zogen einzelne Fuß-

gänger durch das pythische Gebiet — der einsame Platz bildet wirklich ein Dreieck — verstohlene Blicke nach den Fenstern mit grünseidenen Gardinen sendend, hinter welchen Europas Pläne reiften.

Die Mehrzahl der Festordner bestand auf der Ansicht: die militärischen Schauspiele möglichst zu beschränken, weil dergleichen im Felde sattsam und jedenfalls besser gesehen worden sei. Nichtsdestoweniger ließ man im Verlauf des Herbstes die Prachtpilze der Wacht- und Kirchenparaden 1), der Truppenschauen und Waffenübungen munter wachsen, da ein Teil der Gäste eben so sehr auf den taktischen Mechanismus erpicht schien, als dieser den andern langweilte. Auch dem Publikum war es nicht sonderlich darum zu tun. Der Eindruck, den vorübergefahrenes Geschütz hervorbringt, ist je nach den Zeitumständen sehr verschieden. Im tiefen Frieden erscheinen die Kanonen ohngefähr wie die Dachrinnen bei schönem Wetter. In der damaligen Festperiode stellten sie den Böller bei der Kirmeß vor. — Die Bevölkerung der Residenz rückte allerdings aus, wenn die Truppen ausrückten; betrachtete indes diese nur als die Dekoration, als die Hauptsache aber die zahlreiche Suite, welche den Monarchen zu Pferde folgte — diese prachtvolle Wolke; jeder Tropfe eine Berühmtheit! Genau betrachtet blieb sich dies Schauspiel immer gleich; ob es zu Pferde, im Wagen oder Schlitten, bei Tafel oder im Ballsaal vor sich ging — der Zweck, die Mittel blieben immer dieselben; jedes Fest ward bloß eine etwas veränderte Form ihrer Anwendung. Es bewegte sich ausschließend um äußerste Äußerlichkeiten, daher in der Regel gewisse Staatsmänner fehlten. Hätten nicht 700 Dilettanten ein Oratorium 2),

1) Derartige Paraden fanden am 2. und 18. Oktober 1814 statt.

2) Das Oratorium Samson von Händel fand am 16. Okt. 1814 in der Reitschule statt und wurde von 700 Personen ausgeführt. Vgl.

einige Hochadelige ein französisches Lustspiel aufgeführt, die Musen wären wahrhaftig ganz leer ausgegangen. — Bei minder günstigen Verhältnissen als sie Wien darbietet, hätte dieser etwas prosaische Prunk sogar ermüden können; indes speisten das Strombette, darin er steuerte, die tausend unversiegbaren Quellen des Volkslebens, und jeder Stand trug, indem er schöpfte, das fördernde Element zu. — Dem verständigen Beobachter unserer geselligen Zustände konnte die Wahrnehmung nicht entgehen, wie jede Klasse der Einwohnerschaft im öffentlichen Leben ihre breite Berechtigung findet, ohne die Sicherheit und das Behagen der andern zu gefährden; wie jeder Stand sein Selbstgefühl dem andern gegenüber ohne widerhaarige Anmaßung geltend zu machen weiß und dabei in seiner Selbständigkeit, welche ihm eben die Staatsgliederung verleiht, von der Willfährigkeit des andern unterstützt wird. Die Stufung gewährt hier den grenzenlosen Spielraum zum heiteren Treiben, auf- und abwärts, nach allen Richtungen und läßt den Vornehmen auf den Tummelplätzen der Vorstädte, den geringen Mann im Strudel der schönen Welt seine Rechnung finden 1) — In diesem Sinne ebnen auch mancherlei In-

„Briefe des neuangekommenen Eipeldauers usw. Wien, 1815, 2. Hft. S. 41 f.", der unt. and. schreibt: „Bei dem Oratori hab'n wieder sieb'nhundert Delinquenten — will i sogen Du leck d'anten mitthan, folgli had der Samson stark gnue werden kinnen ... Das ganze Oratori, so schön als s' war — had do bei weid'n nid so viel Beifall g'habt, als s' erschi, di G'walt der Musi — denn es soll bald mehr für d' Kenner g'schrieb'n und so gleichsam in d' Kirchenmusi g'fall'n seyn ..."

1) Varnhagen: „Der Wiener Tag schien aus besonderem Stoffe gemacht, was er berührte, nahm er in sein Behagen auf; was jedermann täglich muß und will, und doch meist nur gleichgültig abtut, essen und trinken, sich ergehen, umherschauen, alles wurde in dieser Lebensgewöhnung unwiderstehlich zum Vergnügen und Genuß." (Not. d. Verf.)

stitutionen und Gewohnheiten dem Ehrgeiz und materiellen Interesse der unteren und Mittelklassen die Wege und vermitteln den Unterschied zwischen Arm und Reich, der sonder Groll und Argwohn sich in Wien begegnet. So gedeihen selbst demokratische Einrichtungen, ohne mit Eifersucht überwacht zu werden, z. B. unser Bürgermilitär, insgemein „Nationalgarde" genannt. In Uniformierung und Exerzierfähigkeit hatte es sich damals mit dieser schmucken Zivilarmee seit 1809 noch wesentlich gebessert und ihr ward jetzt die ehrenvollste Betätigung, worauf sie auch allerdings Anspruch machte. Sie teilte sich mit dem Militär in den öffentlichen Dienst, die Ehrenwachen; der Bürgeroffizier hatte den Zutritt, welchen das Portépée verleiht. So verschlingen sich die sonst entfernten Interessen. Daß zuweilen auch spaßhafte Erscheinungen aus diesem Kreise auftauchten, kann bei der gemischten Zusammensetzung solcher Korps eben nicht Wunder nehmen. Fast rührend war das Hervortun des kleinen Bürgerstolzes, sobald er sich von seiner Schüchternheit etwas erholt hatte. Wenn jener sehr korpulente Brauer, dieser hagere Posamentier, die Silberschärpe über dem Nabel und beinahe fürchterlich anzuschauen unter dem wehenden Pelzwerk der ungeheueren Bärenmütze, das Söhnlein an der Hand, ein Rudel aufgeputzter Weiber und zwei scheue Gevattern in weißen Handschuhen hinter sich am Schlepptau, durch die Spaliers des Militärs brach, das Salutieren der Schildwachen stolz erwidernd, der Sippschaft beneidete Plätze anwies, dann wieder auf seinen Ehrenposten zurückkehrte und die glückliche Ehefrau sofort viel und laut von ihrem Mann, dem „Leutnant bei den blauen Grenadiers" sprach, damit die Zunächststehenden erführen, sie sei die Gattin dieses Mächtigen — das war sehr spaßhaft, indes auch fast jedesmal erfreulich, ob der Genugtuung, welche es dem kleinen Ehrgeiz zu verschaffen

schien. — Das ist das Geheimnis der österreichischen Machthaber: sie kennen die Elemente, die sie bewegen, handeln stets rücksichtsvoll und gehen darin den Reichen und Vornehmen mit gutem Beispiel voran. In diesem Sinne ward die Plebs allenthalben mit den beaux restes der Feste bedacht: die gemalte Leinwand, das Rüstwerk, die besudelten Draperien, Zierrat, Vergoldungen usw. ihm Preis gegeben. An den Vorabenden großer Hofbälle stellte die Hofkonditorei mächtige Pütten mit flüchtig benützten Zitronenschalen, Apfelsinen und Ananasabfällen, Mandelgrütze den Armen zur Beute aus — die Hofküchen spendeten tagtäglich vom Überfluß an die Not 1). — Die Wiener Plebs ist eine gute Art Pöbel; zwar hat sie ebenfalls wenig Anlage zur Liebenswürdigkeit, eben so wenig indes zur Philosophie des Proletariers. Die neidische Malice gegen das Eigentum, die der höheren Bildung gehässige Frechheit kennt sie nicht. Aber das glaubt sie verlangen zu können, daß der Reiche und Vornehme etwas „aufgehen" — „sich sehen" — sie „durchs Schlüsselloch gucken" lasse und nichts wegwerfe oder knausernd vertrödle, was er, der Plebejer, noch benutzen oder besser verwerten kann. Panem et circenses! — Als die Monarchen sich in London aufhielten 2),

1) Ein alter und schöner Brauch verpflichtet wie die Hofapotheker so auch die Hofköche, jedem Bedürftigen, im Falle dringender Not oder Unpäßlichkeit, Heilmittel oder labende Speise zu reichen. Daß dieser Brauch vorsichtig beschränkt werden muß, um nicht mißbraucht zu werden, versteht sich von selbst. Eine Dame meiner Bekanntschaft, welche, in sonst guten Verhältnissen, als Witwe eines Staatsdieners Pension bezog, sprach regelmäßig, wenn sie vor Tische zur Stadt ging, in der Hofküche vor und erbat sich als „arme Pensionistin" eine Tasse der köstlichen Fleischbrühe, welche hier gereicht wurde (Not. d. Verf.).
2) Alexander I. von Rußland und Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatten sich nach dem Pariser Frieden im Juni 1814 zum Besuch des Prinzregenten noch London begeben (S. F. C. Schlosser

will man dort die Bemerkung gemacht haben, daß viele Familien der geringeren Klasse ob des schaubegierigen Zeitverschleudern verarmten. In Wien konnte dies nicht so leicht erfolgen, denn hier war die Lebensart der ärmeren Leute, der soziale Verkehr schon darauf zugeschnitten.

Diesen Zuständen maß sich das große militärische Diner zu 20000 Gedecken an, unstreitig die Krone der kriegerischen Feierlichkeiten in populärster Form 1). Wer hätte gedacht, daß das alte Jagdhaus im Prater, insgemein „Lusthaus" genannt, geeignet sein würde, das Hauptquartier eines solchen grandiosen Armeeschmauses aufzunehmen. Wo der Mittelstand Wiens sonst seine Radise zu Butter und „Plutzerbier" verzehrt, tafelten die Kaiser, Könige und Feldherrn Europas — auf der Estrade die Generale, Adjutanten, der Stab. Trophäen schmückten das Haus, rings erhoben sich Waffenobelisken. Drei Schiffsbrücken mit Wehrzeug dekoriert, führten über den Kanal, aus dem Park in die Ebene. Im unabsehbaren Zirkel kreisten die Tafelreihen mit schmausenden Soldaten, dazwischen die Offizierstische, um eine ungeheuere, auf Kanonen ruhende, von Geharnischten bis zum Gipfel besetzte Waffenpyramide. Im Hintergrunde weit rauchten die Koch- und Backöfen, ragten die Marketenderzelte, donnerte das Geschütz zu den Toasten. Ein hinreißendes Schauspiel, wenn nun einer der Monarchen auf die Galerie des Lusthauses hinaustrat, das Glas nach der Ebene hinausschwenkend, berittene Adjutanten den Toast im Galopp über den Strom trugen und nun

Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französisch. Kaiserreiches. Heidelberg, 1848, 7. Bd. 2. Abt. S. 1190). S. auch J. B. Skall, Memorabilien vom Königskongreße, Handschrift in der k. k. Fideikommißbibl. zu Wien, S. 99 ff. (ausführlich).

1) Es fand am 18. Oktob. 1814 zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig statt.

30000 Kehlen antworteten, endlich auch 150000 Zivilstimmen und die Kanonen einfielen.

Wer von den Hofredouten zwei sah, hat alle gesehen. Die große[1]) zu 12000 Menschen imponierte mir lediglich durch das Kolossale der Räume und Massen. An 8000 Wachskerzen in zwei ungeheueren Sälen; alle Estraden mit Sammt bedeckt; hier rot und Gold, dort Silber und blau die Farben; ein dritter kleiner Saal in einen Orangenhain umgewandelt; Thronhimmel für die Herrscher und Mächtigen; allenthalben schwimmende Buffetts mit den köstlichsten Erfrischungen, aber auch allenthalben ein mörderliches Gedränge, denn die wackeren Leute, welche an den Türen die Eintrittskarten abnahmen, verkauften diese sogleich wieder zu sehr schönen Preisen. Von zehntausend mit der kaiserlichen Krone geprägten Tee- und Eislöffeln soll, der Sage nach, ein Viertel im Gedränge sich verloren haben.

Ohne Zweifel lieferte die „Redoute parée" hierauf die Probe des zu höchst gesteigerten Glanzes, des raffiniertesten Geschmackes, des auserlesensten Vereins von Toiletten und Schönheiten. Die reizendste Farbenmischung aber verblich; die sinnreichsten und schimmerndsten Masken verschwanden in den alles überstrahlenden Lichtblitzen zahllos wie Sterne am Himmel ausgesäter Diamanten. Nicht einer, der nicht einen schönen Stein an der Brust, eine Agraffe im Knoten des Halstuches, keine Dame, welche nicht den Schmuck ihrer sämtlichen Bekanntschaft an ihre Toilette verteilt, zur Schau trug[2]). Alle Reichen und Vornehmen hatten ihren

1) Die große Redoute wurde am 2. Oktober abgehalten und der sogenannte bal paré am 9. Oktober.

2) S. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei l. c. S. 268f.: „Über das gestrige Carrousel sind die Fremden allgemein erstaunt und zwar vorzüglich wegen des Reichthums an Schmuck bei den Damen. Die Preußen sagen mir: „Du mein Gott, da kann man ja damit drei

umgefaßten Hausschmuck; der Hofjuwelier Sieber1), als Nabob von Mysore, ein ganzes Brillantenmagazin auf sich; Esterházy2) trug seine mit Solitärs besäte Gardeuniform; alle Erzherzoge ihre Toissons in Brillanten, darunter welche von der Größe eines Taubeneies; der Kaiser dazu seine Diamantenknöpfe — die Kaiserin die auserlesensten Steine der Schatzkammer, und in diesem Maße wetteiferten der Hofstaat, die höchsten und hohen Gäste, so zwar, daß selbst Sir Sidney Smith3), welcher sonst immer im blauen Frack und hohen Vatermördern erschien, heute Admiralsuniform, alle seine Orden und — eine Stein-

Campagnen führen." Ein Banquier aus Florenz sagte, er wüßte sonst so ziemlich Schmuck zu taxieren und habe in den größten Städten Europas viel an Schmuck gesehen, aber diesen Prachtaufwand in Wien wisse er nicht zu schätzen." Vgl. auch die „Briefe des neuangek. Eipeldauers usw. W. 1815, 2. Hft., S. 16 u. 18": „. . . hab a Stuck ein acht Tag d'rauf no alleweil ein Augenentzündung g'habt von den Bruillantenfeuer, denn es hat's ordentli a Dam der andern z' Wett g'than."

1) Johann Anton Sieber, geb. um 1787, Juwelier in Wien, auch Mitglied der Wildensteiner Ritterschaft (s. Schimmer, Gesch. der Wildensteiner Ritterschaft, S. 133), hatte sein Geschäft mit dem Schild „Zum Kaiser von Rußland" seit 1809 auf dem Graben (alt Nr. 171). Das Geschäft bestand noch nach seinem Tod (am 2. November 1843) und wurde von der Witwe geführt (s. Anton Redl, Handlungsgremien- und Fabrikenadreßbuch f. d. J. 1820 S. 44; s. Frz. V. Fray, Allg. Handels-, Gewerbs- und Fabriks-Almanach, 1844, S. 171).

2) Nikolaus III., Fürst Esterházy (1765—1833), österr. Feldzeugmeister. Sein Reichtum war unendlich. Es handelt sich hier um die berühmte ungarische Paradeuniform, die einen Wert von 7 Millionen Gulden hatte und deren Reparatur nach jedem Tragen 8000 Gulden kostete.

3) Sir William Sidney Smith (1764—1840), englischer Admiral, der 1799 Alexandrien bombardierte und Napoleon bei St. Jean d' Acre durch kräftige Unterstützung der Türken zum Rückzug nötigte. Er wollte beim Wiener Kongreß namentlich die Abschaffung der Sklaverei unterstützen, drang aber nicht durch.

agraffe in der Halsbinde sehen ließ. Indes, wie Rang, Reichtum und Schönheit gleich siegreich hier unter dem Diamantenschilde um den Parisapfel stritten, ein Zug adliger Damen, in vier Gruppen die „vier Elemente" darstellend, überwand sie alle, kraft der Poesie, denn an ihnen strahlte der Edelstein nur als Glorie derselben. In Diamanten schimmerte die „Luft"; in Rubinen spielte das „Feuer"; der Perlen milder Glanz schmückte das „Wasser", goldbraune Topasen die „Erde"; vielleicht unbewußt der tieferen Bedeutung, daß einst die Magie unter den Edelsteinen die Gehäuse der Elementargeister ähnlich gewählt 1). — Viertausend Personen waren geladen; die Zahl der Anwesenden aber mochte um die Hälfte mehr betragen, denn der Kurs der Eintrittskarten hatte, obgleich diese ursprünglich gratis ausgegeben wurden, eine unerhörte Höhe erreicht. Ohnedies war die Sache schon äußerst kostspielig, weil, wer unmaskiert kam, im Habit habilé erscheinen mußte: die Damen weiß, hellblau oder rosenrot; die Herren im blauen oder schwarzen Frack, mit weißen oder schwarzen Eskarpins und Plümage, was mitunter seltsame Figuren und amüsante Unterhandlungen mit den an den Eingängen aufgestellten Kontrolleuren lieferte. Die Klapphüte waren

1) Die Gräfin Bernstorff schreibt in ihren Aufzeichnungen (Berlin 1896. 1. Bd. S. 155): „Eines prachtvollen Aufzuges von vierundzwanzig schönen Wienerinnen erinnere ich mich mit Vergnügen. Sie stellten je sechs und sechs die vier Elemente vor. Für die Luft waren die jüngsten und zartesten Gestalten gewählt, sie waren in den leichtesten Flor gehüllt. Die Meernymphen waren reich geschmückt mit Perlen und Korallen, und man vermißte keines ihrer Attribute. Für das Feuer war man weniger skrupulös in Betreff des Alters gewesen, und so nahm unsere Freundin, die Fürstin (Franziska) Kaunitz, eine Stelle unter den Sechsen ein, die sie gar nicht unwürdig ausfüllte; ihre Augen brannten um die Wette mit den feuerfarbenen Gewändern, und es ward mir ganz heiß, als dieses Salamandergeschlecht an mir vorüber-

so selten geworden, daß sie, aus weiter Ferne verschrieben, kaum zureichten, daher man auch bis kurz vor Anbeginn des Festes überall Diener und Dienstmädchen mit befiederten Dreiecken laufen sah; vor den Huthandlungen schlug man sich, wie vor den Bäckerladen in teuerer Zeit. Indes, das Kostüm rechtfertigte jedes Opfer; es verlieh die sonst unerreichbare Ehre, als Prachtauge im Pfauenschweif des Hofstaates zu leuchten. — Als gegen Mitternacht die Zahl der Anwesenden zunahm, wiederholte sich der Andrang bei den Buffetts in ähnlicher Art, wie bei der großen Redoute. Die zu vorderst an die Kredenztafeln Gedrückten lagen zusammengebogen, wie vor den Feuern die Punschnäpfe anbetend; die Hintermänner griffen über die Niedergestaugten hinweg nach den schöpfenden Mundschenken; im Rücken der Trinkenden drängte kreischend der Dürstenden bunte Phalanx. Ein Mann im schwarzen Hofkleide, die Lende mit dem stählernen Staatsdegen gegürtet, das Haupt gepudert, im Nacken den ehrwürdigen Haarbeutel, unter dem Arm den symbolischen Chapeau-bas, ließ einen Machthaber ahnen, der in dieser Not, wenn auch nur zu einem Glase Wasser, verhelfen könnte. Gefällig führte mich 1), den Bittenden, der Höfling durch geheime Gänge und Türen in die „Hofzuckerbäckerei", wo er wie zu Hause schien und sich alsbald zu erkennen gab als: „der Hof-Flachmaler N." — mit anderen Worten: der Anstreicher.

schwebte. Ihnen nach wandelten schweren Tritts sechs wohlbeleibte Matronen, ganz mit Juwelen und Gold und anderen edlen Erzeugnissen der Erde bedeckt, wovon jede sehr würdig die Mutter Erde vorstellte. Auf ihren Häuptern trugen sie goldene Körbchen, so schwer mit den Früchten des Herbstes beladen, daß der einen die Stirn unter den Bändern, an welchen der Korb befestigt war, blutete." Vgl. darüber auch die „Briefe des Eipeldauers l. c. 1815. 2. Hft. S. 16 ff."

1) Schönholz war damals noch nicht 14 Jahre alt, also wohl kaum erlebt.

Stellt man mit jenem kolossalen Militärfeste und diesem Hofmaskenball in großer Gala das romantische Diner 1) in den köstlich geschmückten Treibhäusern Schönbrunns, dann die mit wahrhaft kaiserlicher Pracht und Majestät ausgestattete Hofschlittenfahrt 2) zusammen, so hat man die vier Hauptsäulen, welche, jede in ihrer Art ein Meisterstück, den Dom der Kongreßfeierlichkeiten trugen. Das Treibhausfest erinnerte wieder lebhaft an den Apollosaal; weder Grotten und Wasserfälle, noch die mythologische Anspielung eines mitten im Busch von erotischem Gewächs magisch erleuchteten Standbildes der Göttin Flora 3) fehlten. Sehr sinnreich breitete über die Haupttafel, daran die höchsten Personen speisten, eine Riesenpalme ihre Blattfächer aus. — Die „Schlittage", bei welcher das prätentiöseste Auge nichts als den nötigen Schnee vermißte, gewährte das höchst pikante Vorspiel der Rollenverteilung unter den fahrenden Kavalieren und Damen. Bereits seit 14 Tagen waren im

1) Es fand am 11. Oktober statt, im Schloßtheater wurde die Oper „Johann von Paris" aufgeführt, sodann war Ball im Orangeriegebäude bei illuminiertem Garten.

2) Die große Schlittenfahrt in 34 Schlitten fand am 22. Januar 1815 statt. Joh. B. Skall in seiner Handschrift (kais. Fideikommißbibl.) schreibt (2. Bd. S. 96): „Dabei muß bemerkt werden, daß Ihre Majest. die Kaiserin von Österreich, ihrer Gesundheit wegen, die Fahrt im offenen Schlitten nicht mitzumachen geneigt waren und sich daher, zumal auch Ihre Majestät die Königin Karoline von Bayern in gleichem Falle gewesen, mit Höchstderselben und mit der durchlaucht. Prinzessin Clementine in Begleitung Sr. Maj. des Königs von Bayern abgesondert, in sechsspännigen zugemachten Wagen nach Schönbrunn voraus begeben hatten."

3) „Die Göttin (Flora) stand auf einem erhöhten Fußgestelle. Um sie herum verkündeten zahlreiche Blumen die Fülle ihrer Gaben. Von oben strahlte, verdeckt, eine Astrallampe, welche die Göttin und den oberen Teil ihres Tempels beleuchtete, in welchem Genien Blumenkränze schwangen" (s. J. B. Skall l. c. I, S. 135).

Publikum zahlreiche und hohe Wetten eingegangen worden: daß die Kaiserin Ludovica und das bayerische Königspaar nicht Teil nehmen würden. Le pourquoi du pourquoi, c'est le pourquoi même! Bei Schlittenfahrten kommen stets die verhülltesten Sympathien zur Sprache; es handelt sich hier um Ritterdienste, auf welche das schöne Geschlecht vorzugsweise Wert legt. Eine Hofschlittenfahrt steht aber zugleich unter dem eisernen Gesetz der Etikette. Die obersten Hofämter zogen sich mit einem Meisterstreich aus der Affäre: sie ließen über die ersten fünf Paare Wahl, über die folgenden das Los entscheiden, und alle Klippen und Riffe waren umschifft[1])

Für viele, welche meiner Altersklasse angehören, wird der Name des Hoftraiteurs Jann[2]) noch einen guten Klang haben, ihnen eine liebe Jugenderinnerung sein. Im „Augarten" und im Schlosse zu Schönbrunn gewährten die Speisesäle dieses auf seinem Posten tüchtigen Wirtes stets einen anziehenden Ruhepunkt. Das gebohnte Parkett, die Stukkaturen, Vergoldungen, die großen niederländischen

1) Im ersten Schlitten fuhr die Kaiserin Elisabeth und der überall, für sein Teil, pflichtgetreue Kaiser Franz. Im zweiten fuhr Kaiser Alexander, anstatt der Kaiserin Ludovica die — Fürstin Auersperg. Im dritten saß der König von Dänemark mit der Großfürstin Maria von Weimar; im vierten der König von Preußen mit der Gräfin Zichy; im fünften der Großherzog von (Karl Friedrich) Baden mit der Oberstthofmeisterin Gräfin Lazansky (Note d. Verf.). — Julie Gräfin Zichy, geb. Festetics, seit 1806 mit Graf Karl Zichy vermählt, gestorb. am 8. Novemb. 1819, die „beauté céleste des Wienerkongresses, welcher der König von Preußen huldigte. — Marie Gräfin Lazansky, geb. Falkenhain, war Oberstthofmeisterin der Erzherzogin Leopoldine und damals schon verwitwet.

2) Franz Xav. Jann, früher Hoftraiteur in Schönbrunn, später im Augarten, auch in der Himmelpfortgasse, galt für den ersten Speisewirt Wiens (s. Neuestes Sittengemälde Wiens, Wien, 1801, S. 95 ff).

Ölgemälde, die schweren Lustres, das feine Service, die höfische Livree der Bedienung, der Takt und Ton, in welchem hier verkehrt wurde, alles schraubte den Gast in eine höhere gesellige Sphäre — man speiste gewissermaßen für sein Geld bei Hofe. Später veränderte sich das: die Mode wendete sich ab vom Augarten und von Schönbrunn und ließ somit ebenfalls Herrn Jann im Stiche. Der Kongreß konnte jetzt vieles gut machen: man versprach daher dem Traiteur, „auch an ihn denken zu wollen". Jann dachte wieder daran: wie er es anfange, dieses Versprechens auch froh zu werden? Da fiel in die Nacht seiner Seele ein Strahl vom Himmel —: ein Volksfest[1]) im Augarten!

Dem Obristhofmeister wollte der Plan nicht munden; allerdings stand ein „Volksfest" noch nicht auf der Liste; indes die vorgeschlagenen Arrangements, das ungünstige Wetter — dem Fürsten schwante ein fiasco; er suchte auszuweichen. Wer nicht abließ, war der Hoftraiteur; das aber sah er ein: ein Rührtreffer müsse gefunden werden. Da fiel ein zweiter Strahl in seine Seele —: ein Volksfest zu Ehren der Veteranen, d. h. der Invaliden! — Nachdem Oberst Paulich,[2]) der menschenfreundliche Komman-

1) Es wurde am 6. Oktober 1814 veranstaltet. Der Hauptplatz des Augartens war mit den Flaggen der verbündeten Mächte ausgeschmückt, für die allerhöchsten Herrschaften waren Tribünen errichtet, bei der Ankunft der drei Monarchen begann die Kunstreitergesellschaft des de Bach das Fest mit allerlei Produktionen, hierauf wurden verschiedene Nationaltänze veranstaltet. Einen erhebenden Anblick gewährte das Mahl von 400 Veteranen der österreich. Armee, welche an sechs Tafeln bewirtet wurden. Auf der Terrasse brannte Stuwer ein imposantes Feuerwerk ab, dessen Hauptfront den Stefansturm vorstellte. Verschiedene Illuminationen und ein Ball beschlossen das Fest (s. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten, I., S. 173).

2) Franz von Paulich, geb. zu Karlstadt am 5. März 1772, gestorb. zu Wien am. 28. Januar 1845, Kommandant des Invalidenhauses.

dant, zum Besten seiner Pflegebefohlenen sich hatte bereden lassen, mußte der Obristhofmeister mal gré bon gré dem Abenteuer schon Raum und den Augarten preisgeben. Was die Anstalten zur Beleuchtung der großartigen Gartenanlagen, der sonstigen Dekorationen betraf, so war das allerdings gut gezeichnet und geschmackvoll entworfen, wenn auch nachlässig ausgeführt. Nichts spaßhafter aber als die Gaukeleien, welche dabei das Volkstümliche hergeben sollten — Gaukeleien, wie Sackspringen, Stangenklettern usw., an welche sich ein Aufzug der „Veteranen" unter Anführung ihres würdigen Kommandeurs und ihrer Offiziere anschloß!! Indead, a fearful point and a great trial of amusement! Glücklicherweise hatten sich die höchsten und hohen Herrschaften ziemlich sparsam eingefunden; trübe Wolken hingen über der diplomatischen Welt und dem Augarten und entleerten sich abends in diesen, alle Wege in Sümpfe, die beabsichtigten massenhaften Lichteffekte in einzelne Nebelflecke auflösend, so daß von einer „Illumination" nur erst des anderen Tages in der Wiener Zeitung die Rede sein konnte. Ein unabwendbarer Unstern schien über dem Augarten zu walten. Kurz darauf geriet auch Sir Sidney Smith hier mit einem Ball [1]) „zum Besten der Christensklaven in den Raubstaaten" auf eine Sandbank, indem er alle Ritter dazu eingeladen und sich nur sehr wenige eingestellt hatten. Die alte Seemannsdevise: „un port de

(S. Militärschematismus; Joh. Swoboda, Die Zöglinge der Wiener-Neustädter Militärakademie usw., Wien, 1870 S. 174). Über seinen Tod s. „Sonntagsblätter, Wien, 1845, S. 144."

1) Am 29. Dezember 1814 (Vgl. Graf de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses, München, G. Müller, 1912, 2. Bd. S. 86 ff., woselbst ich aber das Datum leider falsch angegeben habe). Vgl. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei l. c. S. 330: „Über das gestrige Piknik im Augarten wird entsetzlich raisonnirt als über ein höchst albernes und lächerliches Projekt: kein einziger Engländer war dort außer

mer est comme un coeur de femme, n'y entre pas qui veut" mochte den Admiral zu der allerdings sonderbaren Bestimmung veranlaßt haben: daß je zwei Ritter eine Dame, jeder Komtur ebenfalls eine, jedes Großkreuz dagegen zwei mitzubringen hätten, was sich umgekehrt besser gemacht haben würde. Indes schien Sir Sidney überhaupt einer ganz eigentümlichen Behandlung der Dinge nachzujagen, daher der Komtur Cesarini, 1) der zur Vertilgung des Halbmondes im Mittelmeer den Malteserorden in Waffen wieder hergestellt wissen wollte, ihm eben recht kommen mochte zur Unterstützung seiner Kreuzzugspredigten,

Sidney Smith, der von der Opposition ist; deswegen war kein Engländer, die — wie sie in Wien anwesend — sämmtlich von der Ministerial-Partei sind, auf dem Piknik. Es waren dort nicht 300 Personen, darunter nicht 30 Frauen; um 11 Uhr war alles aus." S. J. B. Skall l. c I, S. 260f., der natürlich anerkennendere Worte findet.

1) Weder die Kanzlei des souveränen Malteser-Ritter-Ordens in Wien noch die in Rom konnte mir die Zugehörigkeit Cesarini's zum Malteserorden erweisen. Allerdings befindet sich in Rom ein Brief von ihm aus dem Jahre 1818, der die Aufnahmsbulle eines Aspiranten behandelt. Herr Sekretär H. v. Zwehl, dem ich diese frdl. Nachricht verdanke, meint, daß Cesarini vielleicht nur als Sekretär fungierte, da in den hinterlassenen Papieren des Großmeisters Hompesch sein Name nicht verzeichnet ist. Dagegen fand ich in den Polizeiakten im Archiv des Minist. des Innern (Nr. 362 ex 1800) folgenden Bericht aus Görz vom 28. Juni 1800: „Es befinden sich schon seit geraumer Zeit drei Individuen des Maltheserordens, Namens St. Priest, Bourdon und Cesarini allhier, welche mit dem Großmeister gedachten Ordens Freih. v. Hompesch nach Triest, sohin von dort mit Pässen des Triester Gouverneurs anher nach Görz kamen, ohne die eigentliche Ursache zu wissen, warum und sich noch beständig hier aufhalten." Daß Cesarini auf dem Kongreß weilte, bestätigt die Fremdenliste der „Vaterländischen Blätter, Wien, 1814, S. 484": „Cesarini, Malteser Kommandant, kommt von Paris, wohnt Nr. 1000."

mit welchen er an allen Ecken der Residenz, ein zweiter Kapistran[1]), auftrat. — Endlich wagte sich von Seiten Portugals noch Marquis Marialva[2]) mit einem Ballfest zu Ehren der hohen Kongreßversammelten in den verhängnisvollen Augarten. In Verbindung mit den Sälen des Hoftraiteurs erstand ein Holzpalast — eine Rotunde mit vier Portiken, malerisch dekoriert, prachtvoll ausgeschmückt, indes in den Dimensionen so vergriffen, daß das Gedränge bei einem Rout in Westend kaum sich unbehaglicher denken läßt; denn es war auf die Verteilung der Anwesenden im weitläufig zu beleuchtenden Garten, aber nicht auf Jupiter pluvius gerechnet, der abermals auf die tausend Lampen-, Spiritus- und Pfannenfeuer seine Urne unbarmherzig ausgoß.

Daß in einer die ritterlichen Sympathien allseitig anregenden Zeit ein „Karrousel"[3]), in der k. Reitschule von Kavalieren geritten, nicht ausbleiben konnte, lag in der Natur der Wiener Verhältnisse und zähen Lebensgewöhnungen. Vierundzwanzig altertümlich kostümierte Damen auf der Galerie entsprachen eben so vielen unten turnierenden Rittern, welche zu Preis des Ruhms und der Schönheit pappene Türkenköpfe spießten und niederschossen, gewiß sehr amüsant für sie selbst; wenig erbaulich für den Zuschauer. Da scheinen mir Quadrillen, wo alle Feinheiten der Reitkunst

1) Johann von Kapistran (1385—1456), Minorit, berühmter Kanzelredner, der namentlich zu Kreuzzügen gegen die Türken aneiferte.

2) Marquis Marialva, portugiesischer Gesander am russischen Hofe, später in Wien. Er kam laut Wien. Ztg. 1814 Nr. 321 am 15. Novemb. 1814 in Wien an. Uber sein Ballfest ist weiter nichts bekannt.

3) Am 23. November 1814 (Vgl. darüber Graf de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses 1814—1815. München, G. Müller, 1912, I, 270ff.).

und Pferdedreſſur ſich edler und mannigfaltiger zeigen laſſen und die weibliche Grazie ſich als Amazone herauswagt, denn doch noch pikanter und empfehlenswerter. — Aber, wie geſagt: das Koſtüm, die wechſelſeitige Schauſtellung der Perſönlichkeit blieb überall die große Hauptſache. Was Erfindung, Kunſt, Poeſie ſonſt geleiſtet haben möchten: die Höhe des „hiſtoriſch" Gegebenen konnten ſie nicht erreichen.

*

Von den mancherlei ernsten und possierlichen Zwischengerichten, welche die Geladenen ihrerseits für das europäische Picknick, dessen Ende kaum abzusehen war, steuerten, gelang Talleyrand – ce chat qui tombait toujours sur ses pieds – mit der Totenfeier für Ludwig XVI. unstreitig einer der glücklichsten Würfe, wiewohl diese gewiß nicht ohne ironische Hintergedanken in das Festgeräusch geschleuderte Todesmahnung wahrscheinlich spurlos in den hochgehenden Wogen der Zerstreuungslust untergesunken wäre, hätte Wien nicht die vorzüglichsten und imposantesten Mittel, von Seiten der Kirche und der ihr dienenden Künste sowohl, als des Hofes und seiner nächsten Umgebungen, dargeboten. So, ursprünglich auf eine Kapelle und einen kleinen Kreis politisch Andächtiger berechnet, ward ein Trauergottesdienst im großartigsten Stil, einem zahlreichen Publikum zugänglich, daraus, ein Schauspiel von tiefgreifender Wirkung, die meisten der anderen an Glanz, an Erhabenheit alle überragend 1).

1) Am 21. Januar 1815. Die Nahel fand die Feierlichkeit, die 40000 Franks kostete, äußerst „mesquine". Eine satirische Beschreibung davon findet sich in „Briefe d. neuangek. Eipeldauers l. c. 1815, 4. Hft., S. 20ff.," welche unt. and. schreiben, daß manches „schundi (armselig) und „knickerisch" ausgesehen hat und „da haben wir also auch just weiter nix neuch's und nicht prächtigers g'sehen." Und schließlich: „... aber durch die Bank hab'n alle Leud, nach dem Plarament und nach der Rederei, dö voraus g'gangen iß, weit mehr erwart't, als s' wirkli g'fundten hab'n."

Das zweite große, indes mehr tragikomische Entremet tischte Prinz de Ligne[1]) auf. Dem witzigen Mann von europäischem Ruf kam jetzt, gerade im Moment als er sich zu überleben Gefahr lief, noch ein Schicksalswitz zu statten: er starb, wie er es dem Kongresse versprochen hatte. „Ich bin dem Äskulap einen Hahn schuldig; meine Mittel gestatteten mir nicht, zu den Festlichkeiten beizutragen; so will ich dem Kongreß das Begräbnis eines österreichischen Feldmarschalls zum Besten geben. Das ist noch nicht da gewesen," hatte er sich geäußert, als er sich legte, und seine Gabe richtig vorherzusehen, die sich in den Zeitläuften schon mehrseitig politisch bewährt hatte, ließ ihn auch diesmal nicht im Stiche. Die Kräfte schwanden schnell; schon sterbend, als die Angehörigen seine kalten Hände küßten, nahm er den letzten Witzpfeil aus dem Köcher: „Mein Gott, wie schlimm muß es mit uns stehen, wenn man mich schon für einen Heiligen hält!" In der Tat schied er als Lebemann[2]), vielleicht nicht ohne coups d'oeil satisfaisant auf den günstigen Augenblick, ein schimmerndes Dasein

1) Karl Josef Fürst de Ligne (1735—1814), gleich berühmt als Militär, Mann von Welt und geistvoller Schriftsteller. Er war österreich. Feldmarschall, wurde aber in der letzten Zeit kaltgestellt, weil man ihn im ungerechten Verdacht hatte, als ob er sich an den Unruhen in den Niederlanden beteiligt hätte.

2) Vgl. darüber die Notiz über die Gräfin Johanna Desfours (s. I, 52 ff). Ein anderer Polizeirapport vom 3. Mai 1813 (Polizeiakten im Archiv d. Minist. d. Innern Nr. 655 ex 1813) besagt: „Der Fürst de Ligne soll dem neuen französischen Botschafter (Narbonne) ein Freudenmädchen zugeschickt haben, das ihm so behagte, daß er der aus Raab hier befindlichen Baronin Horwart den Abschied gegeben hat!" — Wenige Tage vor seinem Tod traf ihn J. Erich Bollmann bei einer schönen Kurtisane Rosalie Morel an, „wo er recht galant und witzig war" (s. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei l. c. S. 325). Über seine Bekanntschaft mit Aler. Pauline Panam in seinem letzten Lebensjahre s. Aug. de la Garde, Gemälde d. Wiener Kongresses, I, 384 f.

mit einem glänzenden Impromptu zu beschließen. Als Feldmarschall, Gardekapitän und Kommandeur des Theresienordens vereinte er die Würden, welche die Bahre eines Militärs mit königlichem Prunk umgeben. — Mit de Ligne begann die Spielart feingewindelter, vornehmer Menschen eines Zeitalters auszusterben, welches jedenfalls zartere Sitte kannte, wenn hinter dieser nicht selten auch Halbheit und Kraftlosigkeit eine täuschende Haltung suchten — diese Spielart großer Herren vom alten Schlage ist in unserer Armee kürzlich mit dem Prinzen von Hohenzollern[1]) ausgestorben. Seit de Ligne war dieser, was die Würden und das Leichengepränge betrifft, meines Wissens, der Vierte, von denen der treffliche Bellegarde[2]) das Andenken eines wahrhaft vornehmen Mannes im besten Sinne erwarb; Graf Ferraris[3]) aber das schönste Trauergeleite: die Tränen der Notleidenden und Armen. Der feine Sarkasmus, womit de Lignes gewandte Zunge Boudoir und Salon durchduftete, zerfloß geruchlos, sobald er sich auf die Straße wagte. Den Wiener Spaß, dieses eigentümliche Mittelding von Gassenschwank und Bonmot, volkstümlich auszuprägen, darauf verstand sich der Fürst nicht und würde dies auch verschmäht haben; daher seine Witzworte nirgends weniger bekannt wurden, als gerade in Wien — bis auf die, welche man ihm in den Mund legte. So verhalf ihm, wie manchem großen Herrn vor und nach ihm, die Volksdichtung zur Ehre des göttlichen Herakles, dessen Gestalt oben mit den Unsterblichen wandelte, das Schattenbild aber zugleich unten im Hades. Seine Popu-

1) Friedr. Franz Xav. Prinz von Hohenzollern-Hechingen (1757—1844), österreich. Feldmarschall, einer der Helden von Aspern und Wagram, später Hofkriegsratspräsident.

2) Friedr. Heinr. Graf Bellegarde (1760—1845), s. später.

3) Josef Graf Ferraris (1726—1814), österr. Feldmarschall.

larität war nichts weiter als der Ruf eines heiteren Sonderlings der vornehmen Welt. Damit nun kein dem Fürsten bei Lebzeiten günstiges Moment bei seinem Leichenzug fehle, erschien Sir Sidney Smith als englischer Admiral zu Pferde mit gezogenem Degen an der Spitze einer österreichischen Batterie, was selbst damals, wo das polyglottische Wien allenthalben in beliebig gemischter Zunge sprach, die heiterste Sensation erregte.

Einen nicht minder klangvollen Namen hatte, wie de Ligne durch Geist, so Graf Rasumowskyi), einst russischer Gesandter am kaiserlichen Hofe, sich durch sein Geld im Wiener Publikum verschafft. Eine wüste Stelle der Vorstadt Landstraße war auf das Machtgebot seines unermeßlichen Reichtums in das Eden einer fürstlichen Residenz umgewandelt; drei Paläste mit weitläufigen Gebäuden für Hausdienerschaft, Reitschule, Schloßkapelle und Marstall, ein herrlicher Park waren hier erstanden; eine Straße mit Portal und Baumreihen; eine Brücke über den Donaukanal dem Publikum eröffnet. Die Verschönerung seiner Vaterstadt, auch nur seines Wohnortes, erkennt jeder dankbar an, besonders wenn er nichts beizusteuern hat und zugleich, wie hier geschah, der gemeine Nutzen dabei bedacht wird. Überdies setzten die großartigen Anlagen und Bauten, die mit dem raffiniertesten Geschmack angeordnete Einrichtung der Paläste Millionen in Umlauf, davon ein großer Teil in die Taschen der Gewerbetreibenden floß. Und eben

1) Graf Andreas Rasumowski (1752–1836), seit 1793 in Wien russischer Gesandter, zeitweilig unter Paul I. abberufen, verblieb er doch in Wien, um unter Alexander I. wieder auf diesen Posten berufen zu werden. R. ist auch in Wien gestorben (Sein Porträt u. Abbildung seines Palais in „Aug. de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses, Münch. b. Müller, 1912)." Über R. vgl. besonders: Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben usw. herausg. v. René van Rhin (Ph. v. Bl.), München, G. Müller, 1913, an versch. Ort.

hatte der Krösus an die Krone des Werks, den „neuen Winterpalast", die letzte Hand gelegt und stand im Begriff, den Kongreß in diesen mit allem Schönsten und Seltensten geschmückten Räumen 1) zu bewirten, als am Vorabende des Festes alle diese seit Jahren mit unsäglichem Aufwand gehäuften Herrlichkeiten ein Raub der Flammen werden sollten 2). Mit dieser dritten großen und tragischen Episode blitzte nun endlich auch ein Schauer aus dem göttlichen Rate und ließ, wie den Strohbüschel auf dem Teller bei der Papstkrönung, die Schätze des Epikuräers vor den Augen der siegestrunkenen Welt in Rauch aufgehen. Talleyrand hatte das „memento mori!" — de Ligne das „vanitas, vanitatum vanitas!" gesprochen; nun erfolgte die Schlußmoral des „sic transit gloria mundi!"

Die Luftheizung mittels in die Wand gelegter Röhren, wie sie damals von Frankreich her sich in Wien Eingang verschafft hatte, ward der Keim des Verderbens. Die Feuer der Tag und Nacht für das bevorstehende Fest tätigen Zuckerbäckerei, hatten einen dieser Kanäle bis zum Glühen erhitzt, dieser einen Balken entzündet. So nagte wahrscheinlich schon seit zwei Tagen der Feuerwurm in den Eingeweiden des Opfers, während die Tapezierer es lustig mit Prunkdecken und Blumengewinden schmückten. Als in der Brandnacht der Rauch in die inneren Räume drang, wollte man das Feuer vertuschen, die Quelle aufspüren, und nun geschah alles, was in solchen Fällen vermieden, nichts, was beschleunigt werden muß. Sobald die Zugluft hinzutrat,

1) Als Maßstab kann der Umstand angeführt werden, daß die „geheimen Gemächer", ihrer Möblierung nicht zu gedenken, mit Silbergeräte, Toiletten, einer kleinen Bibliothek (angemessenen Inhalts), Springwassern und Wohlgerüche atmenden Blasebälgen versehen waren (Not. d. Verf.).

2) In der Nacht vom 30. auf den 31. Dezember 1814.

brach das kostbare mit Wachs, Öl, Harz getränkte Getäfel in helle Flammen aus; Tapeten und Draperien gaben die Zündfäden ab, um das Feuerwerk blitzschnell bis in die entlegensten Winkel zu verbreiten. Der herbeieilende Kammerdiener hatte eben noch Zeit, den ohnedies an Entkräftung kränkelnden und fast nur noch von aufregenden Spezereien lebenden Grafen dem erstickenden Qualm zu entreißen. Bald schlugen auf mehreren Punkten die Flammen zu den Fenstern hinaus; alle Türme Wiens gaben das Zeichen; Spritzen jagten, Militär zog, Reiter sprengten, die aufgeschreckten Bürger strömten durch alle Straßen hinaus nach der Brandstätte. Da gab es ein wahrhaft sehenswürdiges Schauspiel. Eine ganze Armee war bereits in Tätigkeit; die reiche Umfassung des Parks teilweise eingeworfen und eine Kompanie Pioniere eben beschäftigt, das seltene Strauchwerk der Anlagen niederzuhauen, um den Löschmaschinen nach der Gartenseite des Palais Zutritt zu verschaffen. Auf einem anderen Punkte chargierten Polizeidragoner die andrängenden Massen der Neugierigen, schnitten Häuflein davon ab und trieben sie an die vor der Schloßfront nach der Straße zu aufgefahrenen Spritzen. Unterdes wurden die Menschenmassen immer dichter, langten fortwährend neue Spritzen, Wasserwagen, frische Truppen, Generale, anwesende Freunde des Grafen — Kongreßgäste zu Pferde, endlich die Prinzen — der Kaiser an. Park und Straße wogten voll Uniformen und Federbüsche, Helme, Bajonette, dazwischen die Wasserstrahlen hervorschossen. Schon war im neuen Palais kein Fenster mehr, aus dem nicht Rauch oder Flammen schlugen — das Kupferdach glühte — dieser kostbarste Teil der gräflichen Residenz mit den herrlichen Sammlungen der auserlesenen Bibliothek und allen sonstigen Kunstschätzen mußte als rettungslos aufgegeben und das ganze Bestreben dahin

gerichtet werden, auf diesen Herd die Brunst zu beschränken. In den brennenden Gemächern trotzte noch die eifrige Dienerschaft; ein Kammerdiener wollte durchaus die Garderobe retten und warf ein Dutzend Westen, Beinkleider und Röcke um das andere aus dem ersten Stockwerk in den Park hinab, wo sie von Pferden und Menschen in den vom Löschwasser bereits zu Sumpf verwandelten Boden getreten wurden. Aus anderen Fenstern warf man die köstlich gebundenen Bücher, Kronleuchter, Marmorplatten, Alabastervasen, Silberzeug, Antikaglien, Gemälde, ja sogar Uhren, Trümeaux, musikalische Instrumente, zwei Flügel und ein Orgelklavier — wie es sich versteht, ging das alles in tausend Scherben und wurde vom Pöbel trümmerweise fortgeschleppt oder versank in den Wasserlachen. Der Brand war so heftig und unwiderstehlich, daß schon um acht Uhr morgens alle inneren Räume des Hauptschlosses von den Flammen eingenommen waren und die Löschmaschinen gänzlich zurückgezogen und auf das Absperren der Brunst verwendet werden konnten. Um diese Zeit konnte man sich davon, wie das alles gestern noch ausgesehen haben mochte, kaum mehr ein deutliches Bild machen. Und wären nicht Wiens Löschanstalten so bewährt, hätten nicht tausend geübte Hände eingegriffen, die bei solchen Gelegenheiten so äußerst geschickten und kühnen Pioniere auf allen Punkten die zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen, dieses ganze Samarkand hätte darauf gehen müssen, und fast unbegreiflich schien es, daß dem Weitergreifen der ungeheueren Feuermassen schon um neun Uhr Einhalt getan ward.

Unterdessen hatte der Kaiser das Gebiet der Zerstörung umritten, sich über die getroffenen Anstalten berichten lassen, den Magistraten und Militärhäuptern die äußerste Sorgfalt aufgetragen; dann, nachdem er noch eine Zeit lang das grausenhafte Schauspiel betrachtet, stieg er vom Pferde und

ließ sich zu dem unglücklichen Grafen geleiten. Auf einer etwas erhöhten Stelle des Parkes, unter einer entlaubten Platane saß dieser im Zobelpelz und Sammtmütze, nach vorn gekrümmt und bittere Tränen vergießend über den entsetzlich schnellen Untergang seiner Schöpfungen. Den Kaiser erschütterte sichtbar der Anblick des Tiefgebeugten; er legte ihm tröstend die Hand auf, zog sie aber rasch zurück, als der unglückliche Mann, der sich nicht zu erheben vermochte, sie küssen wollte. Auch hier war der Gartenboden von den Rädern der Spritzen tief eingeschnitten und von verschüttetem Wasser aufgeweicht — einige der Umstehenden hatten Takt genug, von den nahen Trümmern eines eingerissenen Pavillons Bretter dem Kaiser unterzulegen, der sich wiederholt bedankte und mit: „schon gut, schon gut" weitere Bemühungen ablehnte. So auf einem Brette entlang hin und herschreitend, beobachtete er den Verlauf der Brunst, glossierte die Wendungen, welche sie zu nehmen schien, und sprach dem Hiob auf der Bank fortwährend Trost ein. „Das ist ein großes Unglück; aber wir alle stehen in Gottes Hand. — Das kann mir mit meinem Rittersaal (ebenfalls mittels Röhren geheizt) auch noch passieren. — Das haben wir von unserem Nachahmen der Franzosen!" — Bald darauf ertönte ein allgemeiner Ruf des Erstaunens aus der Zuschauermenge und oben auf der schwindelnden Höhe des glühenden Dachfirstes erschienen zwei Schornsteinfeger in nasse und von der Hitze da oben dampfende Wolldecken gehüllt. Gräfliche Beamte hatten wichtige Papiere vermißt und Prämien geboten: da waren die beiden Waghälse durch einen freien Schornstein hinaufgeklettert und wollten sich durch einen andern der Kanzlei nächsten, aber bereits brennenden, hinablassen. In der Entfernung, wo der Kaiser stand, konnte sich niemand die Erscheinung erklären, und sogleich sandte

dieser einen Offizier ab, dem nutzlos-verwegenen Unternehmen zu steuern. Allein, bevor der Abgesandte am Schlosse, die Schornsteinfeger bei jenem Schornsteine anlangten, borst und rollte mit furchtbarem Donnergetöse die Kupferdecke zum First auf und sogleich schlugen die Flammen turmhoch empor — wie Mücken in die Kerzenflamme stürzten die beiden Schornsteinfeger in den Schlot. — Mit dieser Katastrophe begann das Ende des Dramas. Der nach oben freigewordene Brand konnte sich auf dem ihm preisgegebenen Heerde austoben. Acht Tage lang rauchte der Schutt und währte das Fortschleppen der vernichteten Herrlichkeiten, die jetzt als armselige Trümmer in die Kellerstuben und Dachkammern der „armen Teufel" wanderten. — Den nun auch in der Seele erschöpften Rasumowsky aber erquickte seines kaiserlichen Herrn Teilnahme mit dem Fürstentitel [1]).

Sucht man in den Annalen jener Tage nun nach den possierlichen Gegenstücken zu diesen Trauerbildern, so möchten folgende drei die hier zu erwähnen schicklichsten sein. — Den zu Grabe wallenden, von Frankreichs untergegangenen Hofsitten geborgten Formen der vornehmen Welt sei zunächst der Professor Schmid [2]) aus Dillingen zur Seite

1) Eine ausführliche Beschreibung des Brandes bei A. Wassiltschikoff: Le Comte André Razoumowski, 3. part. S. 210 ff. In den Geheimakten der Polizeihofstelle vom 9. Februar 1815 heißt es: „Der russische Kaiser hat dem Grafen Razumowski 150 000 Stück Species-Dukaten wegen des Brandes auf zehn Jahre ohne Zinsen dargeliehen, ihm außerdem wegen der anno 1812/3 im Felde in Chatillon bei Paris ohne Besoldung geleisteten Dienste 15 000 Stück Species-Dukaten auszahlen lassen, alles das der Oldenburg zu gefallen; denn aller dieser Gnaden ungeachtet, hat Graf R. weder Kredit noch Einfluß bei seinem Herrn."

2) Joh. Mich. Schmid, deutscher Theolog, Professor in Dillingen (früher Pfarrer in Honsolzen), geb. in Dillingen um 1767, gest. in

gestellt, wie er im kleinen Redoutensaale, also im Momustempel, sehr ernste und eindringliche Vorträge hält über die Notwendigkeit einer allgemeinen Sprache und den günstigen Augenblick, diese einzuführen, weil eben jetzt Europas Völker als Familien sich neu einrichten und Babels letzte Spur vertilgt werden müsse. Die Sprache, welche zunächst die Diplomaten, Beamten, das Heer, endlich alle erst schreiben, dann sprechen sollten, liege fertig in seiner Mappe, ihr Einfluß auf den ferneren Weltgang aber vor Augen des hochgebildeten Publikums — und in der Tat hatte sich ein solches bei diesen Vorträgen eingefunden und Glauben gefaßt an ein mögliches Resultat derselben; daher das Gerücht, der Kongreß beschäftige sich mit einer allgemeinen Kleiderordnung, bei den modischen Klassen der Residenzbewohner lebhafte Besorgnisse erregte.

Eine zweite Posse anderer Art, gewissermaßen ebenfalls ein Memento, führte Zacharias Werner[1]) erst bei den Augustinern — als diese über die Zoten auf ihrer Kanzel erschraken und auch die Michaeler ihn abwiesen — endlich unter nicht geringem Zulauf bei den Franziskanern auf. Wie er den Kitzel des Zweideutigen bei seinen Kapuzinaden

Augsburg 1821 (s. Ottinger, Moniteur). Schmids Lieblingsstudium war Pasigraphie und er hielt darüber im Oktober 1814 fünf mit Beifall aufgenommene öffentliche Vorlesungen in Wien (vgl. Cl. A. Baader, Lexikon verstorbener bayerischer Schriftsteller. II (Augsburg, 1825), S. 100f).

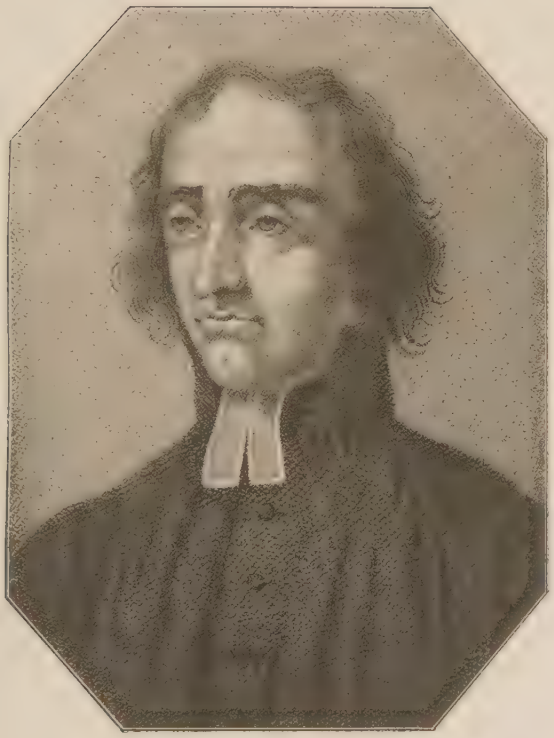
1) Friedr. Ludw. Zacharias Werner (1768—1823), berühmter deutscher Dichter der romantischen Richtung. Nach einem abenteuerlichen und wüsten Leben ging er vom Protestantismus zum Katholizismus (1811) über und trat zum erstenmal in Wien im Jahre 1814 als katholischer Prediger auf. Seine Predigten, die neben bedeutender Kraft und poetischem Schwung viele Zynismen und Hanswurstspäße nach der Art Abraham a Santa Claras enthielten, lockten ein zahlreiches Publikum in die Kirche, das sich daran abwechselnd erbaute, erlustigte und darüber entrüstete.

benutzte, ist weltbekannt. Die Geschichte mit der Zunge, welche er, ohne sie zu nennen, als das gefährlichste „Stückchen Fleisch" am Menschenkörper 1) mit möglichst equivoquer Wortführung schilderte, hat als homiletischer Skandal die Runde durch die ganze Christenheit gemacht. Hier eine andere. — Eines Tages gewahre ich in der Kärntnerstraße eine auffallende hagere Gestalt im Kostüme eines Weltgeistlichen, das schwarze Mäntelchen und ein Andachtsbuch im linken Arm, den ausgespannten alten Regenschirm in der rechten Hand, die hinten niedergetretenen Schuhe mit Bindfaden über den Knöcheln aufgebunden, durch Dick und Dünn des Gassenschmutzes vorwegeilen. Das lederne Antlitz mit den tiefliegenden Augen und ordnungslos wehendem Haar ließ mich den famosen Bußprediger erkennen und ihm auf dem Fuße folgend, gelangte ich in die Franziskanerkirche, wo das aus den besten Ständen zahl-

1) S. Friedr. Schlögls gesamm. Schriften. Wien, Pest, Leipzig. 1. Bd. S. 210: „Weniger das „Seelenheil" seiner Zuhörer im Auge, war es ihm in letzter Zeit nur mehr darum zu tun, durch Ungeheuerlichkeiten des Ausdruckes zu glänzen, ja man sagt, daß er sogar Wetten machte, gewisse Bilder ungefährdet auf der Kanzel zu gebrauchen. Und er tat dies auch in der Predigt über das „kleene Stückchen Fleesch" (Fleisch), das alles Unheil über die Welt gebracht und dessen Fluchwürdigkeit er in zahllosen Beispielen andeutete. Die Zuhörerschaft schlug scheu die Blicke zu Boden. Plötzlich rief Werner kreischend: „Soll ich euch das kleene Stückchen Fleesch nennen!" Totenstille. „Soll ich es euch zeigen?" Entsetzliche Pause. „Da, seht her, hier ist es!" Und Werner reckte — seine Zunge heraus. Ein Gekicher war die Antwort." — Vgl. auch „Aug. Fournier, Die Geheimpolizei l. c. S. 400 f.": „Der als Übersetzer mehrerer französischer Stücke bekannte Franz von Kurländer besucht fleißig Werners Predigten und hat sich die Gabe eigen gemacht, denselben im Ton und in der Gebärde nachzuahmen. Werner, der dies in Erfahrung gebracht, wirft in seiner letzten Predigt bei den Ursulinerinnen seinen Blick gerade auf den vor der Kanzel stehenden Kurländer und ruft ihm zu: „Christum sollt ihr nachahmen, aber nicht ehrwürdige Kanzelredner."

reich versammelte, großenteils weibliche Publikum über das, was bevorstand, nicht in Zweifel ließ. Nach einer halben Stunde etwa erschien Zacharias auch wirklich auf der Kanzel, um sie wie jedesmal mit seinem ekelhaft derben, zuweilen gemeinen Eifer, seinen Komödiantenkniffen und ärgerlichen Witzspielen zu entweihen. Dieser von Sünden strotzende, von den jämmerlichsten Gelüsten geknechtete Mensch predigte über die — Enthaltsamkeit! Als er auf die Entwöhnung von sündlichen Trieben zu sprechen kam, flocht er abermals eine schnurrige Episode ein, die wie gewohnt mit: „Da will ich euch eine Geschichte erzählen!" anhob. Es wäre einmal ein König gewesen; der hätte einen schönen Schimmel gehabt, der Schimmel aber einen sehr „schönen und starken Schwanz" — er legte stets besonderen Nachdruck auf dieses Wort. Da hätte der König einen Preis ausgesetzt: wer dem Schimmel den „Schwanz ausreißen" würde, der sollte das ganze Roß haben. Es wären nun viele sehr „tüchtige und starke Kerls" gekommen und hätten „an dem Schwanze gerissen und gerissen", allein keiner hätte ihn gewonnen. Da wäre eines Tages ein „schmächtiges Kerlein — ein Schneiderlein" erschienen, hätte sich „an den Schwanz gemacht und ein Haar um das andere ausgezogen" usw. 1). Die Nutzanwendung konnte also keine andere sein als: macht es mit euren Sünden wie der Schneider mit dem Roßschwanz, so gewinnt, wie jener den Gaul, ihr das Himmelreich. — Sobald diese allerdings schlagende, indes mit Dreschflegeln schlagende Parabel beendet war, warf er sich auf die Knie, rief: „laßt uns den heiligen Geist um seinen Segen bitten!" legte die Stirn in die gefalteten Hände und blieb so stumm, bis — er die Fortsetzung seiner Rede konzipiert hatte, da er stets

1) Diese, wie die meisten seiner „Geschichten", waren nach Abraham a Santa Clara travestiert (Not. d. Verf.).



Zacharias Werner
(Stich von Gustav Zumpe)

zu faul war, diese vorher auszuarbeiten. — Wer erkennt in diesem Bilde den Verfasser der „Weihe der Kraft" wieder? Wer erklärt sich die Zotengier nun im katholischen Priester? Es ist mir eine Stelle aus seinen vertrauten Briefen an den Liguorianer Pater P.[1]) erinnerlich, wo Werner die innige Verwandtschaft zwischen Wollust und Andacht auseinandersetzt und unter anderen als Beweis anführt: daß die Natur stets die edelsten Kräfte in die schlechtesten Hüllen schließe. Diese Ansicht mit seinen Lebensläuften zusammengehalten, erklärt alles, und man muß ihr zugeben, daß, wenn auch vielleicht nicht über den Wert seiner Kraft, was die Schlechtheit seiner Hülle betraf, er sich selbst damit ein gerechtes Urteil gesprochen. — Von der Geschichte seiner Bekehrung und seinem Ende weiß ich nur, daß Zacharias, nachdem er, wie einst Gresset[2]) auf dem Totenbette, bereut, für die Bühne geschrieben zu haben, in den Armen eines der gewandtesten Priester der „Kongregation Jesu", eben jenes P., gestorben ist — „mit Gott und der Welt versöhnt", wie mir dieser nicht ohne Genugtuung sagte. Wer aber versöhnt das Gedächtnis der Welt mit solchen ihrer Fehlgeburten?

Um die Trias dramatischer Formen des Niedrigkomischen: Posse, Farce und Fescennine, voll zu machen, muß ich schon des Abends gedenken, als in der Delikatessenhandlung „Zum Jean de Paris" in der Herrngasse,[3]) wo sich damals

1) Vielleicht der Generalvikar der Versammlung zum allerheiligsten Erlöser, Pater Josef Passerat, den Z. Werner auch zu seinem Erben einsetzte (vgl. Friedr. Ludwig Z. Werners letzte Lebenstage u. Testament. Wien 1823. S. 19), vielleicht aber auch Anton Passy (s. später), ebenfalls Liguorianer, bei dessen Primiz Werner die Predigt hielt. Von einem Briefwechsel W.s mit beiden ist weiter nichts bekannt.

2) J. Bapt. Louis Gresset (1709—1777), französischer Dichter.

3) Über diese Delikatessenhandlung ließ sich nichts Näheres finden. Of-

viel Diplomatisches oder sich dafür Ansehendes den Gaumen reizte und den Magen verdarb 1), der —sche Kriegsrat v. L. meinem Gesellschafter sub rosa zuflüsterte, daß heute um 10 Uhr Einlaß zu den „Vorstellungen" der Madame B. sei, welche in ähnlichen Tableaux bestanden, wie sie neuerlich Quirin Müller 2) oder Regenti 3) zeigten, nur mit

fenbar erst nach 1812 entstanden und nach der beliebten Oper „Jean de Paris" von Boieldieu (Franç. Adrien), welche am 29. Aug. 1812 zum ersten Mal in Wien gegeben wurde, so benannt, da von dieser Oper schon die „Briefe des neuangekommenen Eipeldauers. W. 1814, 6. Hft., S. 29" bezeichnenderweise schreiben: „Das ist das Stück, wo im ersten Akt nichts als von Fressen g'redt, und im zweiten nichts als wirklich g'fressen wird; drum hat's auch in Wien fast noch besser g'falln als in Paris . . ." Auch Heinrich Clauren (s. Kurze Bemerkungen auf langen Berufswegen usw. Dinkelsbühl, 1815, S. 161 ff) war während seines Aufenthaltes in Wien zur Zeit des Kongresses ein Besucher des Restaurants „Zum Johann von Paris" und hatte dort ein pikantes Abenteuer mit einer Bojarin.

1) Diese Leckerbissensammlung rekrutierte sich hauptsächlich aus jenen Körben, von welchen Alexander einen im Vorsaal eroberte. Auf diese Weise bezahlte hier mancher das, was er mittags stehen gelassen, aufgewärmt mit enormen Preisen (Not. d. Verf.). Vergl. dazu Traditionen II, S. 104, Note 1.

2) Über einen Fecht- und Tanzlehrer Quirin Müller, um 1803 in Worms geboren, der sich in Wien und Österreich als Abenteurer und Spieler aufhielt, vom Oktober 1836 bis Mai 1837 z. B. in Steinamanger als Fecht- und Tanzlehrer, sind im Polizeiarchiv (Minist. d. Inn.) verschiedene Akten (Nr. 6006 ex 1837; Nr. 1969, 10952 ex 1838; Nr. 1073 ex 1839; Nr. 5119 ex 1842). Er trieb sich auch unter dem Namen Rollmann oder Ferd. Roulmond herum und arrangierte meist Hazardspiele, weshalb er auch wiederholt von Wien und Österreich abgeschafft wurde. Es ist möglich, daß er in seiner Eigenschaft als Tanzlehrer derartige lebende Bilder wie Regenti (s. früher) gab. Ich konnte in den Theaterzeitungen darüber nichts finden.

3) Hier trage ich noch zu Traditionen II, S. 88, Note 1 nach, daß Regenti bereits am 27. Juni 1837 als „falscher Gymnastiker" in Th. a. d. Wien aufgetreten ist.

Hinweglassung des Gipsanstriches, der Gaze oder des Trikots; auch beschränkte sich Madame und ihre Figurantinnen (jede eine Schönheit) auf Darstellung weiblicher „Standbilder." Dies ganze Kunstinstitut bewahrte indes ein so bescheidenes Schweigen, daß man nur durch bereits in die tieferen Mysterien dieses Byblos und seiner Adonisfeste Vorgedrungene eingeführt werden konnte; auch schien Madame B., als alle Weihen besitzende Oberpriesterin der Göttin Kotytta, die verschiedenen Zuschauergrade bei den Aufführungen antiker Gruppen und Tänze im durchaus schwarz ausgeschlagenen Saale rücksichtsvoll zu trennen, und zwar Vornehm mit Vornehm, Alt mit Alt und so fort, Rang und Jahre angemessen zu gesellen; denn wer hierher kam, brachte den Wunsch der Alten, welche einst Susanna im Bade belauschten, mit: zu sehen, aber nicht gesehen zu werden. — Als wir jüngeres[1]) und geringeres Volk im Nebensaal auf den Einlaß zu den Kunstübungen warteten, mußte eben die ältere und höhere Klasse in den Logen sein, denn ein abgebleichter rosenrot scheinender Regenschirm setzte die Anwesenheit des alten Fürsten***[2]) außer Zweifel. Dieser verhängnisvolle Regenschirm nämlich war diesem Herrn als einziges Andenken einer verstorbenen, einst süßen Freundin geblieben und kam jetzt nicht mehr von seiner Seite. Bei dem klarsten Wetter und höchsten Barometerstande: der Regenschirm mußte mit in den Wagen. Im Winter beim trockensten Frost: der Regenschirm fuhr mit Sr. Durchlaucht zur Oper. Auf den Besuch bei Madame B. wäre ich, an der Stelle des Regenschirms, freilich nicht gefaßt gewesen. Endlich geschah auch etwas

1) Jedenfalls ein späteres Erlebnis Schönholz', denn zur Zeit des Wiener Kongresses war er erst vierzehn Jahre alt.

2) Wohl Franz Seraph Fürst Rosenberg-Orsini (vgl. später).

mit diesem Kleinod, worauf der Fürst nicht gefaßt gewesen sein mochte: der Regenschirn verwandelte sich in den Händen eines im Alkoven versteckten Kaufmanns, dessen Frau der Fürst eben „besuchte", in — eine Keule.

*

Neunter Abschnitt

1. „Politische" Studien. — 2. Beschluß derselben.

Kurz vor Anbruch großer politischer Begebenheiten macht sich häufig in der bürgerlichen Welt eine Bewegung bemerkbar, die mit der Unruhe prophetischer Träume große Ähnlichkeit hat und der Somnambulismus des Volksgeistes genannt werden könnte. Wie nun seit Mesmers Auftreten, abenteuerlichen Angedenkens, die Zahl der magnetischen Wunderkranken auffallenderweise in dem Maße zugenommen hat, als die Anwendung des tierischen Magnetismus von seiten der Ärzte Beifall fand, so hat auch das politische Hellsehen im Publikum in dem Grade Fortschritte gemacht, als die Zahl der Staatsdoktoren zur Unzahl angewachsen ist und es dahin gebracht hat, daß gegenwärtig die geringsten Leute die unaufgeschlagenen oder geheimnisvollsten Blätter der Tagesgeschichte mit — dem Unterleib zu lesen verstehen. Einem Epigramm, einem Gerücht, die im Munde des Volks einige Wochen als Witzwort oder Tageslüge unbeachtet umlaufen, folgt oft plötzlich die unerwartete Tatsache auf dem Fuße. In dieser Beziehung gehörten die Pasquille, mit welchen bei Anbeginn des Jahres 1815 die Ungeduld ob der unabsehbaren Reifezeit der Kongreßverhandlungen sich Luft machte, insofern unter die Denkwürdigkeiten in Klübers

Sammlung[1]), als sie damals, wo Baron Koller[2]) eben die beruhigendsten Nachrichten von Elba brachte, den Entweichungsfall vorhersagten, und nichts hat mich jemals mehr Wunder genommen, als daß man hinterher in diesen in den Volkston verkappten Brandbriefen nicht das delenda Carthago! einer wohlunterrichteten Partei erkannt hat.

Als die Hiobspost vom 26. Februar am 7. März abends eingetroffen war — heute würde man von Cannes bis Wien nicht neun Tage dazu brauchen — saß ich bereits wieder in meiner Kanzlei zu Prag, in Gesellschaft der Lebensprosa und Tabaksdosen Zahlen siebend, noch ganz betäubt von dem ungeheueren Schicksalswechsel, der mich, durch die schleunige Abberufung aus der glanzerfüllten Residenz in die stille Provinz — wenn man das Königreich Böhmen heute noch also nennen darf? — betroffen[3]). Das Rechnungswesen ist gewiß ein sehr heilsames Staatsgeschäft, wenn es nur nicht geisttötend wäre. In den höheren Stellungen mag sich das freilich anders machen: der subalterne Zahlenschmied aber verhält sich zu diesen, wie der Tagelöhner zum Handelsherrn, dem er das Korn worfelt. Ich will niemand zu nahe treten und selbst der anerkannten Umständlichkeit und dem maßlos Komplizierten unserer Militäradministration, als einem in seiner Art staunenswerten Mechanismus, ihren, wenn auch einseitig, erprobten Wert lassen. Wenn man die ungeheueren Massen von mit Zahlen beschriebenem Papier betrachtet, wo jede Ziffer durch

1) Joh. Ludwig Klüber (1762—1837), Rechtsgelehrter, veröffentlichte die „Akten des Wiener Kongresses in d. J. 1814—1815" (Erlangen, 1815—19, 8 Bde.).

2) Franz Freiherr von Koller (1767—1826), österr. Feldmarschall-Leutnant, der einer der Kommissarien war, welche 1814 Napoleon nach Elba begleiteten (s. Wurzbach, Biogr. Lexikon).

3) Damals war Schönholz erst im 15. Lebensjahre, seine Anstellung als Fourier im Prager Invalidenhause muß viel später fallen.

ein halbes Dutzend Dokumente vertreten wird, über jeden Groschen, Knopf, Vorspannswagen, Zeltpflock — Antrag, Anweisung, Quittung, historische Notiz beigebracht und einerseits diese Unzahl einzelner Ansätze allmählich nach bestimmten Amtsformeln bis zur Totalansicht pyramidalisch aufgestuft, andererseits behufs der speziellen Kontrolle, in die kleinsten Bruchteile zergliedert und jedes Faserchen kritisch unter die Lupe gebracht wird, — wenn man dazu erwägt, wie die verrechneten Gegenstände in einer meist ganz anderen Teilung, Form, Anwendung, als sie in den Tabellen hergebrachterweise aufgeführt werden, verbraucht worden sind; wie unzählige Umschreibungen, Fiktionen und nicht zu ermittelnde Täuschungen auf der Oberfläche der Rechenschaftsberichte dabei vorkommen können, und wie endlich denn doch die weitab isolirt wirkende Zentralbehörde — freilich nicht alle — Regellosigkeiten aufdeckt und zur Verantwortung zieht — wenn auch oft erst nach Jahren und dem bereits erfolgten Ableben des „Bemängelten" — muß man dieser merkwürdigen Maschine jene Bewunderung zugestehen, die dem wunderbar verwickelten Räderwerk der einst berühmten „Wasserkunst von Marly", vom Mechaniker auch bei der gegenwärtigen Ausbildung seines Faches nicht versagt werden kann.

Der Rechnungsbeamte hat das mit dem Arzt gemein, daß ihn die behandelten Organismen wesentlich der Störungen wegen, die sie erleiden, interessieren. Die Kontrolle wäre ein ganz trostloses Geschäft, wenn sich keine Nachlässigkeiten und Irrtümer in den Akten voraussetzen ließen und darböten. Wenn man ein ganzes Regiment gemustert und in Ordnung befunden hat, wird ein jüngst avancierter Gefreiter, dem sein um 1 Kreuzer erhöhter Sold um einen Tag zu früh ausbezahlt wurde, eine wahre Erquickung. Im Augenblick der Verrechnung eines zweijäh-

rigen Riesenfeldzuges, bei der beinahe vollendeten Reduktion und abermaligen Komplettierung der Armee und bei dem Umstande, daß die Rechnungslagen hinter den laufenden Jahrgängen, die Spezialkontrolle hinter den Rechnungslagen und die Hofkriegsbuchhalterei wieder um mehrere Jahre hinter dieser zurückgeblieben war und jetzt 1815, unsere Zusammenstellungen von 1813 mit ihren „Bemängelungen" von 1810 benutzte, konnte es an solchen ergötzlichen Differenzen nicht fehlen, und manches an verfängliche Zahlensätze sich knüpfende Abenteuer stellte sich dar, als lehrreiches Beispiel für den angehenden Beamten. Wie vorteilhaft diese Verhältnisse aber auch sein mochten, meinem wenig arithmetischen Sinn wollte es nicht behagen, hinter ein zweihundertstel Pfund Lichte, oder ein eintausendzweihundertstel Klafter Brennholz, welche mikroskopische Brüche eine Soldatenportion repräsentieren, in den Tabellen tagelang herzujagen, bis diese verzettelten Atome dem Staatsuniversum gerettet waren, auf daß alle Teilsummen in der „Summa summarum" endlich zur feinsten Spitze von drei viertel Pfennigen zusammenliefen. Diese allerdings unerläßliche, wenn auch mit allerlei Kunstgriffen bewerkstelligte Ordnung erschien dem jugendlichen Brausekopf beinahe eine Pedanterie. Denn wem es im eigenen Beutel auf „eine Hand voll Noten" nicht ankommt, dem dünkt das viele Federlesen um Kreuzer, wo zuweilen doch offenbar bedeutende Guldenpartieen ignoriert werden müssen, vom Übel, und anstatt dem Stückchen „Staat", was ihm bei der Teilung der Arbeit unter die Feile kommt, soweit dies an ihm wäre, Fasson zu geben, läßt er sich auf eitle Betrachtungen über die Mischung der Stoffe ein, was den Eifer für die Erfüllung rein formeller Pflichten nur erkälten kann. Zu dieser falschen Aufforderung des untergeordneten Staatsdienstes gesellte sich in meiner Stellung noch der bedenkliche

Umstand, daß auf die Klage des Feldsuperiors: ob mit Schrecken einreißender Irreligiosität unter den jüngeren Angestellten, der Generalkommandobefehl erging, daß niemand die Beichte verabsäumen, und bei sonstiger Ahndung, jeder mit einer Bescheinigung des Priesters, dem „Beichtzettel", — irre ich nicht, zweimal des Jahres — sich über seine Frömmigkeit auszuweisen habe. Aber gerade diese, später allerdings wieder hervorgesuchte Eigenschaft war in der Verwilderung der Zeiten damals mir, wie den meisten meiner Kollegen, abhanden gekommen. Diese wußten sich freilich dadurch zu helfen, daß sie, ich weiß nicht ob vom Kaplan oder Küster, sich diese kleinen, auf Bogen nebeneinander gedruckten Schemas verschafften, die leergelassenen Stellen mit ihren Namen ausfüllten und so sich selbst ihrer Sünden absolvierend, mit den abverlangten Beweisen ihrer Gottesfurcht ein ärgstes Attentat gegen die Sittlichkeit verschuldeten. Da ich nun eben nicht die Kraft in mir fand, der Kirche und der Welt zugleich genug zu tun, glaubte ich es vorziehen zu müssen, mich wenigstens gegen diese aller Inkonvenienzen zu enthalten, erbat mithin meine Entlassung, welche mir als „überzähligem" Mitglied von einer Behörde, wo der Andrang Dienstsuchender durch die Auflösung zahlreicher Verwaltungszweige täglich und fast erschrecklich zunahm, auch rasch gewährt wurde.

Für diesen vorgesehenen Fall lag ein Dutzend Empfehlungsbriefe an einflußreiche Männer in meinem Portefeuille bereit, von denen Gebrauch zu machen mir außerordentlich schwer fiel, indes nicht vermieden werden konnte. Lange überlegte ich, verglich die Adressen mit dem Staatsschematismus, holte Erkundigungen ein über diesen und jenen, bis ein sonderbarer Umstand für den Ritter von Bretfeld[1]) entschied. — Es ist nämlich eine der von Goethe

1) Franz Jos. Freiherr von Bretfeld-Chlumczansky zu Cro-

hingeworfenen, paradox scheinenden und doch so sehr wahren und feinen Bemerkungen, welche den ausgelernten Weltmann und Menschenkenner verraten, daß — Gerüche die tiefsten und dauerndsten Eindrücke hervorbringen, namentlich auf die Zuneigung und das Gedächtnis mächtig wirksam werden. In der Tat gelang es mir einst, mich der Treue einer sehr unbeständigen Dame durch den Gebrauch eines eigentümlichen Parfüms zu versichern[1]) und jetzt noch erinnert mich jede nach dem Juchtenfelleisen duftende Pariser oder Londoner Zeitung an gewisse nahe und ferne Bekannte, welche „Batschuli" in der Wäsche tragen. Nun stand Bretfeld damals nicht allein als Rechtsgelehrter, Historiker und Besitzer einer Altertümersammlung, sondern auch wegen der von ihm mit Geschmack und Wahl veranstalteten „Subskriptionsbälle" in hohem Ruf, was einen Parfümeur zur Erfindung einer köstlichen Räuchereссenz begeistert hatte, die unter dem Namen „Bretfeldwasser" alle Quartiere der schönen Welt mit unübertroffenen „Odeurs" erfüllte. Man kann es zwar einfältig, demohn-

nenburg, geb. zu Prag im J. 1779, trat beim böhmischen Landesgubernium als Beamter ein. 1808 kam er als Konzipist zur Staatskanzlei nach Wien, bei der er nach und nach wirklicher Staatskanzleirat wurde. Bretfeld war auch Schatzmeister des k. k. Sternkreuzordens, Dr. der Weltweisheit an der Wiener und an der Karl Ferdinandischen Universität in Prag, im J. 1822 Rector Magnificus und in den J. 1820—1821 Decan der philosoph. Fakultät an der Wiener Universität. Außer auf historischem Gebiete, besaß er schöne Verdienste als Sammler, namentlich von Münzen, Medaillen und Siegeln (s. Wurzbach, Biogr. Lexikon). Er starb zu Wien im November 1839 im Alter von 60 Jahren.

1) Unsere Frauen haben ein lebhaftes Begehren nach Wohlgerüchen, mithin einen minder reizbaren Geruchsinn, als die Italiens, welche höchstens Ambra ertragen, vor Kölner Wasser meist zurückschaudern, wie Maria von Medici beim Anblick von Rosen und anderen starkduftenden Blumen in Ohnmacht fiel (Not. d. Verf.).

geachtet aber natürlich finden, daß ein modisch erzogener Jüngling Wert auf eine Äußerlichkeit legte, welche in den Augen des modernen Cynismus, der sich Philosophie nennt, verächtlich erscheinen muß, wiewohl der stoische Seneka selbst viele Tausend philippinischer Dukaten auf arabisches Räucherwerk verwendete. Genug: Wohlgeruch und Urbanität schienen mir damals unzertrennlich im gemeinen Leben und der gütige Zufall wollte es, daß ich mich in diesem besonderen Fall nicht geirrt hatte, wie sehr und oft spätere Erfahrungen mir auch das Gegenteil bewiesen.

In seinem mit Altertümern, meist Waffen, erfüllten Studierzimmer empfing mich der überaus gefällige Herr im Schlafrock von blendend weißem Piké und einer ebenfalls schneeweißen, mit einem blauen Atlasbande um die Schläfe befestigten Nachtmütze, welches mit Sorgfalt gewählte Morgenkostüm ganz der etwas vornehm-steifen Haltung und zierlichen Ausdrucksweise eines gelehrten Musageten entsprach. Jedem etwas Verbindliches zu sagen, hatten mir die Erzieher vielfach eingeprägt; so glaubte ich jetzt nichts Besseres tun zu können, als einen leisen Schrei der Bewunderung über die im Gemach prangenden „Seltenheiten" auszustoßen. Mit freundlicher Zuvorkommenheit begann der leidenschaftliche Altertumsfreund auch sogleich die Erklärung seiner historischen Schätze. Allein, nachdem verschiedene wertvolle Humpen, Trinkhörner, Mosaik und Emailgeschirr gemustert waren und die Waffenstücke an die Reihe kamen, hätte meine vorlaute Rechthaberei bald den ersten günstigen Eindruck, den ich offenbar durch die Befolgung jener Edukationsregel gemacht hatte, wieder rettungslos vernichtet; denn ich war damals noch von dem barbarischen Tugendwahn befangen, daß die ehrenhafte Gesinnung darin bestände, jedesmal mit dem, was man glaubt oder nicht glaubt, schlechtweg herauszuplatzen. Zwei Pisto-

len, welche einst der berüchtigte „bayrische Hiesel" geführt1), ließen meinen Wahrheitseifer zwar noch unberührt; ein breiter Säbel aber, womit Skanderbeg2) Türken geschlachtet haben sollte, preßte mir schon einige Zweifel aus3), und es wäre jedenfalls zu nicht wieder gut zu machenden Einwendungen gekommen, hätte nicht ein Schwert Franz' I. von Frankreich mir staunendes Schweigen auferlegt. Denn die Klinge dieses wahrhaft seltenen Degens sollte aus Eisen, welches der König aus den Knochen von siebenhundert bei Murten gebliebenen Burgundern schmelzen ließ, geschmiedet sein! — Befremdet ob meiner unterdrückten Unglauben verratenden Stummheit hing Herr v. B. die Rarität schweigend an den Nagel und wies mir einen Platz auf dem Kanapee an, bittend: „Jetzt, zur Sache zu schreiten." — Nachdem ich ihm meine Lebensläufte mitgeteilt und meinen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, mich ferner

1) Matthias Klostermeyer, genannt „bayrischer Hiesel," Räuberhauptmann (1738—1771).

2) Georg Castriota, genannt Skanderbeg (1414—1467), epirotischer Held gegen die Türken.

3) Dieser famose Säbel, womit Kastriota, wie Amilias der Schmied den Recken Goldbrand, zahllose Türken vom Scheitel bis zur Naht gespalten, findet sich in sehr vielen Privatsammlungen, ebenfalls aber als offizielles Aktenstück im kaiserlichen Zeughause zu Wien, man zeigt hier auch, und gleichzeitig in der Rüstkammer zu Laxenburg, die Waffen des Rebellen Stephan Fadingers; dann nächst der Rüstung der Königin Libussa sogar die der fabelhaften Amazone Wlasta. Die Partisane, womit Deveroux den Wallenstein erstach, wird in Eger, Pilsen und auf Schloß Dux zugleich aufbewahrt; der angeblichen Harnische des Posthumus, Sobiesky usw., des Schädels eines vor Wien gebliebenen Großveziers u. dgl. den Widerspruch der Geschichte sowohl als der Technologie herausfordernder Trophäen nicht zu gedenken (Not. d. Verf.). — Zum mindesten scheint der Kopf des Großveziers Kara Mustafa's echt zu sein, der jetzt im Wiener Stadtmuseum aufbewahrt wird.

im Staatsdienst anderweitig umzusehen, erklärte er sich damit einverstanden; jedoch müßte ich nebenbei die Studien fortsetzen, da ohne Rechtskenntnisse nur mit Hilfe vorzüglichster Konnexionen ein Fortkommen sei. Seine Bekanntschaft mit den betreffenden Professoren nebst seiner auserlesenen Privatbibliothek würden mich dabei unterstützen, und was die praktische Vorbereitung zum Staatsdienste weiter beträfe, so sollte ich zunächst die politische Partie ergreifen, und er sei gern bereit, mich deshalb dem Herrn „Stadthauptmann" vorzustellen. — Unter „politisch" wird nämlich in unserer Amtssprache auch das Polizeifach verstanden; ferner ist die seit Ferdinand I. so benannte Prager „Stadthauptmannschaft" hier der Euphemismus für Polizeidirektion. Hätte mein Gönner das Kind bei diesem Familiennamen genannt, so würde mich dies vielleicht zurückgeschreckt haben, denn die knabenhafte Furcht des Wieners vor den Sternkammern [1]) lag mir noch gewaltig in den Gliedern.

Die Prager Polizei stand seit lange her schon im Ruf großer Umsicht; die Verhältnisse wiesen ihr die zweite Stelle in der Monarchie an. Böhmen war stets der Brückenkopf der Erbländer gegen das Ausland; was von daher einzudringen versuchte — Personen, Waren, Prinzipien, nahm diesen Weg. Die natürliche Beschaffenheit dieses weit vorgeschobenen Grenzlandes, die Schlupfwinkel seiner Wälder und Gebirge begünstigten mehr als anderswo jede Art von Umtrieb und Gesetzverletzung; neben der Schmuggelei blüht in der Regel das Diebs- und Räuberwesen und die Unsicherheit der böhmischen Landstraßen war sprichwörtlich geworden, wozu die Kriege wesentlich beitrugen. Damals kam der Aufenthalt vieler flüchtiger Fremden hinzu, größtenteils kom-

1) Das Wiener Polizeigefangenhaus, so genannt, weil es in der Sterngasse lag.

promittierter Franzosen und Italiener, welche rücksichtlich ihrer Verbindungen mit dem gährenden Süden und Westen ein wachsames Auge erforderten. Der öffentliche Geist Prags war auch stets vorherrschend ein sozusagen liberaler; die bürgerlichen Verhältnisse haben da einen, wenn auch nicht auffallend, freieren Zuschnitt; es weht da noch manches Lüftchen aus der vorferdinandischen Zeit. Auch das akademische Leben hat sich hier faktisch eine größere Selbständigkeit bewahrt; der Student ist hier weniger Gymnasiast, der Professor mehr Professor als in Wien; die gelehrte Atmosphäre mit etwas mehr philosophischem Sauerstoff gemischt: man atmet 30 Prozent Deutschland. Unter anderen genießt diese Stadt auch das allerdings wenig preiswürdige Vorrecht sogenannter „öffentlicher Häuser", als Herde von mancherlei Unfug ein empfindlicher Dorn im Auge der Polizei. Prag besitzt ferner eine Judenstadt; bei den, besonders damals noch, verwahrlosten Sitten dieses durch das ganze Land zahlreich verstreuten Volkes, eine nicht unbedenkliche Konzentrierung vieler, dem gemeinen Nutzen und der Sicherheit nachteiligen Tätigkeiten. Endlich — und dies ist eine der Hauptpartien — hat die Sicherheitsbehörde dieser Hauptstadt fünf der besuchtesten Badeörter und hier den beliebigen Aufenthalt von einigen tausend Ausländern zu überwachen und dabei Rücksichten für die öffentliche Meinung des Auslandes, für das Interesse der ansässigen Bürger und die leitenden Ansichten der Regierung zu nehmen, die oft schwer zu vereinigen sind. Demungeachtet weiß jedermann, der diese Bäder besucht, mit welcher Umsicht die Beauftragten sich ihrer Pflichten da entledigen. Alles dies zusammengenommen läßt ein Heer von Kommissären, Soldaten, Häschern und Spionen voraussetzen; einen Inquisitionspalast, darin ein hohläugiger Jesuit, Stadthauptmann genannt, schnaubend Unrat wittert und Bannstrahle schleu-

dert. Aber nichts von dem allem! Nirgends erscheint das Institut der Polizei weniger gehässig, wird weniger von ihm gesprochen, und so vorzügliches mit geringeren Mitteln geleistet, als zu Prag. Wenigstens war das zu meiner Zeit so und es ist aller Grund vorhanden, anzunehmen, daß, wie sich unser Polizeiwesen in den letzten zehn Jahren überhaupt geläutert und die ärgsten Spitzen abgebrochen hat, die Prager Stadthauptmannschaft seither nicht von jenem erleuchteten und gemäßigten Eifer abgewichen sein wird, der sie damals unter dem wohlwollenden und stillwirkenden Baron von Lilienau[1]), dessen ich hier mit inniger Achtung gedenken will, wahrhaft zierte[2]). Da ging alles sei-

1) Johann Limbeck Freiherr von Lilienau, zuletzt (seit 1833) k. k. wirkl. Geheimrat und Vizekanzler der vereinigten Hofkanzlei, geb. i. J. 1766, war laut Protokollen des Polizeiarchives im Ministerium des Innern von 1812 bis 1816 Stadthauptmann von Prag, worauf er Hofrat bei der böhmischen Hofkanzlei wurde. Laut Verlassenschaftsakt im Wiener Landesgericht in Zivilsachen, Fasc. V, Nr. 147 ex 1842, starb er in Wien am 12. August 1842 im Alter von 75 Jahren (Die Angaben bei „Ottinger, Moniteur" sind also vielfach zu verbessern).

2) Ein Berliner Kaufmann „mosaischen Glaubens", der den Familiennamen eines berühmten Liberalen führend, sich selbst für einen solchen halten mochte, unternahm es, in neuerer Zeit vor der Prager Polizei seinen Kosmopolitismus leuchten zu lassen und schrieb auf den Meldezettel in die Rubrik Religion? — „Keine." — Die Stadthauptmannschaft ließ ihn hierauf bedeuten: „da in den k. k. Staaten jedermann sich zu einer, gleichviel welcher Religionsform bekennen müsse, man ihm, der gar keine Religion hätte, nur einen Aufenthalt von 24 Stunden gestatten könnte"; was der Mann sich nicht zweimal sagen ließ und sofort nach der Heimat abreiste, um dort auf den Lorbeeren seiner nationalen Heldentat auszuruhen (Not. d. Verf.). — Es dürfte wahrscheinlich ein „Jacoby" gewesen sein, dessen Namensvetter der Königsberger Doktor, Johann Jacoby, der berühmte Verfasser der „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen. Mannheim, 1841" gleichfalls Jude und ein berühmter Liberaler war.

nen ruhigen Gang; kein Enragement und Zeter; nicht diese arglistige Klugheit, welche sich für unerläßliche Vorsicht ausgibt; kein vorlautes Eingreifen in bürgerliche Verhältnisse, und nur bei Gefahr im Verzuge, das eben Nötige. So wikkelte sich das Tagewerk heiter ab; man gewahrte wenig Ärger ob unvermeidlichen Übeln, unausrottbaren Schwächen, Fehlern und Lastern, womit die Polizei fast ausschließlich zu tun hat, so daß es eben nicht wunderbar sein kann, wenn sich in der Seele eines ihrer Beamten, wie Weinstein im Fasse, der Argwohn ansetzt. Möglich, daß mir damals manche Schärfe dieser Art entging und der Charakter des Chefs die Methode aller unter ihm Beschäftigten nur so äußerlich regelte, wie er alles zu durchdringen schien. Niemals sah man an dem blassen, zum Embonpoint neigenden Stadthauptmann Wallungen im Auge oder auf den Wangen. Nur einmal gewahrte ich das, als die Meldung kam: „Studenten hätten diese Nacht auf der Schützeninsel Kommers gehalten." Staatsgefährlich erschien ihm das gewiß nicht; aber er haßte tief, und mit Recht, den Saufkomment; überdies ließ der Vorfall in seinen Details unangenehme Folgen für die jungen Leute fürchten, was das Leben eines Polizeichefs wie Lilienau eben nicht versüßen konnte. Um diese Zeit nämlich machten sich bei uns jene romantischen Ideen, welche in der altdeutschen Tracht eines Dutzend cholerischer Schneidergesellen ihren Ausdruck fanden,[1]) bemerkbar und

1) Diese Kleidertracht war, wie die Polizeiakten im Archiv d. Minist. d. Innern (vgl. z. B. den Index von 1819 sub C. G. K.) besagen, ein rotes Tuch für die Augen der politischen Behörden. Die im Solde der Reaktion stehenden „Eipeldauerbriefe" machten es sich daher zur Aufgabe, diese Tracht zu verhöhnen (s. die beigegebene Karikatur aus Jahrg. 1816. Heft 5, wo S. 11 f. die altdeutsche Tracht auch verspottet wird), während politisch so harmlose Geister wie eine Karoline Pichler sich für dieselbe eifrig einsetzten (vgl. deren Denkwürdig-

Karrikatur auf die altdeutsche Mode
(Stich aus den Eipeldauerbriefen 1816, 5. Hft.)

kein Geschichtskundiger wird leugnen, daß die Überschwenglichkeiten jener reizbaren Stutznaturen fast in der Regel die Vorboten politischer Bewegungen sind.

Zunächst mußte ich wieder im Expedit 1) anfangen. Der strikte und vereinfachte Geschäftsgang machte hier dem halben Dutzend Kanzleibeamten so wenig zu schaffen, daß ich fast nichts zu tun hatte, als Wachslichte und Federn einzustecken und das Papier zu den Stickmustern zu verwenden, womit meines Vorgesetzten Ehefrau mich gnädig beauftragte. Noch weniger als ich, der denn doch zuweilen ein Aktenstück erschnappte, hatte ein Herr R — er Edler von R — itt 2) zu tun; ein Mann schon hoch in den Dreißigen, Vater mehrerer legitimer Kinder und noch immer „un-

keiten, herausg. v. E. K. Blümml, München, G. Müller, 1913, II, S. 44 ff.).

1) Die „Schematismen für Böhmen von 1815 — 1830", die in Betracht kommen müßten, enthalten den Namen von Schönholz nicht. Nichtsdestoweniger war er (vgl. die Einleitung) vorübergehend und nur aushilfsweise bei der Stadthauptmannschaft als Praktikant in Verwendung genommen worden, schied aber bald, wegen Aussichtslosigkeit, eine dauernde Stellung daselbst zu erhalten.

2) In der Originalausgabe B — er Edler von B — itt, jedenfalls verdruckt, es muß R — er Edler von R — itt heißen, da es sich um einen gewissen Josef Rosentretter von Rosentritt handelt, der wahrscheinlich der Sohn des am 10. Dezemb. 1819 im 83. Jahre seines Alters verstorbenen Gubernialsekretärs Karl Rosentretter von Rosentritt (seinen Nekrolog s. in „Vaterländische Blätter für d. österr. Kaiserstaat. Wien, 1820, S. 369) war. Josef Rosentretter von Rosentritt erscheint laut „Schematismus für Böhmen, 1808" zum erstenmal als 5. Kanzlist bei der k. k. Stadthauptmannschaft und Polizeioberdirektion in Prag, 1810 ist er 4. Kanzlist, 1811 — 1813 3. Kanzlist, 1814 — 1815 erscheint er als 2. Kanzlist beim Einreichungsprotokoll und 1817 — 1822 als zweiter Paßprotokollist. 1823 als erster Paßprotokollist, 1829, S. 32, erscheint er das letztemal im Schematismus, ob er gestorben ist oder pensioniert wurde, vermögen wir nicht zu sagen.

entgeldlicher Praktikant". Herr von R. war durch seine Frau zu einigem Vermögen gekommen, was ihn in den Stand setzte, neun Jahre kraft seines Beamtenadels in einem toten Winkel des Expedits zu sitzen, ohne einen Buchstaben zu schreiben; denn die schlangenförmigen Tintenstreifen, welche ihm bei außerordentlichen Gelegenheiten gestattet wurden, konnte man insofern nicht „Schreiben" nennen, als Geschriebenes den Zweck hat, gelesen zu werden. Dem ohngeachtet besaß dieser seltene Offiziant das schönste und größte Schreibbüro im ganzen Amte; da ihm das Arar nur ein Tischchen einräumen wollte, hatte er an der bis dahin unbenutzten Wand aus eigenen Mitteln eine kolossale Werkstätte etabliert. Nach damaliger Mode hellgrau à la Cendrillon gekleidet, gekräuselt frisiert und mit mehreren, aus großen, aber wertlosen Diamantenscherben gefaßten Ringen an den Fingern, saß er standwierig, genau die Geschäftsstunden einhaltend, auf seinem Posten, und immer tätig; denn ob man ihn mit Arbeit bedachte oder nicht: er machte etwas, nämlich — Schattenspiele. Wirklich hatte er es in diesem Kunstzweig zu einer großen Fertigkeit gebracht und versorgte die Kinderstuben aller seiner Gönner unerschöpflich und unverzagt beinahe während eines ganzen Dezenniums mit dieser Kurzweil 1). Im zehnten

1) Böse Zungen haben den einstigen Gouverneur und spätern nächsten Ratgeber des Kaisers, Herrn von Schloißnigg, damit zu verkleinern gesucht, daß sie sein Talent für dergleichen Tändeleien als dem jungen Monarchen besonders gefällig hervorhoben. Ohne irgend der Majestät oder der Würde des Staatsmanns zu nahe zu treten, kann man annehmen, daß jenem Gerüchte etwas Wahres zum Grunde gelegen habe: denn dieser Sinn für Spielerei und Tand lag, wie es hier schon zu schildern versucht wurde, tief im Volke und in der Zeit. Der einst mächtige Hofrat v. S. leugnete nicht, seine rasche Karriere mindestens ebensowohl, wie seinen wirklich eminenten Fähigkeiten, seiner Geschicklichkeit im Anfertigen von Transparenten zu dan-

Jahre, eben als ich das Expedit verließ, wurde er endlich dieser Beschäftigung entbunden und mit 300 Gulden Gehalt „überzähliger Paßprotokollist". Er hatte sich durch beispiellose Geduld Teilnahme und deshalb auch ein Verdienst erworben, weil am Menschen Talent weit gewöhnlicher ist als Ausdauer.

So zogen wir beide an einem Tage um: der Edle von R. mit seinem pompösen Büro ins Paßprotokoll; ich mit meiner armseligen Mappe in eine andere aber sehr amüsante Abteilung. Hier liefen nämlich die Rapporte und Delationen ein, stündlich gab es da neue Zeitung und auch mein persönlicher Wirkungskreis erweiterte sich und zwar auf das Abhören der Polizeisoldaten, welche „auf ihren Diensteid anzeigten", z. B. daß jene Schenke über Mitternacht auf gewesen, oder im R'schen Kaffeehause, wiewohl die Laden geschlossen, durch eine Spalte deutlich die rollenden Würfel zu sehen waren. Sofort wurde mit 5 Gulden Strafe gegen die frevelnden Wirte gedonnert, die ihrerseits alle erdenklichen Blitzableiter aufsteckten, so daß von fünfzig Kontraventionen etwa zehn Gulden aufgebracht wurden. Schwelgerei und Hasardspiel war so sehr eingerissen, daß die Behörde kaum mehr tun konnte, als „das Prinzip retten", obgleich, was Wachsamkeit, Ausspüren und sicheres Zugreifen betraf, unser Hauptmann Czech von Czechenherz[1]), der

ken zu haben, und einem mir bekannten Herrn von B., der wegen eines ärgerlichen Handels seines Postens entsetzt worden war, verhalf seine Kunst im Darstellen kleiner Wagen als Spielzeug zu einer sehr einträglichen Stellung während des Feldzugs 1813—14 in Galizien. Ob solche Armseligkeiten heute noch durchschlagen können, bezweifle ich, allein zuweilen rangieren sie doch noch unter den Eigenschaften, welche in Vor- und Nebenzimmern empfehlen (Not. d. Verf.). — Unter Hofrat von S. ist jedenfalls von Sonnenfels (Josef) zu verstehen.

1) Josef Czech von Czechenherz, geb. am 11. Juni 1766, gest.

Schrecken aller Gauner, Landstreicher, Diebe, überhaupt alles Gesindels im ganzen Lande, seinesgleichen suchte. Dieser damals in seinem Fache weitberühmte Mann hatte sich vom gemeinen Soldaten zum Kommandeur und Edelmann aufgeschwungen, kraft seines Polizeitalentes, das der gedrungenen Figur, die man etwa für die eines ehrlichen Bäckers hielt, gar nicht anzusehen war. Die Entdeckung einer gefährlichen, wenn ich nicht irre, Falschmünzerbande hatte seine Karriere gemacht. Er verstand alle Gestalten anzunehmen, die Manieren und Redeweisen der verschiedensten Klassen nachzuahmen; wußte, ein zweiter Garrick oder Heidegger[1]), sein Gesicht merkwürdig zu entstellen, z. B. durch Umstülpen der Augendeckel; konnte allerlei Hantierungen und hatte so jene erste Spürfahrt als bettelnder Harfenist unternommen. Wenn er auf das Büro kam, legte man die Feder hin und horchte auf seine Abenteuer, von denen er treuherzig, indes nicht ohne Selbstlob, erzählte. Mit diesen Geschichten wären mindestens drei Bände „neuer Pitaval" zu füllen gewesen; leider sind mir nur noch zwei erinnerlich, von welchen die erste als possierliche Spielart des Zufalls, die zweite als, wenn auch nieder-

am 25. Januar 1835, Hauptmann und Kommandant der Prager Polizei (Diese Daten stehen auf der Lithographie, die zur nebenstehenden Reproduktion benutzt wurde). Czech wurde am 15. Mai 1800 (damals noch Polizeifeldwebel in Wien) für die in Prag erledigte Polizeiunterleutnantsstelle vorgeschlagen, was genehmigt wurde (s. Wien. Polizeiarchiv, Index von 1800).

1) David Garrick, der bekannte englische Schauspieler, und Heidegger, wohl mit Hans Jakob Heidegger, geb. in Zürich 1659, gest. zu London am 6. Nov. 1749, identisch, der kgl. engl. Kammerherr, Oberaufseher der kgl. Vergnügungen, Direktor der Oper u. der Maskenbälle des Hofes usw. war und wegen seiner abschreckenden, abnormen Häßlichkeit und Entstellungen seines Gesichtes „die Nachteule von Cornhillstreet" genannt wurde (s. Katalog der Intendanz. Wien, I. Abt. S. 170).

schlagender, Beitrag zur Seelenkunde hier eine Stelle verdient.

Der erste Handel entspinnt sich in der Nähe einer Mühle, wo sich das Hochgericht eines Landstädtchens befindet. Ein Dieb wird gehängt; nachdem er nach Sonnenuntergang abgenommen, entfernen sich die Wasenknechte, das Exekutionshonorar in einer Dorfschenke zu verzechen. Darüber vergehen Stunden; die Nachtkühle, der fallende Tau erfrischen die Lebensgeister des mangelhaft Gerichteten. Er rafft sich auf, eilt mit schlotternden Knien über das Feld, gelangt zur Mühle; die Tür ist auf, der Knappe eingeschlafen, die Treppe frei; in der Stube des Müllers findet er ein paar Stiefel. Der Müller erwacht über das Geräusch, der Dieb entflieht; jener greift nach der Flinte, schießt, dieser fällt. Der raschen Tat folgt Reue; Mühlherr und Knappe eilen hinaus; der von hinten in die Brust Geschossene haucht eben den letzten Seufzer aus. Die Wunde untersuchend, entdecken sie den Strang. Die leere Richtstätte, die zurückgelassenen Spaten deuten den Zusammenhang; so bringen sie den Toten wieder unter den Galgen. Gegen Morgen erst finden sich die Wasenknechte ein, die Grube zu graben — aber, o Wunder! der Gehenkte hat jetzt Stiefel an. Die erschreckten Büttel entlaufen, rufen den Meister. Der Strick bezeugt die Identität der Person, die Mehlkruste an den Stiefeln weist auf die Mühle hin; der Leichnam bleibt unbegraben und nun beginnt die polizeiliche Untersuchung: wie der gehenkte Dieb zu des Müllers Stiefeln gekommen? Der Kreisphysikus, der sich den Kadaver zur Sektion erbittet, entdeckt endlich den Reim in der Rückenwunde. Der Müller gesteht den unvorsätzlichen Totschlag an einem Gehenkten.

Die zweite Geschichte ist so wenig mit Humor getauft, daß die Hand sich sträubt, sie niederzuschreiben.

Im Militärstand ist die Ehrenhaftigkeit, welche das Sittengesetz vom Menschen in Bezug auf seine Moralität fordert, auch für die kleinsten Äußerlichkeiten zur Tendenz erhoben. Die Philosophie des Soldaten geht von ganz eigentümlichen Gesichtspunkten aus; denn seine Erziehung und Stellung ist eine eigentümliche: er hat bei jedem Schritte und Tritte Rücksichten zu beachten, welche bei anderen Ständen kaum jemals ernstlich zur Sprache kommen. Die „Ehre" mit allen Auswüchsen und Zutaten, mittels welcher das Konventionelle der bürgerlichen Einrichtungen und Gewohnheiten ihr einen weit größeren als den natürlichen Umfang angewiesen hat, ist des Offiziers eigentliches Element; seine bürgerliche Existenz ist moralisch vernichtet, sobald ihm jenes wesentlich getrübt wird. Er hängt nicht allein vom Gesetz, von der Welt und ihren Vorurteilen, sondern auch — und allermeist — von der Meinung seiner Standesgenossen ab und stößt allenthalben auf Zensoren, Ankläger und Richter, wo die anderen Stände frei ausgehen und nur Gott und ihrem Gewissen Rechenschaft schuldig sind. Seine „Ehre" kann tödlich verletzt werden, wenn der Streich auch nicht die eigentliche, rein menschliche oder bürgerliche Ehre, sondern bloß jene künstliche Ehre des Übereinkommens trifft, welche sich an das besondere Ehrgefühl seines Standes wendet. — In eine solche Lage kann leicht einer, können wir alle mehr oder weniger, je nach unseren Standesverhältnissen, versetzt werden. Wir wissen dies und sind darum auf der Hut. Wir weichen den Streichen aus, meiden Wallungen, sind vorsichtig in Äußerungen und Genüssen, bewachen unseren Puls, wiegen unsere Handlungen — wenn einer strauchelt, fällt, schenken wir ihm unser Mitleid, allein wir gewahren in seinem Fall eine poetische Gerechtigkeit, eine Genugtuung für die verletzte Sitte. — Wie aber, wenn bei genauer Beobach-

tung aller Regeln und Vorschriften, welche Sittlichkeit, Lebensklugheit, Religion und Gesetz erteilen, aller Pflichten und Obliegenheiten, welche Stand und Beruf fordern, auch einer fällt und zwar nicht vom Verhängnis niedergeschmettert, sondern von spitzfindiger Büberei zugrunde gerichtet, ein Opfer des schwarzgalligen Neides, der Scheelsucht, des kalten Hasses, der giftzüngigen Verleumdung? Wenn wir ihn sinken sehen, von den Vampirrüsseln dieser Gespenster angebohrt, rettungslos verblutend? Dann ergreift uns mächtiges Grauen, ein frostiges Gefühl der Unsicherheit, wie es uns in finsteren Schluchten befällt; unsere Seele streift der Pesthauch der Hölle und macht die mutigste vor der schrecklichen Gewalt der Bosheit erzittern.

Unter den Offizieren eines Infanterieregiments befand sich ein junger Mann von angenehmem Äußeren, sanftem Charakter, ausgezeichneter, indes dem militärischen Wesen abgünstiger Persönlichkeit. Er hatte eine gründliche Schulbildung genossen und den Trieb, seinem Beruf, wie geringer Wert auch damals darauf gelegt wurde, wissenschaftlich genug zu tun. Hauptsächlich aus diesem Grunde ward er den Kameraden ein Gegenstand von Neckereien, welche nur solch eine harmlose Natur — wie ich sie später an dem Unglücklichen kennen lernte — auf die Dauer ertragen konnte. Sein bitterster Gegner war ein älterer Subaltern, eine hagere, bleiche Gestalt, wie sie Cäsar am Cassius fürchtete, der sich im Korps ein gewisses dämonisches Übergewicht verschafft hatte; kalt und raffiniert, sich niemals die geringste Blöße gebend, dagegen mit durchdringendem Blick jede fremde Schwäche erspähend, um sie für seine Herrschsucht auszubeuten; dabei Ignorant. Nun ist es eine sehr betrübende, weil so häufig sich darbietende Erscheinung, daß der Neid nichts schwerer verzeiht als geistige Überlegenheit und nichts schwerer vergessen wird als geistige,

von einem überwiegenden Verstande erlittene Niederlagen. Unwillkürlich hatte jener diesem solche beigebracht und die Rachsucht des Verschmitzten sann auf empfindlichste Züchtigung. Dieser satanisch-spekulative Charakter des Franz Moor ist häufig als unnatürlich und als die bizarre Ausgeburt jugendlich ausschweifender Phantasie verurteilt worden: hier haben wir die Verwirklichung jenes scheußlichen Ideals.

In dem Maße als der Teufelsplan in ihm reifte, ließ der Falsche die Animosität schwinden, schloß er sich mehr und mehr, wie überwältigt von den schönen Eigenschaften des jüngeren Kameraden, diesem an; ja er nahm diesen sogar in seinen Schutz und verteidigte dessen „Schulmeisterleben" gegen die Angriffe der anderen. Um die Sicherheit zu begreifen, mit welcher er auf das Gelingen seines Planes rechnen konnte, muß man die brüderliche Vertraulichkeit, welche unter den Offizieren unserer Regimenter herrscht, und die intimen Verhältnisse des Kasernenlebens kennen, wo man gegenseitig in Wirtschafts- und selbst Herzensangelegenheiten kein Geheimnis hat und die Börse wie der Wäscheschrank den Genossen stets offen stehen. Im Kasernenleben gibt es auch eine allgemeine Stundenordnung für den Dienst sowohl als die Zerstreuungen. Einer vom anderen weiß genau, wann dieser bei sich oder wo er sonst anzutreffen ist, wo nicht — auf alle diese Umstände war das gräßliche Projekt berechnet. Sobald die Ausführung hinreichend vorbereitet schien, füllte er den Giftbecher, der das Opfer dem moralischen Tod der Infamie überliefern sollte.

Der Winter kam und veranlaßte die Offiziere in ihrer wenig geselligen Garnison unter sich ein Kränzchen zu bilden, wo jedesmal ein anderes Mitglied den Wirt machte. An dem Abend als die Reihe den Bösewicht traf, befahl dieser, kurz vor Eintritt der Gäste, seinem Burschen, die

auf der Kommode liegende goldene Taschenuhr aufzuziehen. Kaum hatte der Soldat dies ausgerichtet, traten Kameraden ein, denen bald die übrigen folgten. Spät trennte man sich, und als eben die letzten ihn verlassen wollten, ging der verschmitzte Wirt nachzusehen: wie lange man denn zusammengeblieben sei? — Die Uhr war verschwunden! Die Kameraden bestürmen ihn mit Fragen; durchsuchen selbst die Stube, kehren alle Schubfächer um — die Uhr ist weg! Natürlich äußert sich Verdacht gegen den Burschen. Der hätte sie nicht, für den stehe er! sagt mit rätselhafter Kürze der Heuchler. Es lag gewissermaßen eine Anklage gegen alle Anwesende in Ton und Ausdruck; eine Behelligung, welche das Pointd'honneur entweder scharf zu rügen, oder stolz zu ignorieren gebot. Der Älteste nimmt das Wort und erklärt: die Bürgschaft in Ehren, so erfordere ein Kasernendiebstahl unter diesen Umständen jedenfalls die strengste Untersuchung. — Der Bursche wird in Arrest gebracht, bekennt: wie allerdings er allein, außer den Offizieren, die Stube seines Herrn betreten und die Uhr in Händen gehabt; besteht aber mit offenbar gutem Gewissen alle Verhöre. Der Auditeur trägt auf Haussuchung und zugleich darauf an, daß sämtliche Offiziere genau in ihren Wohnungen nachsehen und ihre Schränke verschlossen halten mögen, da es schon vorgekommen, daß ein Bedienter seinen Diebstahl unter die Effekten seines Herrn versteckt und so diesen zum unfreiwilligen Hehler gemacht habe. Auch diese Maßregel ergibt, wie sich von selbst versteht, kein Resultat, aber sie begünstigt den Vernichtungsplan des Bösewichts. Er erlauert den Augenblick, wo während der Wachtparade alle Kameraden auf dem Kasernenhof versammelt, ihren Burschen das Lüften ihrer Stuben überlassen; schleicht sich, als der Diener des jungen Offiziers den Rücken wendet, in dessen Stube; findet den Schlüssel an der Kommode stecken

und verbirgt rasch die in dieser Absicht stets bei sich getragene Uhr in Papier gewickelt unter die Wäsche, zieht den Schlüssel ab und entfernt sich. — Mit diesem zweiten Akt des Trauerspiels war die Katastrophe gesichert. Das Kränzchen versammelt sich abends in der Wohnung des Bedrohten, der kurz vorher seinen Kommodenschlüssel vermißt, doch nicht mehr Zeit hatte, lange danach zu suchen. Die Unterhaltung beginnt; wie zufällig wirft der Böse die Klage hin: er sei heute zu Ball gebeten und hätte kein sauberes Vorhemd; ob der Kamerad ihm nicht mit einem aushelfen könne? — Sehr gern! aber, verwünscht! der Schlüssel! Der Bursche wird gerufen und nach dem Schlüssel gesucht; die Gäste spotten ob der Zerstreutheit des „Gelehrten", der seinerseits in seiner peniblen Weise sich eben so linkisch benimmt, als sein Verderber gewandt jeden kleinsten Umstand zu benutzen versteht, auf jede Chance gefaßt ist. Er hat den entwendeten Schlüssel am Schlüsselbund, den er bei sich trägt und erbietet sich jetzt, den Versuch mit seinen Schlüsseln zu machen; versucht erst die, welche nicht passen, dann legt er wie zufällig den entwendeten an; dreht — tut, als ob es besonderer Handgriffe bedürfe, endlich schließt er auf. Die anderen treten heran; man bewundert die schöne Wäsche des Kameraden und wie systematisch da Stück bei Stück geordnet wäre, untersucht scherzend das Schubfach. Aber was ist das? Etwas Schweres in Papier gewickelt? Gewiß das Porträt einer Schönen! — Man langt zum großen Erstaunen des vermeintlichen Eigentümers ein Päckchen hervor; entwickelt es — wie? eine Uhr? — Der Böse tappt zu: „Ist es möglich! meine Uhr? — — Das tut mir leid um dich." — Damit legt er die Uhr auf den Tisch und entfernt sich. — Die Teufelei hat hier ihre Spitze erreicht und man könnte es nur auffallend finden, daß diese nicht brach; denn der

ganze Schandplan war so gemein und plump, als überfein angelegt. Man muß indes die Erfahrung zu Rate ziehen, wie in dergleichen Fällen eben die geringfügigsten Umstände entscheiden: ein Ausdruck, eine Miene, Gebärde, Befangenheit äußern oft einen unbesiegbaren Einfluß auf die Zeugen; der Besonnenste ist nicht sicher, gerade in solchen Momenten, wo es der Geistesgegenwart am dringendsten bedarf, den Kopf zu verlieren. Und dies war mit dem Unglücklichen der Fall, der sich ganz so benahm, um den Schein, der gegen ihn war, voll zu machen. Der geistige Mut, die Seelengröße, womit er hinterher sich über die niedrige Mißhandlung erhob, bestärkten die blinde Mißgunst nur in ihren leichtfertigen Voraussetzungen. Er mußte seinen Abschied nehmen, und der Teufel versagte ihm obendrein als einem Berüchtigten die Ehre der Satisfaktion. — Es ist schwer, darüber abzuurteilen, wie man an der Stelle eines anderen selbst gehandelt haben würde, weil man stets nur mit seinem Ich dabei ist und von der Natur des anderen sich nur eine theoretische und unvollständige Vorstellung bilden kann. Aber der Bösewicht ging nicht leer aus. Es waren noch genug richtig Fühlende unter den Offizieren, um ihn — und dazu sind immer Mittel vorhanden — zu einem gleichen Schritt zu zwingen, wozu er jenen so schändlich getrieben hatte. Das ist der Trost der Guten, allein, ach! oft ihr einziger Trost: daß für jeden Frevel, früh oder spät, das Wehrgeld bezahlt werden muß.

„Observe les impressions et apprends la vie; cette étude-là en vaut bien une autre", diese Lehre gab Frau von Staël ihrem Sohn auf die Reise mit. Gewiß, ein lehrreiches, indes überwiegend unerfreuliches Studium.

*

Wie Kaiser Friedrich IV., der, eben kein Freund lebensgefährlicher Unternehmungen, durch die Gewohnheit, die Türen mit dem Fuße auf- und zuzumachen, sich eine Amputation zugezogen hatte, nun sagte: „dem Kaiser und Reich sei nunmehr ein Bein abgenommen", im Reiche aber es darum nicht schlechter noch besser ging; so mochte der Geschäftsgang der Stadthauptmannschaft wenig gestört worden sein, als Herr v. R., der Paßprotokollist, auf Urlaub ins Bad reiste, um seine von so langjähriger Schattenarbeit angegriffene Gesundheit herzustellen. Für diese Ansicht würde schon der Umstand sprechen, daß meine damalige Routine hinreichte, ihn zu supplieren. Mit Ausfüllung der Paßformulare beschäftigt, bewährte sich jetzt erst an mir jenes Ritterwort von „politischer" Laufbahn, da zahlreiche diplomatische Stellungen sich ebenfalls mit nichts weiter zu befassen haben, als mit der Legitimität der Reisenden.

Um diese Zeit begann der Polizei der berüchtigte Räuberhauptmann Grasel[1]) schlaflose Nächte zu bereiten;

1) Joh. Georg Grasel, geb. ca. 1791, berüchtigter Räuberhauptmann, machte um 1815 mit seinen Spießgesellen die Gegenden in den Vierteln Ober- und Untermanhartsberg, dann im Taborer, Budweiser und Znaimer Kreise unsicher. Im J. 1815 erging eine Kundmachung (s. Erneuerte Vaterländische Blätter usw. W. 1815, S. 565 f.) wonach für seine Einlieferung ein Preis von 4000 Gulden festgesetzt wurde, einem Schuldgenossen aber wurden für die Gefangennehmung Grasels 2000 Gulden und Straflosigkeit zugesichert. In der Nacht

dieser österreichische Karl Moor des neunzehnten Jahrhunderts. Wie auf der Bühne, so in der Welt, muß uns oft mit den Gebrechen der menschlichen Natur, welche der Schuft entehrt, der Räuber versöhnen. Kein Grafensohn, sondern der Sprößling eines Gauners, der das Kind im zartesten Alter wie einen Jagdhund aufs Stehlen, besonders bei Einbrüchen, abrichtete, hing Grasel später aus eigenem Antrieb das Handwerk an den Nagel, ward Soldat und ordentlicher Mensch, bis auf den leidenschaftlichen Verkehr mit prostituierten Weibspersonen. In dieser Pfütze, wo die besten Vorsätze rettungslos untersinken, schwand sein besseres Teil dahin — mit einer Dirne riß er endlich aus vom Regimente. Der Winter 1814 und 1815 war gerade die rechte Jahreszeit zur Errichtung einer Räuberbande: das platte Land von Militär entblößt, von Marodeurs, Ausreißern und arbeitsscheuen Abgedankten wimmelnd; dazu boten die Wälder an beiden Donauufern von Böhmen bis nahe an die Residenz eine treffliche Operationslinie. In kurzer Zeit befahl Grasel über ein Korps nahe an dreihundert Mann, darunter ein Viertel beritten, das Ganze militärisch organisiert, in mehrere Haufen nicht ohne strategische Klugheit verteilt; streng diszipliniert, zu blindem Gehorsam verpflichtet. Mord war streng verboten; die Sicherheit der Landstraßen, der Reisenden sollte nicht angetastet, dem Armen beigestanden, dagegen Schlösser

vom 19. auf den 20. November 1815 gelang es den Polizeikommissären Bieringer, Muth und Dumbacher, ihn durch List festzunehmen, worauf am 31. Januar 1818 seine Hinrichtung, nebst zwei Gefährten Jakob Fähding und Ignaz Stangel, erfolgte, obwohl er eigentlich keinen Mord begangen hatte (s. Bermann, Alt- und Neu-Wien, S. 1046f.; Polizeiakten i. Minist. d. Inn., 4517, 4521, 7585 ex 1817; gedrucktes Urteil in Slg. Wünsch; Rosenbaum in sein. handschriftl. Tagebuch in der Wien. Hofbibl. unt. 31. Januar 1818).

und Ämter geplündert werden, hauptsächlich um bares Geld. Wo die Bande mit dem gemeinen Mann sich berührte, wurden diese Grundsätze proklamiert, Notleidende von dem Geraubten unterstützt; so fehlten die Hehler nicht und konnte der Unfug ein halbes Jahr in der Nähe der Residenz sich halten. Eine militärische Besetzung der beunruhigten Gegend warf endlich die Räuberschar nach Böhmen hinein. — Nun hatten sich ohnehin allenthalben auf Grasels gefürchteten Namen hin kleine Raubbanden gebildet, daß man bald nicht wußte, wo das Übel eigentlich anzufassen sei: dort wurde eingebrochen, hier einer an der Straße erschlagen gefunden, eine Kuh gestohlen; überall schrie es: der Grasel! der Grasel! und plötzlich kam von einem ganz entgegengesetzten Punkte dann die Nachricht, der verwegene Räuber habe mit ganzer Macht ein Rittergut dort überfallen. Grasel war überall und nirgends; wo man hinsah, gewahrte man seinen Schatten; wo man hinschlug, war er schon verschwunden. In mancherlei Verkleidungen sollte er durch das Land wandern; bald als Graf im eleganten Reisewagen in Begleitung einer Dame, bald als Militär, bald als ungarischer Viehhändler. Wer von einer Wanderung zurückkehrte, hatte ihn in dieser oder jener Maske gesehen. Ein alter Landpfarrer, der ausgeritten und zu Fuß nach Haus kam, erzählte: ein Bettler sei an der Straße jenseits des Grabens neben seinen beiden Krükken gesessen, habe ihn angerufen: „Barmherziger Samariter! helft mir über den Graben, sonst muß ich verschmachten." Hierauf sei er, der Pfarrer, abgestiegen, hätte den Gaul an einen Baum gebunden, den breiten Graben durchklettert und den Krüppel herübergeschafft. Während er aber, um die Krücken nachzuholen, wieder hinüber war, hätte der Lahme sich aufs Pferd geschwungen, ihm zurufend: „Schönen Dank, Ehrwürden! Der Grasel wird's vergel-

ten," und wäre auf und davon gesprengt 1). Dergleichen Geschichten kamen täglich ein; eines Morgens plötzlich ein Steckbrief: „Grasel würde gleichzeitig in Prag eintreffen, als ungarischer Viehhändler verkleidet, mit einem Begleiter, in einer mit vier Schimmeln bespannten Chaise. Auffallende Kennzeichen: eine rote Narbe unter dem linken Ohr." Czech geriet außer sich und sämtliche Stadthauptmannschaft in Bewegung. Als nun noch die Meldung einlief: die gelbe Chaise sei wirklich in der Neustadt gesehen worden, ward nicht allein alle Mannschaft und sogenannte „verkleidete Polizei", die Ober- und Unterkommissäre, sondern auch alles Kanzleipersonal aufgeboten, in Detachements geteilt, und je, nach einem wohlüberlegten Angriffsplan auf die verschiedenen Bezirke des Weichbildes, angewiesen, vom äußersten Umfang der Stadt nach ihrem Kern zu die Operation vorzunehmen, das Netz zusammenzuziehen über dem Haupt des Verwegenen. In höchster Spannung erwartete man den Anbruch der entscheidenden Nacht, und wehe! wer,

1) Die „Briefe des ... Eipeldauer. W., 1815, II. Hft., S. 22 ff.", welche die verschiedensten Anekdoten über Grasel bringen, erzählen auch (S. 30 f.) eine andere Pfarrersgeschichte: „Neuli amahl begegn'd ihm a Herr Pfarrer, der just von ein'n andern Herr Pfarrer heimg'fahren iss, wo er'n Tag vorher auf a Hausnudl eing'lad'n war, auf der Straß'n — hietzt geht der Grasl aufn Pfarrer sein alte Kuredn (= Carette) zue und sagt zu ihm ... Gued'n Morg'n Herr Pfarrer — i bin der Grasl — der Pfarrer fallt auf das Wort völli in a Gattung Frasl (= Fraisen) vor Angst — und sein Kudsch'r a — — — Fürcht'n sö si nid, sagt er, i nimm ihnen nix, i weiß schun, daß s' ihnen heund Nacht bei'n Taroktapp'n so ausg'sackelt hab'n, daß s' hietzt nur no a Zweiguldenscheindl und ihner silberni Uhr bei ihnen hab'n — gegen's in Fried'n, i brauch ihner silberni Uhr nid, i hab da just a goldeni um a Spodgeld z' kauff'n g'kriegt — (und zeigt ihm's) — Fahr'ns in 'n Gottsnahm nach Haus und geben s' acht, daß s' ein anders Mahl bein 'n Spiel nid wieder so niederg'führd werd'n — Adjes!"

eine rote Narbe an der linken Wange, sich dann auf die Straße wagte!

Das Detachement, welches die „Hetzinsel" besetzen und von da zur gegebenen Zeit auf ein gewisses Wirtshaus der Neustadt manövrieren sollte, bestand aus einem Kommissär, dem kränklichen und lammfrommen Expeditionsdirektor und meiner Wenigkeit; ferner zwei „Naderern" und vier Bewaffneten. Auf dem einsamen Eilande befand sich, wie gewöhnlich, außer dem Wirte und einem Kellner, niemand; so zog sich unser Häscherkorps, in Tirailleurs aufgelöst, auf besagte Schenke der Neustadt zurück. Einer nach dem anderen trat ein, ließ sich Eierpunsch reichen, während die Bewaffneten sich draußen in den Hinterhalt legten und mir das Herz wie ein Walkhammer pochte; denn eine Attacke auf so ein Ungeheuer der Gesellschaft war ohne Stiche und Schüsse kaum zu denken. Das biedere Haupt des Expedits schien diese Bedenken zu teilen, denn obgleich stets leichenblaß, entfärbte er sich dennoch auffallend, als jetzt — ein ungarischer Viehhändler eintrat, den Hut mit der breiten Krempe tief ins Gesicht gedrückt, sich in den dunkelsten Winkel setzte. Der Kommissär gab ein Zeichen; ein Naderer schlich hinaus, die Bewaffneten vorzulegen; als dies geschehen, sprang jener auf, rief: „Grasel ist hier!!" In diesem Moment hüpften sämtliche Anwesende, als ob unter sie eine Riesenfaust wippte, zugleich auf Bänke und Tische — Geschrei, Tumult; im Winkel balgte sich der vermeintliche Bösewicht mit einem Haufen guter Bürger. „Ruhe! Ruhe!" und es ward Ruhe, allein aus dem Viehtreiber kein Räuberhauptmann. Es blieb kein Zweifel: wir hatten uns vergriffen.

Einen Späher zurücklassend, zog unsere kleine Exekutionsarmee weiter, nach der nächsten Schenke; denn Schenken waren es, wo man Grasel n suchen mußte: Schenken

Jakob Fähding Joh. Georg Grasel Ignaz Stangel
(Lithographie, wahrscheinlich von Lanzedelly)

und Weiber seine schwachen Seiten. Wir saßen und tranken abermals Eierpunsch, bis die Nachricht kam: „Hauptmann Czech habe ihn." Dem Expeditionsdirektor fiel ein gewaltiger Stein vom Herzen: „Nun wollen wir lustig sein! He, Kellner! was habt ihr zu essen?" Denn weil bei solchen Feldzügen alles auf Staatskosten geht, mußten schon an diesem Abend schöne Zechen gemacht werden. Das war aber leider auch alles; da Czech sich ebenfalls vergriffen, Grasel mit Wagen und Pferden entschlüpfen lassen und so diesmal nur die Ansicht Montecuculis[1]) bestätigt hatte: „daß der beste Feldherr der sei, welcher die wenigsten Fehler mache."

Unterdes waren von der Wiener Polizeidirektion 4000 Gulden auf des gefährlichen Menschen Kopf gesetzt, und ein spekulativer Jude, die ansehnliche Prämie zu verdienen, in die Dienste des Räubers getreten, um sich in das Vertrauen des sorglos mit seinem Schicksal Spielenden einzuschleichen. Einige Stunden von Wien,[2]) in einer einsamen Schenke ward der Räuber mit seiner Amalie und dem Judas bei Tische sitzend, von diesem an Bauern und Kanoniere eines nahen Pulvermagazins verraten, überfallen und gefangen. Das Weibsbild schrie: „Herr Jesus! der Jude ist ein Spitzbube". Grasel erwiderte: „Das wußte ich!" — „Nun werden sie dich hängen!" jammerte jene; dieser sagte stolz: „Das können sie nicht; ich habe kein Blut vergossen!" Wirklich verhielt es sich so; die lange wider ihn und dreißig seiner Spießgesellen geführte Untersuchung ergab bloß einen unfreiwilligen Totschlag an einer alten Frau, die in einer Mühle, wo der Verfolgte übernachtet hatte, sich ihm auf der Treppe entgegenstellte, dabei in eine mit altem Eisen gefüllte Kiste stürzte und infolge der Verwundung starb.

1) Raimund Graf Montecuculi (1608–1681), österr. Feldherr.
2) Auf d. sogenannten „Hameau".

Dessenungeachtet entrann er dem Galgen nicht, wozu ihn das Militärgesetz als Fahnenflüchtigen verdammte. Sanft und bußfertig, seinen Vater, der ihn zum Bösen gewöhnt, verwünschend und mit den vielen Wohltaten, die er als Räuber den Armen erwiesen, sich tröstend, ging er zum Tode. Die unansehnliche, hagere Gestalt, das ausdruckslose Gesicht, die demütige Haltung machten das schaurige Ende dieses weitgefürchteten Räubers wenig imposant. Spaßhaft aber vergalt das Verhängnis dem Juden, der sich nicht entblödet hatte, in allem Ernste den Räuber zu spielen und nun um die Prämie sich meldend, dafür zwei Jahre Zuchthaus erhielt.

Die Tagespresse widmete damals der Erscheinung dieses nicht gewöhnlichen Verbrechers geringe Aufmerksamkeit; er war ihr ein gemeiner Abenteurer, der „weder schreiben noch lesen" konnte, indes vielen „natürlichen Verstand" besaß und den „Pöbel" durch Freigebigkeit in sein Interesse zog 1). Wie würde man das heute auffassen? Die Durchschnittszahlen der Kriminalstatistik von drei Jahrzehnten haben uns seither belehrt, daß „Lesen und Schreiben" die Verbrechen nicht vermindern, höchstens ihre Formen verändern kann, überhaupt als Kulturmittel für „Volksbildung" nicht den übertriebenen Wert hat, welchen einseitige Zivilitätsprediger ihm vorzugsweise beilegen. Wer schreiben kann, bedarf allerdings nicht des Raubmordes, um sich zu helfen, denn er kann fälschen, usw. Inwiefern bloß äußerliche, teilweise Bildung auf die Sittlichkeit Einfluß gewinnt und wie sich das dem Forscher in den Tatsachen darstellt, bedarf einer weiten Ausführung, wozu hier nicht der Ort ist. Auch liegt uns eine andere Seite jener Erscheinung näher. Wir sehen hier einen zwar begabten aber bildungslosen Menschen, der

1) Diese Ausführungen finden sich in „Erneuerte Vaterländische Blätter usw. W., 1815, S. 565 f."

zum Feind der gesellschaftlichen Ordnung, des Eigentums erzogen ward. Als Soldat kommt er zum vollen Gebrauch seines Verstandes, zum Bewußtsein seiner Kraft, auf seinen Zügen mit verschiedenen Ständen in Berührung und so zur Anschauung der sein verfängliches Gemüt empörenden Ungleichheit der Güter. Sich der Zucht einer Welt entledigend, die er im Unrecht und mithin sich berechtigt glaubt, durch Unrecht an ihr sich zu rächen — dann zwischen verschiedenen Besitz- und Erwerbsweisen nunmehr zu unterscheiden, auf gewisse Lebensbedingungen Rücksicht zu nehmen gelehrt, wird er nicht Dieb, sondern, im Gefühl seiner militärischen Überlegenheit, Räuber, — nicht aus Habgier oder Unbändigkeit, sondern aus übelverstandenem Freiheitstrieb, aus, wenn auch unklarem, Groll auf die gesellschaftlichen Zustände 1). Diese Tendenz fließt ihm zu, er weiß selbst nicht, von wannen? So richtet sein verwegenes Unternehmen sich gegen das Eigentum der seinem Gefühle nach Übermächtigen. Dem Staat und den Reichen nehmen, um denen zu geben, die er bedrückt glaubt: er, für sich, will nichts weiter als diese wilde Willkür. Wenn das nicht eine Frühgeburt des Kommunismus ist, so gibt es keinen. Damals konnte das niemand verstehen, denn die soziale Atmosphäre ging noch mit den Elementen dazu schwanger; jetzt da sie die Brut abgesetzt und diese belebt hat, wird es deutlich. Und so mag manches heute geschehen, was wir erst spät werden deuten können.

Mit Grasels Person war sein Name und Geist nicht

1) Vgl. Briefe des ... Eipeldauers. W. 1815. 11. Hft., S. 46f.: „Aber sunderbar iss's, daß fast alli Leud von den Grasl mehr gued, als schlecht red'n — D' blau Ang'loffenen Baar leck s' Lampl (par exemple), hald'n n' für ein großes Genie, das di Hand des Schicksals auserkohrn had, um das große Werk zu vollend'n, das der Wanz'npräzept'r (=Napoleon) auf Helen'n in Stich had lassen muess'n — s' g'mani Volck had'n gern, weil er nur d' reich'n Leud (wie s' glaub'n) karnifeld ...."

vom Schauplatz verschwunden; seine zersprengte Bande löste sich in kleine Haufen, in Diebskoterien auf; die Größe der Untaten nahm zwar ab, aber ihre Zahl nahm zu. Selbst die nächste Umgebung Prags wurde so unsicher, daß man sich in der Nacht ohne Feuerwaffen nicht vor die Tore wagen konnte. Ich selbst mußte meinen Fürwitz einmal damit büßen, daß ich, von drei Kerls gehetzt, in dem Grundbau der eben eingerissenen „Armensünder-Kapelle" vor dem Hospitaltor Schutz suchen, und von den Diebswölfen umspürt, eine Schauernacht hier aushalten mußte. Die Gartenhäuser außerhalb der Ringmauern waren fast sämtlich erbrochen und zu Diebsquartieren benutzt. Wer nachts da vorüberkam, nach dem fielen Schüsse. Von Zeit zu Zeit wurden „Razzias" angestellt; man fing dann ein Dutzend, um anderen Zwölfen Platz zu machen. Namentlich war der „Eziskaberg" mit seinen Höhlen ein sehr besuchtes Hotel garni, welches während der Durchmärsche der russischen Truppen vom Corps Langerons 1) von Metzen der scheußlichsten Art strotzte. Welch ein delikater Stoff für die elegante Literatur: Mysterien des Eziskaberges! Wie? Jenseits der Moldau, die fast täglich hier die Schiffbrücken sprengte, lagerte das Russenkorps, prachtvoll equipiert und beritten. Nachts trieb das Mausen und die „Liebe" die Krieger aus den Zelten nach den Dörfern, nach den Höhlen des Nymphengebirges. Die Kommandeure ließen die Brücken sperren, nun wateten die Zärtlichen durch eine Fuhrt; ein großes, rotangestrichenes Kreuz, wie alle hundert Schritte im andächtigen Böhmen eines leuchtet, diente am Ufer den Leandern als Zeichen.

Als die Söhne des Nordens abgezogen waren, traten die des Südens in ihre Fußtapfen. Prags Garnison bestand

1) Andrault Graf von Langeron, russ. General französischer Abkunft (1763—1831).

damals aus dem Regiment Merville oder besser gesagt aus einem sogenannten Haufen mit der Lombardei übernommenen Soldaten der italienisch-französischen Armee. Als sie einzogen, steckten sie noch in den grün-schwarz-rosenroten Jacken und brachten mit der Uniform auch jede Unform ihres früheren Kriegslebens mit. Diese Undisziplin und Verwilderung däucht jetzt unglaublich, auch wenn man sie damals mit angesehen hat. Täglich blutige Händel mit den Bürgern, hauptsächlich wegen Weiber, die sie sans gêne ohne weiteres um gewisse Gefälligkeiten angingen. Heute fand man einen Bürger von einem Bajonettstich getötet; morgen einen Offizier durch den Degen niedergestreckt. Auf offener Straße duellierten sie; in Nußl an einem Sonntage gerieten zwei Leutnants in Streit und gaben den Anwesenden im Brauhausgarten einen Zweikampf in Hemdärmeln zum Besten. Der merkwürdigste Skandal entspann sich aber bald nach der Rückkehr des böhmischen Regiments „Voglsang" in die Prager Garnison 1). Ein Militäraufruhr ist in Frankreich oder Rußland ein Regen-

1) Ein sehr beliebtes Regiment in Böhmen, dessen Chef damals — ich will nicht sagen als Bayard, indes doch als Sandricour der böhmischen Truppen bewundert wurde. In der Tat besaß Fürst von Leiningen viele ritterliche Eigenschaften; als Reiter und Pistolenschütz namentlich suchte er seinen Meister. In dieser Beziehung erzählte man sich von ihm und seinem ebenfalls als Schütz berühmten, in seiner Stellung aber minder gepriesenen Bruder, daß beide einst wegen eines Abenteuers im Felde zum Hausarrest verurteilt, sich in Ermanglung von Lektüre abends die Zeit damit vertrieben, daß sich einer in diesen, der andere in jenen Winkel der Stube setzte, und jeder sein Licht so stellte, daß sein Profil sich auf der Wand abschattete. So sitzend schossen sie einer auf des andern Nasenschatten aus ihren nie fehlenden Pistolen (Not. d. Verf.). — August Georg Graf Leiningen-Westerburg, k. k. Feldmarschallleutnant (1770—1849), die Tapferkeit Leiningens war seiner Zeit sprichwörtlich in der Armee, auch galt er als einer der trefflichsten Schützen derselben (s. Wurzbach. Biogr.

tropfen, in Österreich ein Wolkenbruch, ein der Geschichte nicht vorzuenthaltendes Phänomen. 1)

Es war Sonntag 4 Uhr nachmittag, als in einer Schenke der Jesuiterstraße Händel zwischen Kanonieren und Mervillschen Musketieren entstanden. Säbel und Bajonett wurde gebraucht, die Bürger bedienten sich der Stuhlbeine. In derselben Straße befand sich ein Militärmagazin; vor diesem und vor einem anderen Hause, wie vor der Kaserne am Ende der Straße standen Schildposten von Italienern, welche an diesem Tage den Dienst hatten. Gegenüber der Mervillschen Kaserne lag die vom Regiment Voglsang. Nachdem von seiten des italienischen Kommandeurs nichts geschieht, dem blutigen Unfug zu steuern, entsendet Voglsang eine Patrouille, die Tumultuanten zu arretieren. Zwei Kanoniere und drei Mervillianer werden abgeführt; kaum aber gewahren die Schildwachen die Verhaftung ihrer Landsleute, als sie ihre Posten verlassen und die Patrouille mit den Bajonett attackieren. Diese fällt ebenfalls das Gewehr und zieht sich, verteidigungsweise, auf ihre Kaserne zurück. Auf das Geräusch und Geschrei stürzen aus der Kaserne

Lexik.). — Sein Bruder war der Oberst Christ. Ludw. Graf L. W. (1771—1819).

1) Bezüglich des im folgenden erzählten Exzesses könnte es sich nur um die Jahre 1815—1817 handeln, da das Inf.-Regiment Mauroy de Merville, heute Nr. 23, seit Januar 1815 in Prag garnisonierte und zwar bis 9. Januar 1818. Das Inf.-Regiment Voglsang, heute Nr. 47, verließ dagegen Prag am 16. Oktob. 1817 als Garnison (vgl. „Geschichte des k. k. Inf.-Regiments Nr. 23" u. „Gust. v. Treuenfest, Gesch. des k. k. Inf.-Regiments Nr. 47"). Die Regimentsgeschichte erzählt von diesem Exzeß nichts, die Protokolle im Kriegsarchiv führen wohl namentlich im Jahre 1815 in bezug auf d. Rgt. Voglsang einen größeren Exzeß an, aber ohne ein Detail zu geben, gegen wen er gerichtet war. Die Akten selbst sind leider für immer verschwunden. Schönholz dürfte von diesem Exzeß nur erzählen gehört haben.

Italiener in Haufen hervor und beginnen die Kaserne der Böhmen zu stürmen. Allmählich entspinnt sich ein regelmäßiges Gefecht. Herbeieilende Offiziere von Merville, welche Ruhe stiften wollen, werden verhöhnt und mit dem Bajonett abgewiesen; ein mir befreundeter, braver junger Mann, mit dem ich eben im nahen Kaffeehaus Billard spiele, eilt, im Zivil, wie er war, hinaus, die Leute seiner Kompagnie abzumahnen. Er erhält einen Stich in den Arm und rettet sein Leben nur, indem er in eine zur Reparatur aufgedeckte Kloake springt. Die Fenster im unteren Stockwerk der angegriffenen Kaserne sind zertrümmert, das Tor wird durch Kolbenschläge forciert. Das böhmische Regiment macht in geschlossener Ordnung Ausfälle und jedesmal, wie es hervordringt, nehmen die Belagerer das Fersengeld. Endlich schließen sich sogar Offiziere mit gezogenen Degen den Meuterern an, darunter zwei Hauptleute und so wogt der Kampf bis zum Abend, als sich der Kommandierende entschließt, Generalmarsch schlagen und das Bürgermilitär in die Waffen rufen zu lassen. Mit der Reiterei der Prager Nationalgarde, wegen ihres seltsamaltertümlichen Aussehens und der zitronengelben Kollets „die Schweden" genannt, war es damals schlecht bestellt; so raffte man, was nur rasch in das Löwenfell kroch, zusammen und rückte gegen die Aufrührer an. Glücklicherweise dämpfte schon der bloße Trommelschall der anmarschierenden Patrioten das wilde Strohfeuer der südlichen „furia". Die Poltrone warfen die Flinten von sich, meist in den Stadtgraben, und ergriffen nach allen Seiten die Flucht. Die Nacht ging nun drauf mit dem Einfangen. — Vier Offizieren wurde der Prozeß gemacht; die Mannschaft erhielt den Haselstock zu kosten. Streng genommen, mußten einige erschossen werden: man ließ jedoch, wie so oft, und vielleicht aus Staatsklugheit, Gnade für Recht ergehen.

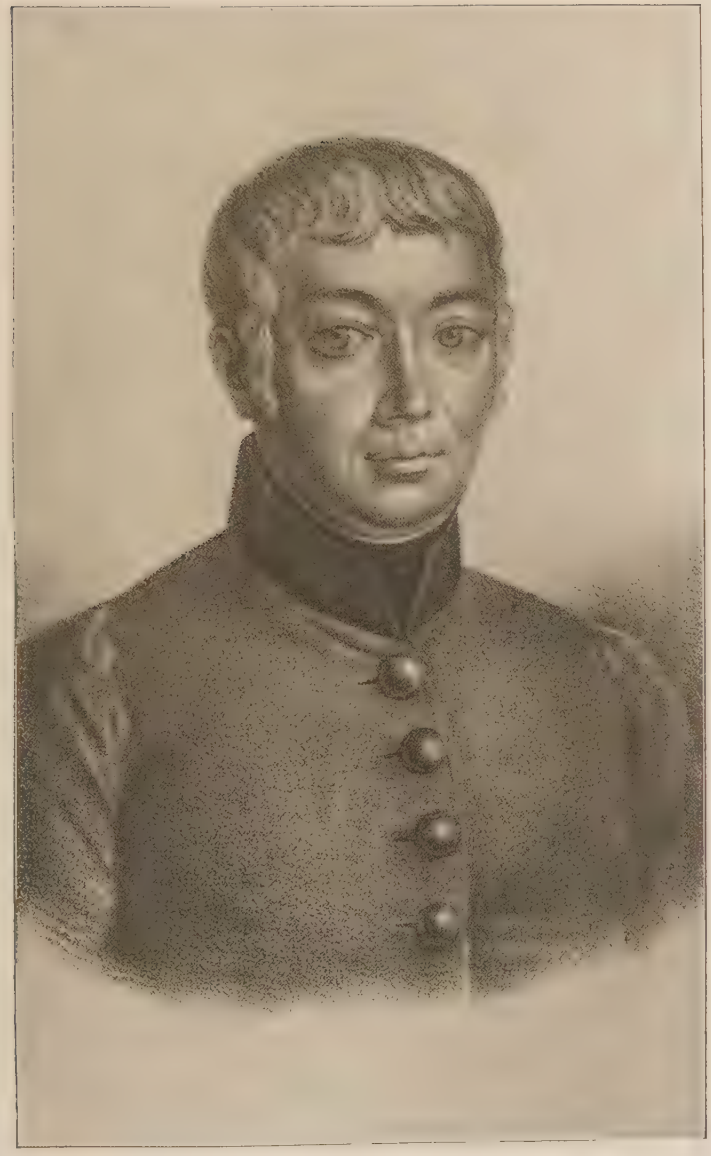
„Ihr Rebellen!" rief der Auditeur einem Verhafteten zu, „wie konntet ihr wagen, euch gegen die Regierungsgewalt aufzulehnen?" „Perchè"? entgegnete ironisch der Soldat. „Questo regno tedesco è solamente un governo provvisorio — chi pecora si fà la mangia il lupo."

Daß bei solchen Verhältnissen die Polizei vollauf zu tun haben mußte und daß man doch so wenig davon sah und hörte, spricht für eine gute Verwaltung. Niemals erhoben sich Klagen der Bürger über Belästigung oder Vernachlässigung des Gemeinwesens. Fouchés[1]) bekanntes Zirkular an seine Präfekten schien hier „eine Wahrheit" zu werden. Man bediente sich selten der verhaßten, wenn auch nicht entbehrlichen „Naderer"; einige verkleidete Soldaten aus Czechs Schule reichten für die gewöhnlichen Recherchen hin; die wichtigsten besorgte der Hauptmann. Nicht Vidocq'sche[2]) Verschlagenheit, nicht die schnöde List eines weiland Hoffmann[3]), lediglich Mutterwitz stand ihm dabei zur Seite. Allerdings in delikaten Angelegenheiten, welche auf höherer Bildungsstufe ausgebrochen — da, wo kon-

1) Josef Fouché, Herzog von Otranto, Napoleons Polizeiminister (1763—1820).

2) Eug. François Vidocq, französischer Agent der geheimen Polizei (1775—1857).

3) Mit diesem Hoffmann dürfte wahrscheinlich ein Beamter der Wiener Polizei gemeint sein, der zu verschiedenen Malen im Inder zu den Polizeiakten im Archiv des Ministeriums des Innern figuriert (z. B. i. J. 1809). Rudolf Hoffmann wird im Staatsschematismus für 1808, S. 489 zum ersten Male als Polizeiunterkommissär genannt und war im Kongreßjahr 1814 bereits Polizeioberkommissär (s. Polizeiakten Nr. 168, 235 ex 1814), 1815—1822 war er laut Staatsschematismus dirigierender Polizeioberkommissär in Klagenfurt, seit 1823 wieder in Wien, wo er als Titularoberkommissär bis 1830 wirkte und in diesem Jahr um seine Pensionierung einkam (s. Polizeiakten, 1830 im Inder unter Buchstabe H.; vgl. Staatsschematismus).



Josef Czech von Czechenherz
(Anonyme Lithographie)

ventionelle Rücksichten beachtet, feinere Chancen gebraucht werden mußten, war er weniger an seinem Platze. Hier fehlten ihm mancherlei Bedingungen — Weltkenntnis, Lebensart, wie folgende Geschichte zeigt, wo der eifrige Sicherheitsoffizier, minder bedenklich als der empfindsame Werther, der bei jedem Schritt eine keimende Welt zu vernichten scheute, beinahe zwei liebende Herzen gebrochen und ein ganzes künftiges Geschlecht in der Anlage vernichtet hätte.

Es verbreitete damals wie in Wien so zu Prag ein Unfug großen Schrecken, der es auf die Garderobe der Damen abgesehen hatte: im Gedränge vor den Kirchen, Schauspielhäusern und anderen vielbesuchten Orten wurden von unsichtbarer Hand große Löcher in die Kleider geschnitten, diese mit Vitriolsäure bespritzt oder mit Wagenschmiere besudelt. Dem Hauptmann Czech blutete sein Czechenherz ob dieser noch unentdeckbaren Frevel, als ein seltsamer Vorfall auf die Spur der Täter zu führen versprach. — Die schöne Tochter eines angesehenen Mannes hatte, wider Billigung des stolzen Vaters, einem jungen, hübschen Kaufmann ihre Hand zugesagt, und da ihr jede Gelegenheit, den Geliebten sonstwo zu sprechen, abgeschnitten war, besuchte sie diesen in seinem Warenlager, welches öffentliche Geheimnis die schöne Welt sich bereits etwas laut in das Ohr sagte. Nun wollte es das Unglück, daß diesem verfänglichen Gerüchte ein Zufall sondergleichen den Stempel eines notorischen Beweises aufdrückte. Bekanntlich werden die zu versendenden Warenballen mit dem Handlungszeichen und der Geschäftsnummer bemalt. Bei ihrem nächsten Besuche nun bedient sich die arglose Dame, in Ermanglung des Kanapees, so eines frischbemalten Kolli und drückt, ohne dies zu ahnen, die schwarze Signatur auf ihrem weißen Perkalkleide ab, und zwar mit einer Schärfe der übertragenen Züge, wie sie gewöhnlich nur durch den Druck englischer Kopiermaschinen erreicht wird.

Mit diesem entsetzlichen Kommentar an der Kehrseite verläßt sie das Haus des Geliebten, um in das der Eltern zurückzukehren — aber kaum hat sie die Straße betreten, als auch schon Czech ihr auf den Fersen sitzt. „Mein Fräulein! entschuldigen Sie, kommen Sie aus der Kirche?" — „Wie? — was soll das — wie verstehen Sie das — mein Herr! wer sind Sie?" — „Ich bin der Polizeihauptmann Czechenherz; erlauben Sie mir nur einen Augenblick Ihr Kleid — sehen Sie — hier hinten?" Die Dame blickt hin: „O Himmel! was ist das?" — „Spitzbüberei — ein Schelmenzeichen — eine Nummer. Erlauben Sie, daß ich mir das abschreibe." Die Dame flüchtet in einen Torweg; ihr schwant der Zusammenhang. Czech kopiert die Notiz an ihrer Rückseite, holt einen Fiaker und schickt sie nach Haus. Er würde nun mit seinen „Recherchen" es bis aufs Äußerste getrieben haben, wäre ihm nicht zu guter Zeit die Weisung gekommen, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Die Eltern des Mädchens aber waren klug genug, den unfreiwilligen Mißbrauch der Firma N. & Comp. von Seiten ihrer Tochter als eine vom Schicksal improvisierte Verlobungsanzeige zu betrachten, und so kam ein glückliches Verhältnis zu stande, welches, als Resultat der „Presse" und „Öffentlichkeit" in unseren Landen, keinem anderen Ereignis in der Zeitgeschichte an Denkwürdigkeit nachsteht.

Was nun die politischen Studien betrifft, welche ich als Kaimakan des badenden Paßprotokollisten zu machen Gelegenheit hatte, so erforderten diese nur geringer geistiger Anstrengung. Die feinsten Nüancen, das eigentlich interessante dieser blieb dem Exoteriker verhüllt; wenn die Leute an mich kamen, hatten sie die „politische" Quarantäne schon überstanden. Nur bei einer Gelegenheit wurde ich näher beteiligt, als nämlich die zurückgebliebene schöne Frau eines Hauptmanns außer Dienst, M., durch meine Unerfahren-

heit einen Paß nach Hamburg, wo ihr Mann krank sein sollte, zu erschleichen versuchte. Die Frau war, wie gesagt, schön, und ein angehender Polizeibeamter ist noch kein Tiger. Aber siehe da! der Regierungsrat zog ein ernstes Gesicht, sagte: „Lassen Sie die Frau zu mir kommen; ich will mit ihr reden." Der Stein des Anstoßes war dieser:

M., der auf Grund einer hier nicht näher zu bezeichnenden Stellung und des kleinen Vermögens seiner Gattin ein sehr großes Haus und den Spekulanten gemacht und bei einer Behörde sowohl als bei den Kapitalisten fast unbegrenztes Vertrauen genossen hatte, war flüchtig geworden, ohne daß im Publikum es bis dahin hätte verlauten können. Es war gerade um diese Zeit bei uns Mode geworden, nach Amerika durchzugehen; dies, seine pekuniär verwickelte Lage und der Wiederausbruch des Krieges brachten M. auf den Gedanken, sich durch einen Meisterstreich seinen Verlegenheiten zu entziehen und jenseits des Ozeans eine unangefochtene und möglichst glänzende Existenz zu gründen. So wählte er den Aufkauf von Pferden im nordwestlichen Deutschland als schicklichsten Vorwand zur Abreise sowohl, als auch zur Ausbeutung der ihm geöffneten Kredite. Er kontrahierte mit dem Arar Lieferungen und ließ sich angemessenen Vorschuß zahlen; zog seine Geschäftsfreunde zur Teilnahme an dem umfassenden und schönen Gewinn versprechenden Negoz, entnahm auch von diesen Vorschüsse und hatte nun so viel, um nebst den bereits in Händen habenden Geldern — von mitunter wenig wohlhabenden Gläubigern — das Weite suchen und das ganze Viereck eines geographischen Quadratgrades der vereinigten Staaten ankaufen zu können. Um jedem Argwohn zuvorzukommen, meldete er sich beim Generalkommandierenden ab und als ob die launige, den Schelmen so häufig günstige Fortuna ihn zum Werkzeug eines besonderen Humors

ausersehen hätte, — der als sehr strenger Wirt bekannte und äußerst vorsichtige Graf Kolowrat[1]) kam ihm unerwartet noch mit 200 Dukaten und dem Ersuchen entgegen: für ihn zwei schöne Wagenpferde mitzubringen, was M., wie es sich versteht, auf die wohlfeilste und brillanteste Weise treu auszuführen gelobte. So — und auch noch von einigen Kameraden, welche Pferde bestellten, ähnlich — mit Dukaten gepolstert, reiste M. fröhlich ab, den guten Pragern das leere Nachsehen hinterlassend, nachdem er wahrscheinlich mit seiner Frau die ostensible Krankheit in Hamburg verabredet hatte. Aber das Possierlichste bei diesem Handel ging mit einem alten Hauptmann vor, dem M. in Dresden begegnete. Dieser, ein ehemaliger Kriegsgenosse M's., berüchtigt in seiner Garnison als arger Filz, der seine Kompagnie, so gut das anging — denn es geht an — melkte, seinen Kameraden auf Pfänder lieh, im Felde Bank legte, kam eben aus Frankreich, wo er Gold zusammengescharrt, zurück, mußte aber seitwärts nach der illyrischen Grenze ab einen Transport führen. Tief im Stroh des Vorspannwagens lag der schwere Mantelsack; aber er zitterte vor der Morlaken greiflustigen Händen. „Ei!" sagte M., „gib mir den Plunder mit; nach kurzem Aufenthalt kehr' ich von hier nach Prag zurück; dort leg' ich das Geld in eine öffentliche Kasse." Dem Filz fällt ein Zentnergewicht vom Herzen und kein Argwohn in seine sonst so mißtrauische Seele. Jetzt, vielleicht das erstemal in seinem Leben, bläst ihm sein böser Dämon Zutrauen ein; er geht nach dem Wagen, wühlt den Mantelsack aus dem Stroh, zieht ein Pack in Lappen daraus hervor, wickelt es wie eine Mumie auf, endlich erscheint ein Klumpen Goldmünzen, gefüllt in — einen wollenen Strumpf. Rasch zählen Filz und Gauner die Goldstücke. „Den Strumpf kannst

1) Joh. Nep. Karl Graf Kolowrat-Krakowsky, s. früher.

du mir lassen," sagt jener. „Ohnehin bin ich mit Wäsche knapp versorgt und die Morgen sind kalt." M. gewährt ihm, und ach! wie gern, diese bescheidene Bitte. — Als die Flucht nun ruchbar und dieses Abenteuer laut ward und selbst die Behörde an der Habhaftwerdung des Gauners verzweifelte, daher auch die Frau endlich ziehen ließ; da ward der geprellte Geldwurm ein Gegenstand unermüdbaren Spottes und sein Strumpf berühmt als das kostbarste Futteral, welches jemals ein Menschenbein geschützt.

*

Zehnter Abschnitt

1. Anlauf zum Schriftsteller. — 2. Eine literarische Kalamität. — 3. Kerkerskizzen.

Als den verfänglichen Großstädtereien des Verfassers der „deutschen Kleinstädter" ein solcher ein Ziel gesetzt hatte[1]); die historische Romantik etwas täppisch aus ihrer altdeutschen Verpuppung hervorbrach; die Staatsweisen einer allgemeinen Walpurgisnacht gewärtig und die Blicke jeder guten Hausfrau besorgt auf ihren Besen gerichtet waren, ob dieser nicht Miene mache, besessen zum Schornstein hinaus nach dem Blocksberge abzufliegen? konnte unsere Literatur keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß sie von den Gestaden des Weltmeeres an die Binnenseen und Flußufer der bürgerlichen Welt, mehr noch an die Bächlein und Tümpel der Dichtung zurückweichen und fortan auf Süßwasserbildungen sich werde beschränken müssen.

In jeder Literatur ringt die Nation, welche sie ausbildet, darnach, ihrem Bewußtsein den entsprechenden Ausdruck zu verschaffen. Der Zustand jeder Literatur wird also, mehr oder weniger, davon abhängen, erstens: welches Bewußt-

1) Schönholz meint die Ermordung des Aug. Friedr. Ferdinand von Kotzebue am 23. März 1819 durch den Studenten Karl Ludwig Sand.

sein einer Nation beiwohnt; zweitens: inwiefern der Ausdruck dieses Bewußtseins gesetzlich gestattet ist. Je enger die Schranken zusammengerückt werden, um so weniger können die Werkzeuge der Gedankenverbreitung wirken: um desto minder das Bewußtsein zur Ausbildung des Ausdrucks, der Ausdruck zur Ausbildung des Bewußtseins gelangen 1) Eine einseitige Beschränkung dieses Prozesses kann allerdings den relativen Vorteil mit sich bringen, daß während die Entwicklung der politischen Organe niedergehalten wird, die anderen, weniger gehemmten Literaturzweige sich rascher und reicher entfalten. Und diesen relativen Vorteil hat die um jene Zeit so sehr geschärfte Zensurstrenge auch mit sich gebracht. Während das öffentliche Wort in Sachen des Gemeinwesens gänzlich verstummte, gerieten alle Knospen der schönen Literatur in Blüte. Die Gemütswelt, vom Wirbelwind außerordentlicher Zeiten aufgeregt und einseitig auf die Bewunderung großer Abenteuer hingelenkt, warf sich jetzt mit ihrem unklaren Verlangen in die poetische Form, um der unerquicklichen Wirklichkeit durch die Dichtung froh zu werden. Die lähmende Passivität, die sich des inneren Lebens so vieler bemächtigte, erzeugte den hohen, oft ungestümen Wogengang der Phantasie, welcher Literatur und Publikum in jene schiefe Richtung des ästhetischen Mystizismus hineinriß, die beinahe sämtliche geistige Kraft im ruderlosen Schiff an die baumlose Blumeninsel der Schöngeisterei auswarf. Den ganzen Zeitinhalt durchdrang widerliche belletristische Süße. — Es mag eine Lebensansicht geben, die einen solchen von öffentlichen Interessen sich

1) Ancillon: „Es herrscht eine solche Verwandtschaft zwischen dem Gedanken und der Sprache, daß ein gegenwärtiger Gedanke die Sprache herbeiruft, und die Abwesenheit der Sprache früh oder spät den Gedanken aufhebt. Wagt man nicht das Gedachte zu sagen, so denkt man zuletzt nur, was man zu sagen wagt." (Not. d. Verf.)

abwendenden, in Schauluſt und Poeterei ſchwelgenden Zeitgeiſt einen glücklichen oder doch — bequemen nennt. Dieſe Anſicht iſt ſeither wiederholt durch bedenkliche Zeichen widerlegt worden, weil keine Nation, wenn ſie erſt eine gewiſſe Kulturſtufe erſtiegen hat, zu Ruhe und Zuverſicht gelangt, ſo lange ihre politiſche Einſicht nicht zu einer Klarheit und Ruhe des Urteils durchgedrungen iſt, welche der überwiegenden Mehrzahl der Staatsbürger nur auf literariſchem Wege verſchafft werden kann. Wird der Ausdruck auf dieſem Wege übermäßig gehemmt, ſo kann die Intelligenz auf den Bahnen des poſitiven Wiſſens, der Kunſt, Schöngeiſterei, Induſtrie fragmentariſch weit fortrücken, ohne daß dieſe Kulturweiſe in der Hauptſache weſentlichen Nutzen abwirft, wenn nicht das Wohl des Gemeinweſens den Mittelpunkt aller zum Bewußtſein gekommenen Beſtrebungen einnimmt.

Was Herrn von Kotzebues Leben und Wirken nicht vermocht hatte, veranlaßte ſein Tod: er machte mich zum Schriftſteller. Ein abgedienter Kriegsbeamter, brodlos und ſpekulativ, hatte aus dem Torniſter der Lehrjahre das Zeichnen hervorgeſucht und war Lithograph geworden. Die Lithographie, vor kurzem durch Kunicke nach Wien verpflanzt, von Herrn von Trentſensky[1]) handwerksmäßig zugeſchnitten, benutzte mein guter alter R. wie der Bettelmönch den Roſenkranz. Anfänglich punktierte er mit der Feder verſchiedene Bruſtbilder auf Stein, welche beim Umdruck zu großen ſchwarzen Kleren zuſammenfloſſen. Unter dieſe totalen Kunſtfinſterniſſe ſchrieb er: „Fürſt Poniatowsky", „General Czernitſcheff" uſw., und

1) Matthias Trentſensky (1790—1868), Induſtrieller, der bei Adolf Friedrich Kunicke (1776—1838) ſtudiert hatte und ſich um die Entwicklung der Lithographie in Öſterreich große Verdienſte erwarb.

verschickte sie an Gönner gegen weitere Pränumeration auf die „Galerie berühmter Männer". Später siedelte er nach Pest über, um dort eine Buntpapierfabrik anzulegen; die Fonds dazu, da sie niemand hergeben wollte, sollte „die Ermordung Kotzebues" liefern, die er in einem etwas minder dunklen Kolorit bildlich darstellte und mich literarisch zu schildern bat. In der Romanliteratur wie auf dem Theater grassierten damals eben die Schauergeschichten und Mordgreuel; es schien, als ob die Gesellschaft, wie an periodische Aderlässe gewöhnte Leute, vom Blutüberfluß gepeinigt, Erleichterung von den Schröpfköpfen der Schriftstellerei erwartete, die auch in einer gewissen Perspektive wesentlich als ein in den mittelbaren öffentlichen Dienst genommener Chirurg betrachtet werden mochte. Das Schauderhafte und „Schreckliche", besonders wenn es mit der tiefen Verworfenheit, wohin das geringste Abweichen vom vorgeschriebenen Wege führe, in zelotischem Eifer die Gewissen schreckte, fand Anerkennung und Beifall; die Bühne wimmelte von Molchen und melodramatischen Bösewichtern; die Schauspieler erschienen nur mit Dolchen gepanzert und von den Verbrechen, wie sie damals in den Novellen begangen wurden, hatten bis dahin die Kriminalisten kaum eine Ahnung. Es versteht sich daher von selbst, daß meine Schilderung der Sand'schen Greueltat die Leser bis zum Gürtel in Sündenschlamm waten und auf der letzten Seite vor vielem Grausen im eigenen Blute ersticken ließ. R. machte damit sehr gute Geschäfte.[1]) — Bald darauf ward die schöne Gemahlin eines Gönners, nach neunjähriger kinderloser Ehe, guter Hoffnung und die Lebensklugheit ge-

1) Es war unmöglich, dieses angebliche Werk von Schönholz aufzutreiben, der dieses übrigens kaum neunzehnjährig verfaßt haben müßte. Die Angaben Schönholz sind leider nicht immer stichhaltig und es ist völlig zu bezweifeln, ob dieses Buch wirklich erschienen ist.

bot, dies erfreuliche Ereignis mittels einer möglichst innerlichen Gabe zu feiern; so sattelte ich kühn das Musenroß und tummelte darauf im Paradegalopp der ottave-rime ein ganz leidliches Wochengedicht zusammen. Also ward ich Prosaist und Dichter.

Ob belletristische Leistungen geeignet sind, einen Staatsbeamten als solchen auszuzeichnen, oder einen Nichtangestellten für den öffentlichen Dienst zu empfehlen, möchte billig zu bezweifeln sein. Wenn abstraktes Denken für die Behandlung praktischer Fragen untüchtig macht, so werden Beschäftigungen der Phantasie mit den Fortschritten in Sachkenntnissen sich noch weniger vertragen. Ausnahmsweise mag zu Gunsten bevorzugter Talente immerhin von dieser Bewandtnis Absehen genommen werden; gewiß aber dürften die von einer Mehrzahl Philosophen und Belletristen Administrierten am allerschlimmsten wegkommen. — Die Zeitverhältnisse von 1816 bis über 1826 hinaus schienen so angetan, als ob die spekulativen Tätigkeiten mit der Reichsacht belegt, die positiven nur innerhalb gewisser Erfahrungskreise geduldet, die schönwissenschaftlichen dagegen, insofern sie Abzugskanäle für sämtliche mißliebige oder ausschweifende Geistesrichtungen darboten, nicht allein als unverfänglich wohlgelitten, sondern — um der Literatur ohne wesentliche Konzessionen sich gefällig erweisen zu können — selbst als Wahrzeichen einer überhaupt höheren Befähigung anerkannt und ermuntert werden müßten. Nachdem von den Rechten der alten akademischen Pfalzgrafenwürde ohnehin schon längst nichts mehr übrig war, als das der Erteilung des Poetenkranzes, erhielt dieser nunmehr den Vorzug vor dem in politischen Mißkredit geratenen Doktorhut, so daß die Verfertigung einer Ballade oder Charade damals fast höher aufgenommen ward, als heutzutage die Abfassung der tüchtigsten Staatsschrift.

Bei dieser Beschaffenheit der Zeiten konnte es nicht wundern, wenn alles, was nur einigermaßen mit Federn umzugehen verstand, in diese freigegebene und obendrein als preiswürdig bezeichnete Flugbahn sich warf, und wenn nicht flog, so doch wenigstens flatterte; zumal einige gelungene Versuche der Art sehr glänzende Resultate erzielt hatten. Die wahrhaft zauberhafte Wirkung, welche Grillparzers „Sappho", später Karl August West's[1]) „Donna Diana" hervorbrachten, übersprang den Gipfelpunkt alles bis dahin erlebten Kunstenthusiasmus. Das Hofburgtheater ward sofort die Arena, wohin der Dichtergeist mit seinen Erzeugnissen drängte; denn hier gewahrte er zunächst den Zusammenhang der Staatsgewalt mit den Musen, die unbedenklichste Anerkennung seines Strebens, die reichste Geldquelle seinen Bemühungen fließen. Die auf Kürze des Ausdrucks dringende dramatische Form bot sich überdies bei der allgemeinen Beschränkung des Ausdrucks durch die Zensur als die zu möglichst freien Leistungen für den Moment geeignetste an. — Nehmen wir Castelli[2]), Kuffner[3]), Gabriel Seidl[4]) aus, so hat sich auf lyrischem und romantischem Gebiet wenig hervorgetan, was die Mittelmäßigkeit überragte und dies größtenteils als Nachahmung auswärtiger Originale. Schilling[5]), Lang-

1) Pseudonym für Josef Schreyvogel (s. später). — Donna Diana, Lustsp. nach dem Spanisch., 1824.

2) Ign. Franz Castelli (1781—1862), deutscher Schriftsteller. Seine Memoiren (herausg. v. Dr. Josef Bindtner) erscheinen gleichfalls im Rahmen der „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich".

3) Christoph Kuffner (1780—1846), Schriftsteller und Censor.

4) Joh. Gabr. Seidl (1804—1875), Dichter der österr. Volkshymne.

5) Friedrich Gustav Schilling (1766—1839).

bein 1), Hoffmann 2) und Clauren 3) sagten der Imitation am meisten zu. Ladislaus Pyrker 4) und seine mit Begeisterung aufgenommene „Tunisias" blieb eine vereinzelte, angestaunte Erscheinung. In der Tat erforderte es eines solchen vom Leben abgezogenen, aus sich selbst und einer großen Vergangenheit schöpfenden, vom Genius der Religion befeuerten Geistes, um in jener Zeit der Muse des Heldengedichts zu dienen. Die ernsteren und gründlicheren Leistungen Andrés, Hormayrs 5), Hammers 6), Glatz' 7) usw. wichen vor dem offiziellen Stirnrunzeln, dem einreißenden Geschmack an leichter Lektüre in immer kleinere Wirkungskreise zurück. Die populäre Wissenschaft fand nur noch in Hartmann 8) einen Vertreter, aber kaum Gehör beim großen Publikum. Seine „Glückseligkeitslehre", darin der liebenswürdige Mann den Kaffee bekämpfte, obgleich er selbst nur den stärksten trank, erreichte nicht entfernt die Verbreitung, wie einst in einer besseren Bildungsphase Hufelands Makrobiotik. Sein „Geist des Menschen," womit er Gall widerlegte, blieb im Erfolg hinter der Schädel-

1) Aug. Friedr. Ernst Langbein (1757—1835).
2) Ernst Theod. Am. Hoffmann (1776—1822).
3) Karl Gottl. Sam. Heun (Clauren), (1771—1854).
4) Joh. Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör (1772—1847), deutscher Dichter, seit 1821 Erzbischof von Erlau.
5) Josef Freih. von Hormayr, zu Hortenburg (1781—1848), berühmter Historiker.
6) Josef Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1846), bedeutender Orientalist.
7) Jakob Glatz (1776—1831), Pädagog und Jugendschriftsteller.
8) Phil. Karl Hartmann (1773—1830), bedeutender Arzt und philosophischer Schriftsteller. Sein Werk „Der Geist der Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben" erschien 1820, die „Glückseligkeitslehre" im Jahre 1808. Als Arzt hat man ihn den „Kant" der medizinischen Theorie genannt, als Philosoph hat er wenig Anerkennung davongetragen.

lehre zurück. Das Publikum hatte seit zwanzig Jahren auffallende Rückschritte gemacht. Die Literaturgeschichte an sich beweist nichts für die Bildungsstufe einer Nation. Um diese zu bestimmen, muß man angeben können, nicht nur welche Bücher geschrieben, sondern auch welche gelesen wurden? — Abgesehen von dem inneren Werte der Schrift, welche ein System der „Physiologie des Denkens" aufstellen sollte — auch abgesehen von dem Mißgriff, dies System auf Kants Kategorien zu bauen — erschien im Lichte seiner Zeit jenes, wiewohl harmlose, Buch fast wie eine Tat, und ein kleiner Kreis höher Gebildeter pries darob sogar die erleuchtete Furchtlosigkeit des Meisters. Allerdings hatte kurz vorher erst der Kaiser den Professoren zugerufen: „Halten Sie sich an das Positive! Ehren Sie das Alte; das Alte ist gut. Ich will keine Grübeleien[1])!"

Genau betrachtet, war auch der Anstoß zu den Leistungen auf dramatischem Gebiete von außen gekommen. Collin[2]) war Gelehrter der Staatskanzlei geworden, seine Geistesart auf der Bühne veraltet. Ziegler's[3]) Genius, mit einem von Iffland und einem zweiten von Kotzebue geborgten Flügel, trieb sich ermüdet in den Kaffeehäusern der Residenz umher; die Weißenthurn[4]) rettete mühsam das Konversationsstück durch „das letzte Mittel". Das blendende Zodiakallicht, das alle anderen Spiritusflammen und Windlichter der modernen Bühne noch lange, nachdem es

1) Vgl. Traditionen, I, S. 255, Note 1.

2) Heinr. Josef von Collin (1772—1811), dramatischer Dichter in klassizistischer Manier, Hofrat.

3) Friedr. Jul. Wilh. Ziegler (1759—1827), s. später.

4) Johanna Franul v. Weißenthurn (1773—1843), Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin. Über ihr Lustspiel „Das letzte Mittel" vgl. Schreyvogel, Tagebücher, herausg. v. C. Glossy, II, S. 355, 521.

aufgegangen, verdunkelte, war wie allenthalben, indes nirgends in diesem Maße — Müllners 1) „Schuld".

„Den Abgrund, der bestimmt ist hinzuraffen
Den Menschen, den die Macht der Lust bezwungen,
Versucht ich kühn dem Weltgeist nachzuschaffen ꝛc."

Diese Tendenz entsprach eben auch zur Zeit dem angeblichen Bedürfnis der öffentlichen Moral. Die blinde Wildheit, welche an den Zügeln des Bestehenden riß, mochte solcher Antispasmodica genesen, wenn das Drama das zum Bewußtsein brachte, was die Vorrede in dasselbe hineinlegte:

„Das wilde Meer mit seinen Felsenriffen,
Und seinen Strudeln, die sich tückisch drehn;
Die sehn es nicht, die es im Sturm beschiffen;
Sie trachten nur, daß sie nicht untergehn".

Freilich, damals auch ein zweideutiger Gemeinplatz. Genug! das Fatum als Gegensatz der „freien Selbstbestimmung" fand übermäßigen Beifall, und niemand hebe einen Stein gegen Grillparzer, daß er mit seiner „Ahnfrau" auf den Schauplatz trat.

Wie wenig diese ungeheuere Romantik dem an das Klassische gewöhnten Geschmack des Hofburgtheater-Publikums zusagte, so fesselte doch das der pathetischen Redeform geneigte Ohr der klappende Trochäus, der vom Munde Heurteurs 2) musikalisch tönte und diesem wesentlich durch Deklamation bestechenden Künstler als „Jaromir" eine schöne Gelegenheit darbot, den ganzen Wohllaut seines trefflichen Organs zu entfalten 3). Der einschmeichelnde

1) Amad. Gottfr. Adolf Müllner (1774—1829), sein Drama „Die Schuld", das das Muster der sogenannten Schicksalsdramen wurde, erschien 1816.

2) Nikolaus Heurteur (1781—1844), berühmter Heldendarsteller am Hofburgtheater.

3) Der bekannte Komiker Korntheuer, der es jenseits verantworten

Tonfall dieses Versbaues und der Umstand, daß den gereimten Trochäus jeder einigermaßen fähige Schulknabe handhaben kann, brachte nun eine außerordentliche Bewegung unter den Schreiblustigen hervor. — Leute, welche bis dahin niemals an die Literatur gedacht hatten, setzten sich an die Staffelei der Schicksalspoesie: „anch'io son un pittore!" das heißt, sie wollten wie jener Anstreicher Hofflachmaler werden. Zwei meiner Bekannten: ein alter pensionierter Stallmeister und ein bankerotter Bankier verdanken ihren völligen Untergang dieser Manie. Letzterer, nachdem er sein wiederholt umgearbeitetes „Drama", wer weiß wie oft? beim Hofburgtheater „eingereicht" hatte, erzählte mir nach Verlauf von sechs Jahren: wie er jetzt eben „sein Stück" abermals „umarbeite". — In solcher Atmosphäre atmend, hätte es seltsam kommen müssen, wenn ein sprunghaft encyklopädischer Kopf, wie der meinige, nicht unbedenklich in den bodenlosen Trichter der Schicksalstragödie getaucht hätte. Indes diese Tollheit erwies sich bald als „ein fremder Tropfen in meinem Blute" und die Natur warf ihn gütig aus. Die viele auf nichtssagende

mag, erzählte einst folgendes: Am Leopoldstädter Theater sei ein Barbier, namens Bins, bestallt und wegen seiner fabelhaften Borniertheit berüchtigt gewesen. Man machte sich nun den Spaß, diesem einzureden, daß Grillparzer ihn in der „Ahnfrau" auf das Gröblichste angegriffen habe; er möge nur aufpassen, was Heurteur im zweiten Akte zur Sophie Müller über ihn sagen werde. Als Jaromir nun anhob: „Ja, ich — bin's, den du genannt; bin's, den jene Häscher suchen; bin's, dem alle Lippen fluchen — bin's, den Mörder Bruder nennen —" da rannte der Barbier wutentbrannt zum Theater hinaus und gelobte, den letzten Gulden an einen Injurienprozeß zu wenden. Heurteur hatte Mühe, ihm die Mystifikation begreiflich zu machen (Not. d. Verf.). — Jos. Friedr. Korntheuer (1779—1829), berühmter Charakterkomiker des Leopoldstädter Theaters.

Verse und eitle Klügelei verschwendete Zeit, das Ungesunde der Tendenz begannen bald dem angeborenen Instinkt für Wahrheit und Schönheit anzuekeln. Die gehaltlose Fülle des Geschriebenen brachte doch endlich die Dürftigkeit an Vorkenntnissen zur aktenmäßigen Anschauung und beschämt las ich Boileau's 1) Mahnung, welche die große Mehrzahl unserer jungen Singvögel ebenfalls beherzigen könnte:

„O vous donc qui brûlant d'une ardeur périlleuse,
Courez du bel-esprit la carrière épineuse,
N'allez pas sur des vers sans fruit vous consumer,
Ni prendre pour Génie un amour de rimer.
Craignez d'un vain plaisir les trompeuses amorces,
Et consultez long-temps votre esprit et vos forces!"

Noch besser sagt unser deutscher Göckingk: 2)

Sei mittelmäßig als Minister,
Als General, als Arzt, als Priester,
So bist du — was die mehrsten sind.
Sei mittelmäßig als ein Dichter,
So ist (die Nachwelt noch wird Richter!)
Dein Ruhm, dein Einz'ges — Spreu im Wind! 3)
Und diesen Ruhm dir zu erstreben,
Mußt du von deinem kurzen Leben
Den schönsten Teil Gesängen weihn.
Und bist du endlich durchgedrungen,
Hast deinen Namen groß gesungen
Und deine Pfleg' im Alter klein,
Was wird dir Ruhm und Nachruhm sein?
Glaubst du, der Dichter wird geboren?
Nein, Freund, der erste Funke nur,
Und, o wie leicht geht der verloren.

1) Nicolas Boileau-Despreaux (1636—1711).
2) Leop. Friedr. Günth. v. Göckingk (1748—1828).
3) — Mediocribus esse poëtis
Non di, non homines, non concessere columnae.
Horaz. (Note d. Verf.)

Ja! hätte dir auch die Natur
Zu Iliaden Geist gegeben,
Du stirbst, ohn' Iliaden, hin,
Wenn du nicht durch das ganze Leben,
Sowie Homer, mit offnem Sinn,
Die weite Welt und ihre Bürger,
Vom Grashalm bis zum Cederbaum,
Vom Hirten bis zum Völkermürger,
Erforscht im Wachen und im Traum.
Wo nicht: Singst du vielleicht dem Ohr
Der Damen an den Toiletten
Von Grazien und Amoretten,
Von Venus und von Cypripor,
In feinen, reinen, kleinen, netten
Gesängen braven Schnickschnack vor.
Du kannst, gehüllt in blauen Dunst,
Dir freilich lauten Ruf erklimpern.
Denn, wie du siehst, ist manchen Stümpern
Dies eine federleichte Kunst.
Doch, nach Jahrtausenden, noch allen,
Wie Flaccus und Homer, gefallen,
Das hängt nicht ab von Mädchengunst.

Als Grillparzer[1]) mit seiner „Sappho" den verfehlten Erstlingsversuch reichlich sühnte und der deutschen Bühne ein Geschenk machte, so köstlich sie seit „Iphigenia" und „Tasso" keines erhalten hatte, war es eine niederschlagende Erscheinung, daß er so allein auf dieser Höhe blieb und nicht eine, wenn auch noch so mangelhafte Nachahmung sich zu ihm emporschwang. Denn welcher andere Grund konnte dazu gesucht werden, als daß in keinem sonst die

1) Franz Grillparzer (1791—1872). — Das Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino" in der „Aglaia, 1820, S. 303 ff." erschienen, worin Grillparzer zum Teil in klassizistischer Anschauung, zum Teil als Josephiner die Antike gegenüber dem Christentum ausspielt, wurde ihm in dieser Zeit der schlimmsten Reaktion äußerst übel vermerkt. Das Gedicht wurde auf Anordnung der Zensur aus allen Exemplaren der Aglaia herausgerissen.

dichterischen Saiten so rein und hoch gestimmt seien, wie in seiner Brust? Hätte Grillparzer nichts weiter geleistet als diese Dichtung — und seine „Medea" wiegt nicht minder — Österreich dürfte niemals vergessen, wie dieser Geist es geehrt. Wenn die Hand, welche Collins[1]) Grabmal in der Karlskirche aufrichtete, sich später erschreckt vor der fast heidnisch raffinierten Klassizität des Verfassers der „Sappho" zurückzog — wenn es wahr ist, daß diesem ein Gedicht, welches die im Campo vaccino verschwundenen Götter beklagte, die Gunst des Kaisers raubte, so würde sich allerdings der Unstern, der über dieses Mannes amtlicher Laufbahn zu walten scheint, erklären lassen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß der Kaiser für seine Person ihn hätte Unwillen empfinden lassen; die Pön der regierenden Abgunst, welche stumm eine Laufbahn hemmt[2]), entquoll nicht seinem Charakter, wiewohl er voreilig der Öffentlichkeit übergebene Ansichten schwer verzieh, niemals vergaß. Franz I. war auch kein Freund des Mystischen, Kniefälligen und Augenverdreherischen, aber ein warmer des Christentums. Verstehe ich recht, so ließ er sich die Abgötterei der Poesie vor dem Antiken, nur insofern gefallen, als sie nicht grundsätzlich dem modernen Glauben widersprechen oder politische Analogien zum Nachteil moderner Staatsformen hervorheben wollte, kurz: insofern es als rein ästhe-

1) Heinrich Jos. von Collin (1772—1811), s. früher. Das Denkmal in der Karlskirche errichtete ihm eigentlich Graf Moritz Dietrichstein, aber wahrscheinlich auf Veranlassung des Kaisers. Die Klassik Grillparzers war natürlich gefährlicher, weil sie nicht allein im Gewand steckte wie bei Collins Schemen, dafür ist sie glücklicherweise für immer lebendig geblieben.

2) Schönholz wäre wohl das beste Gegenbeispiel, er mußte unschuldig die Schuld der Mutter büßen, über die sich Franz I. genau informiert hatte.

tischer Stoff behandelt wurde. Was darüber hinauslangte und jene Sphäre streifte, darin die „neuen Ideen" hausten, das reizte den sonst gütigen Herrn leicht zur Strenge, ja Härte. Allerdings waren damals die Zeiten auch trübe und ihre Erscheinungen bedrohlich anzuschauen. Was früher die Hofbühne beschritt, durfte daher sich jetzt nicht sehen lassen und spät erst gelang es dem erleuchteten, um Kunst und Wissenschaft hoch verdienten, dem Ausland in seiner stillen Vorsicht nur zu wenig bekannt gewordenen Grafen Moritz Dietrichstein[1]) — so erzählte man sich — dem Kaiser die Darstellung des „Fiesko" genehm zu machen[2]). Nachdem sich dieser das Stück hatte vorlesen lassen, soll er geäußert haben: „Der Schluß sei gut und besser als im Wilhelm Tell, wo der Rebell frei ausgeht, während er hier, wie es auch Recht wäre, umkommt." Bei der entente cordiale, welche damals zwischen Paris und Wien bestand, hatte die Intendanz des Théâtre français unter Karl X. auch die Aufmerksamkeit für den kaiserlichen Hof, der Übersetzung des „Guillaume Tell" eine Schlußszene anfügen zu lassen, wo dieser — guillotiniert wurde! Kaiser Franz dürfte an dieser barbarischen Courtoisie schwerlich Geschmack gefunden haben, wenn ihn auch die bloße poetische Gerechtigkeit nicht zufriedenstellte, und er vielleicht selbst von der

1) Graf Moritz Dietrichstein-Proskau-Leslie (1775—1864), ursprünglich Militär, als welcher er nicht sehr glücklich war, zeitweilig privatisierend, trat er erst wieder nach dem Wiener Kongreß hervor. Er war der Erzieher des Herzogs von Reichstadt, 1821—1826 Hoftheaterdirektor, später Präfekt der Hofbibliothek und Direktor der Münz- und Antikensammlungen und hat sich in den letzteren Stellungen als Mäzen der Künste und Wissenschaften einen Namen gemacht (S. Wurzbach, Biogr. Lexik.).

2) Schiller's „Fiesko" war nur unter Josef II einige Male auf dem Hofburgtheater gegeben worden und gehörte unter Franz I. zu den verpönten Stücken (s. H. Laube, Das Burgtheater, Lpzg., 1891, S. 67).

Dichtung forderte, daß sie die Tendenz der Landesgesetze einhalte, so gut das jedesmal anging; wo nicht, aber auf Öffentlichkeit verzichte.

Wie gern sonst Franz I. das literarische Talent anerkannte oder sich zu Zeichen seines Wohlgefallens bestimmen ließ — dafür liegen zahlreiche Beweise vor. Irre ich nicht, so war es ihm indes doch lieber, wenn Staatsdiener sich nicht mit dergleichen befaßten. Als der Chef einer Hofstelle die poetischen Leistungen eines seiner jungen Beamten erwähnte, sagte der Monarch: „Meinetwegen! aber machen Sie ihn aufmerksam, daß er es dabei nicht weit bringen wird." Ein mir bekannter Militär, in der literarischen Welt nicht ohne Namen, der 1813 als Familienhaupt eine Bureaustellung im Rücken der Armee nachgesucht und erhalten hatte, wandte sich später wegen Besserung seiner Lage mündlich an den Kaiser und begann mit dem Aufzählen seiner langjährigen militärischen Dienstleistungen. „Gehen Sie doch!" fiel ihm dieser ins Wort, „sind Sie nicht ein Büchermacher und 1813 zu Hause geblieben?" — Ein anderer meiner Bekannten, ein junger Mensch aus guter Familie[1]) hatte den dramaturgischen Weg zur Erreichung einer erbetenen Anstellung eingeschlagen und ein Trauerspiel verfaßt, welches von der Hoftheaterdirektion mit Anerkennung seines Talents zur Darstellung ange-

1) Jedenfalls hat er sich hier selbst im Auge; wie die in der Einleitung angeführten Polizeiakten besagen, hatte er dem Hofburgtheater mehrere Stücke eingereicht, die niemals aufgeführt wurden, wofür er aber einen Vorschuß erhielt. Sodann schreibt er in seinem Majestätsgesuch vom 12. Mai 1828 folgendes: „Unterthänigst gehorsamst Gefertigter hatte das Glück auf sein unterm 28ten November 1827, bei allerhöchster Audienz überreichtes Gesuch, durch Eine hohe Hoftheaterdirection die huldvolle Weisung zu erhalten: „daß er sich bei Erledigung eines Dienstposten, zu dem er sich tauglich fände, ordnungsmäßig in Competenz setzen solle."

nommen und honoriert, indes niemals aufgeführt wurde. Auf diesen Akzept gestützt, bat er um Fürsprache des Intendanten; dieser verwies ihn auf die Audienz des Kaisers. Nachdem der Zitternde dem aufhorchenden Monarchen vorgetragen, wie er ein Trauerspiel verfaßt und ob seiner dramatischen Anlage von Sr. Exzellenz belobt worden sei und nun untertänigst um eine Anstellung bitte, fragte jener: „Glauben Sie auf dem Theater Ihr Glück zu machen?" — „Ich bin es überzeugt, Euer Majestät." — „Stellen Sie sich das nicht leicht vor. Es wird heutzutage, und namentlich auf dem Burgtheater, viel verlangt von einem Schauspieler." — Wie vom Blitz getroffen stotterte der Bittsteller: „Euer Majestät — ich — ich erlaubte mir bloß —" Da half der Kaiser tröstend ein: „Na, gut! ich werde mit dem Grafen Czernin[1]) sprechen" und der von diesem Mißverständnis Betäubte taumelte hinweg und fühlte sich seitdem tief verletzt von der unzarten Zumutung, Schauspieler zu werden. Versetzt man sich auf den Standpunkt des Kaisers, der den Gedankengang des jungen Dramaturgen nicht erraten, überhaupt nicht leicht darauf kommen konnte, daß dieser von der Schaubühne herab sich für den Staatsdienst empfehlen wollte — der auch auf seine Hofschauspieler groß hielt und sie in ihrem Wirkungskreis geehrt wissen wollte, so wird man in diesem Vorgang nur die beste Absicht des wohlwollenden Monarchen entdecken, jedem, je nach seiner Fähigkeit, möglichst unter die Arme zu greifen. Weit entfernt, ein Talent, sobald es sich nur als ein dem Geist seiner Regierung zusagendes ankündigte,

1) Joh. Rudolf Graf Czernin von Chudenitz (1757—1845), zeitweilig Stellvertreter des ersten Obersthofmeisters und Oberstkämmerer. Seit 29. Okt. 1824 stand das Burgtheater unter der Leitung des Oberstkämmerers, folglich unter der seinen, die er auch bis zu seinem Tod inne hatte.

abzuweisen oder in fruchtlosen Versuchen sich abmüden zu lassen; vielmehr harmonisierende oder das Staatssystem nicht tangierende literarische Leistungen mit freigebiger Huld auszeichnend, wie z. B. in Hammer, Prokesch[1]) usw., schien der Kaiser allermeist gegen solche wissenschaftliche Richtungen eingenommen, von welchen die objektive Methode eine kritische Behandlung des Positiven fordert, wie unter anderen die pragmatische Geschichtsschreibung, auf welchem Gebiete namentlich Schneller[2]) seiner Zeit in törichter Geschwätzigkeit und einer für einen deutschen Mann unangemessenen Affenliebe zu Napoleon der freien Forschung besonders verderblich geworden ist. Glücklicherweise war er Ausländer und als solcher im Angesicht des Kaisers ohnehin eine Ausnahme. Wer sich von angestellten Fremden widerhaarig oder anmaßend zeigte, dem ward alsobald der Bescheid: „Wem es bei mir nicht so recht ist, der kann gehen." Schneller ging und es tat ihm leid, gehen zu müssen. In der Tat konnte er sich nicht beklagen, daß ihm nicht vieles nachgesehen worden. An ausländischen Talenten fand der Kaiser überhaupt, selbst wenn sie im Staatsdienste weitgreifend wirkten, niemals rechte Freude.

1) Anton Freiherr von Prokesch-Osten, geb. 1795, gest. 1876, Feldzeugmeister, Diplomat, geistvoller Schriftsteller und Gelehrter.

2) Julius Franz Borgias Schneller (1777–1832), bedeutender Historiker, der Stiefvater Prokesch-Ostens. Ein Mann, der stets offen und gerade seine liberalen Ideen aussprach, der in einem Atem Josef II. und Napoleon bewunderte, konnte natürlich im franziszeischen Österreich nichts erreichen. Er mußte 1823 Österreich verlassen und lebte fortan in Freiburg i. B. als Universitätsprofessor. Er war einer der ersten, der sich offen gegen den Geistesdruck in Österreich aussprach, und nur ein so abgeschlossener Charakter wie Schönholz kann es verkennen, daß Schneller stets das Beste für Österreich anstrebte, jedenfalls Besseres als die drei nachfolgenden käuflichen Biedermänner Gentz, Schlegel und A. Müller, die Österreichs spätere inferiore Stellung mit auf dem Gewissen haben.

Gentz[1]), Schlegel[2]), Adam Müller[3]) — ich glaube, er hätte sie gern entbehren mögen, wenigstens ließ er niemals den Unterschied fallen, daß sie „keine Österreicher" wären. Am unangenehmsten mochten ihm die Publizisten, die Doktrinärs, überhaupt alle Federn sein, welche damit umgingen, was Napoleon unter „se mêler des affaires de la puissance" verstand. Als man ihn einst von einer solchen Unternehmung in Kenntnis setzte, sagte er nur: „Es tut mir leid um den Mann, aber er — sieht durch schwarze Brillen."

1) Friedrich von Gentz (1764—1832), einer der bedeutendsten politischen Schriftsteller, der aber gänzlich im Dienste der Reaktion und des Absolutismus stand, als Charakter feig, verächtlich und überzeugungslos.

2) Karl Wilh. Friedr. Schlegel (1772—1829), seit 1808 in Wien, wo er 1809 die Proklamationen gegen Napoleon verfaßte und sodann den „österreichischen Beobachter" redigierte, sowie später die „Concordia", wo er für klerikale Bestrebungen Propaganda machte, sonst ein überzeugungsloser Sybarit wie Gentz.

3) Adam Heinrich Müller, Ritter von Nitterdorf, geb. zu Berlin 1779, 1805 katholischer Konvertit zu Wien geworden, gestorb. 1829 als „k. k. angelehnter Hofrat."

Die „dunkle Kammer" in uns ist selten genau gegen das Licht gerichtet, auch kann sie nur zu leicht durch die kleinsten Erschütterungen verrückt werden. Dann laufen beim Abschatten der Tatsachen wider unser Wissen und Wollen unzählige „optische Täuschungen" unter, für welche wir erst auf dem Wege mühsamer Berechnung die Differenzen finden. Eine junge Dame meiner Bekanntschaft brachte, bei außerordentlicher Fertigkeit im Zeichnen, alle Gegenstände verkehrt auf das Papier. Der hier entscheidende Sehnerv war verbildet. Nur nachdrücklichste und fortgesetzte Unterweisung und eine durch mühsame Übung angeeignete Gewandtheit, die Objekte sich jedesmal umgekehrt zu denken, setzten sie endlich in den Stand, die Dinge darzustellen, wie sie sich in der Wirklichkeit verhielten. Allein die Unsicherheit des Auges blieb. Erschien ihr ein neuer, noch nicht im Geiste reflektierter Gegenstand, so mußte sie erst lange den Sinn regeln und richten, Erscheinung und Begriff mit dem Augenfehler vermitteln, bis sie gewiß sein konnte, was an dem Ding oben, was unten sei. Wie dieser Dame, geht es uns allen, mehr oder weniger, mit dem Urteil über das Verhältnis unseres Innern zur Außenwelt. Wer über sein inneres Leben reflektiert, *simuliert* zugleich; meint er es ehrlich, so verfaßt er, sich selbst prüfend, höchstens einen Roman, halb Wahrheit, halb Dichtung. Wie und in welchen Phasen die damals in der Zeit ange-

Johann Schickh
(Lithogr. Kriehuber, 1835)

brochene religiöse Reaktion auch meinen Mikrokosmus ergriff, mag daher dahingestellt bleiben. Genug: als die Ideen Herrn von Hallers 1) mit den Gefühlen der Frau von Krüdener 2) sich eben begatteten, machte — soll ich sagen: die Vorsehung? — mich mit einem jungen Geistlichen bekannt, der, Zögling des Seminars der Stephaner, eine rühmliche Ausnahme von jenen angehenden Priestern machte, ob deren Unwissenheit und laxer Moral der Burgpfarrer 3) öffentlich amtliche Klage erhob. Mein Freund erwies sich vom Stoff und Stil der alten Benediktiner; von theologischer Richtung etwa ein Doktor der Sorbonne; diese Art von Geistlichen ist in der Regel sehr anziehend für den Umgang. Durch diesen wurde ich auf Chateaubriands 4) „Geist des Christentums", durch diese Schrift auf „die Reise nach Jerusalem", durch diese auf Ritters 5) „Geographie von Asien" hingewiesen. Dieses damals in Wien Epoche

1) Karl Ludwig von Haller (1768—1854), Professor der Geschichte und Staatswissenschaften, ein Haupt der Schweizer Ultramontanen und bornierter Reaktionär, besonders berüchtigt ist seine „Restauration der Staatswissenschaft" (1816—20).

2) Julie von Krüdener, geb. von Wittinghof, die sich literarisch, weit mehr aber durch ihre überspannte Lebensführung und romantisch-religiösen Überschwang bekannt machte; sie predigte mit Mystizismus religiöse Reformen, für welche sie namentlich den Zaren Alexander I. zu gewinnen suchte. Ihr Tod erfolgte 1824.

3) Jakob Frint (1766—1834), seit 1810 Burgpfarrer, später Bischof zu St. Pölten, als theologischer Schriftsteller tätig (Wurzbach).

4) François August Vicomte de Chateaubriand (1769—1814), dessen „Génie du christianisme" im Jahre 1802 erschien, sein „Itinéraire de Paris à Jerusalem usw." im J. 1811.

5) Karl Ritter (1779—1859), Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde. Die Geographie von Asien erschien innerhalb des Werkes „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen, Berlin, 1817—1818, 2 Bde." Die zweite Auflage, wo Asien einen Raum von 18 Bänden einnimmt und die von 1832—1859 erschien, kann hier kaum in Betracht kommen.

machende Werk war merkwürdigerweise nirgends zu finden. Endlich entdeckte ich es in des Erzherzogs Karl auserlesener Büchersammlung, wo der Gebrauch desselben ohne weiteres vom äußerst gefälligen Bibliothekar gestattet ward. Rara Avis! — Der Erfolg dieser Studien war abermals eine Schauernovelle — das letzte Kind dieser Familie — ein sehr verwickeltes Ding höchst fataler Geschichten, wie sie nur irgend sich zutragen können, wenn ein Araber eines Juden Tochter entführt, die einen Christen liebt, welcher mit einer Türkin in unglücklicher und wilder Ehe lebt. Zu diesem Zweitgeborenen bat ich den guten Schickh[1]) zu Gevatter.

Der geduldige, auf seinem einträglichen Redakteurposten ergraute, vom Brustkrampf und vom Asthma der Zensurbeschränkungen vielfach geplagte Mann las, blätterte — die Wiener Terroristenschule hatte ihn zwar das Stärkste dieser Art vertragen gelehrt, allein dieser beispiellose Fatalismus! Nein! er schlug das Heft zu. „Guter Himmel, weswegen muß denn das Schicksal also wüten?" Dafür sei es das Schicksal, entgegnete ich. „Spaß bei Seite!" sagte Schickh gutmütig lächelnd, „glauben Sie wirklich, daß das die Zensur durchlassen wird?" Die Zensur? Daran hatte ich nicht gedacht; das entwaffnete mich. Indes, auf dem Rückweg fiel mir ein, daß der Reiz der Landschaftszeichnungen, die apologetische Wirkung des Dialogs, hauptsäch-

1) Johann Schickh (1770—1835), Begründer der durch Witthauer nachmals so bedeutenden „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode (seit 1816)". Schickh war nichts weniger als literarisch gebildet und seines Zeichens eigentlich ein — Schneider. In der Tat stand Schönholz mit ihm in Verbindung wie die Eintragung im Index zu den Polizeiakten im Minist. d. Inneren beweist, leider ist der Akt (Nr. 129 ex 1832) verloren gegangen (vgl. Einleitg.). In der „Wiener Zeitschrift" finden sich indessen keine Beiträge von Schönholz, zum mindesten keine mit seinem Namen gezeichneten.

lich aber der Märtyrertod des Judenmädchens, welches als Christin stirbt, den Zensor überwältigen könnten, und sandte das Manuskript ohne weiteres der Polizeihofstelle ein.

Allein, so einfach sollte dieser Paroxismus nicht ablaufen. — Aus den Schwärmen der Kanzleibeamten, die ich in meinem Schnellaufe durch die Schule des Staatsdienstes durchrannt, waren einige als Bekannte kleben geblieben, darunter einer, zu dem man schicklich mit Falstaff hätte sagen können: „Hängt euch nicht an mich, ich bin nicht euer Galgen!" — Jene mißtrauische Vorsicht im Umgang, die stets mit vorgestrecktem Sicherheitsstab jedem ihr nicht notorisch Verbürgten als verdächtig ausweicht und namentlich in Norddeutschland die geselligen Kreise zu eben so vielen Quarantäneanstalten macht, ist dem Wiener nur zu wenig gegeben. Da ist jeder willkommen, der irgendein anziehendes Element des Umgangs zu bieten hat; wie Gott seine Herde treibt, so nimmt man sie. Aber dieser Liberalismus der Geselligkeit bedarf eines straffen Zügels, soll er nicht in Sanskülottismus des schlechten Umgangs sich verlieren. Wer sich so vielen hingibt, kann nicht vermeiden, sich an einige wegzuwerfen; jedenfalls kann das kritiklose Anschließen an jedermann keinem schlechthin als Gemütsvorzug angerechnet werden: es kann ebenso Unverstand als Urbanität, ebenso Güte als Liederlichkeit des Herzens sein, von welcher man junge Leute nicht ernstlich genug abmahnen kann.

Herr C., der k. k. Akzessist war, kurz gesagt, ein Cartouche ohne Bewußtsein, der die Eskrokerie in aller Einfalt seines Herzens trieb, indem er dabei von jener, in der Gesellschaft weitverbreiteten Gewissensverblendung unterstützt wurde, welche die treue Hehlerin für zahlreiche Verstöße gegen Tugend, wahre Ehre und Humanität abgibt und keinen anderen Denunzianten und Richter zu fürchten

hätte als die öffentliche Meinung, wenn die von so langem Brillentragen abgeschwächten und schiefsehenden Augen dieses sozialen Areopages nur verläßlicher wären.

Unter den mancherlei Akzidenzien, die sich der Mann außerhalb seines amtlichen Wirkungskreises zu verschaffen wußte, kamen auch solche vor, die das krause Schnapphähnchen seines Witzes der Literatur abzunötigen verstand. Aus altem Trödeldruck — Inkunabeln der Ignoranten — trug er Wappenbücher, Stammtafeln und dergleichen zu untertänigen Dedikationen sich eignendes zusammen und enterte mit diesen ihr Ziel nie verfehlenden Harpunen in unermüdlicher Zudringlichkeit die fettesten Walfische im ungeheueren Ozean des falschen Ehrgeizes, besonders neugebackene Edelleute, die sich vor ihren nunmehrigen Standesgenossen darüber zu rechtfertigen wünschten, daß ihr Rittertum älter als ihr jüngstes Diplom sei. Vom Ertrage dieser Jagd allein hätte, bei besserer Wirtschaft, ein gewisser Aufwand bestritten werden können.

Was die vielen anderen Nebengeschäfte des Herrn C. betrifft, so sind sie zu wenig originell, um hier ausführlicher erwähnt zu werden. Daß er eine schöne Frau „hielt", welche nicht ihm, eine glänzende Equipage, welche dieser angehörte, den Merkur vornehmer Herrn spielte und manche Operntänzerin zur Danaë machen half — diese schlüpfrigen Industriezweige sind die wilden Schößlinge jedes üppigen Residenzlebens und man kann sie von einem Ende Europas zum andern an denselben Früchten erkennen. Dabei war der hübsche, einnehmende Mensch das harmloseste Geschöpf, welches, obgleich von dolosen Leimruten aller Art strotzend, in der heillosen Lebensweise, in der es watete, doch nur das allernotwendigste savoir-vivre erblickte.

Der Umstand, dem ich die Erneuerung seiner Bekanntschaft verdankte, war der literarische Fortschritt, daß auch

er jetzt als Poet auftreten wollte. Er hatte nämlich mit einer, von der Kunst des damals gefeierten Pudels fido-savant weit übertroffenen Geschicklichkeit aus den bei Mausberger1) in Taschenformat nachgedruckten Dichtern eine „Anthologie für Schulen" zusammengeflickt, womit er auf die Freigebigkeit des eben in Wien sich aufhaltenden Herzogs von Lucca2) spekulierte; denn sicherlich verstand sich niemand besser darauf, mit der Wurst die Speckseite zu treffen. Zu dieser nach Beutelust duftenden Blütenlese erbat er sich nun von mir den Entwurf zur Vorrede. Ich bezweifle, daß diese Leistung in dem Grade vortrefflich ausfiel, wie der entzückte Spekulant es finden mußte; denn buchstäblich: er weinte vor Freuden! — Gewissen Naturen werden die Tränen bei jeder Veranlassung flüssig, indem sich alles: Traurigkeit, Ergötzen, Zorn, Gähnen, Rauch, Kälte, Musik, das Wetzen eines Messers, ja schon das Summen einer Wespe auf die Augendrüsen wirft, welche demungeachtet weder die Folter noch die Seligkeit des Weinens kennen, indem ihre Zähren bloß das beiläufige Produkt eines optischen oder akustischen Prozesses, ein Maschinenregen sind, der mit Wolken und Sonnenschein ihrer Seele in gar keinem ursächlichen Zusammenhang steht.

1) Ludwig Mausberger, der schon 1783 sich um eine Buchdruckerei in Wien bewarb, erhielt die Erlaubnis dazu erst 1791 und hatte sie bis zu seinem Tod am 6. Dezemb. 1823 inne. Sein Sohn Anton führte sie weiter (s. A. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte usw. W. 1887. II, S. 136 f.).

2) Karl Ludwig Herzog von Lucca, geb. am 23. Dez. 1799, seit 13. März 1824 regierend. Der Herzog von Lucca weilte, nach dem Index des Polizeiarchives zu urteilen, in den Jahren 1828, 1831 und 1834 in Wien, wahrscheinlich kommt das erstere Jahr in Frage, es war mir jedoch unmöglich den oben genannten Almanach zu eruieren, unter diesem obigen Titel findet er sich in keiner öffentlichen Bibliothek Wiens, noch in den bibliographischen Hilfsmitteln verzeichnet.

Nächst seiner Dankbarkeit hatte mir der Blütensammler noch den Floh im Ohr hinterlassen, daß er mein „wahrhaft eminentes" Schriftstellertalent zu ernsteren Taten berufen erklärte, nachdem ich bereits von meinem geistlichen Freunde, „meine Feder an Historisches" zu wagen, ermutigt worden war. An tatenlustigen, dabei eitlen Jünglingen gehen solche Apostrophen selten spurlos vorüber. — So geht vieles mit uns vor, was wir zu tun glauben; für dieses Gelebtwerden hat der Mensch seiner Sprache keinen Ausdruck beigesellt. Soll einmal etwas mit uns werden, so finden sich die einander fernsten Veranlassungen zusammen; weichen wir aus, kommt eine dritte und vierte hinzu, bis wir uns fügen. Nichtsdestoweniger gewahren die Philosophen überall nur „Freiheit der Selbstbestimmung", und die Kriminalisten nehmen vorlieb damit, um nicht gegenüber einer Menge von so „gewordenen" Handlungen in Verlegenheit zu geraten.

Der Stoff zum „Historischen" war bald gefunden und vom Gewissensrat gutgeheißen: eine „Geschichte Jerusalems" mußte es schon werden. Nachdem auf sämtliche Bibliotheken der Sturm, und da das Beste auf dem Index stand, ziemlich erfolglos eröffnet war, ging es ans Durchforschen der Quellen. Wie fliegen die Stunden da, und welche Lust der Entdeckungen, welche man jetzt glaubt vor den Zeitgenossen voraus zu haben! Das Notizenheft wuchs zum Quartanten, indes der Stephaner die Kirchenskribenten auszog und der Herbst der Weihnacht zueilte. Da, eines Tages, als ich eben darüber brüte, ob die 5700 Toisen d'Anville's, 1) die 215 Stadien Maundeville's 2)

1) J. B. Bourguignon d'Anville (1697—1782), französischer Geograph.

2) John de Maundeville (1300—1362), brittischer Reisender.

oder die 60 des Pater Lamy[1]) der glaubhafte Umfang des Tempels wären? erscheint der Akzessist und kaum hat er erfahren, was ich hinter diesem Bücherwall im Schilde führe, als sein Kalkül auch schon fertig ist. Er will der Verleger sein. Der Handel wird abgeschlossen, er erbittet zunächst den „Prospekt" und, etwa nach vier Wochen, als ich mit Alius Hadrian schon an der zweiten Zerstörung des Tempels arbeite, erscheint — eine Vorladung der hohen Polizei.

Um das Folgende zu verstehen, muß man sich begreiflich machen, daß die österreichische Bücherzensur sowohl eine fakultative als Geschmackszensur ist, daher keine Schrift angekündigt werden darf, ohne vorher im vollständigen Manuskript das Imprimatur erhalten zu haben, sowohl als unverfänglich wie auch als druckwürdig. Hieraus ergibt sich das einerseits die Zensurvorschrift Verletzende, andererseits zur „Kollusion" Neigende der Abfassung und Verbreitung eines Prospektes oder einer Subskription auf ein Werk, dessen einstige rechtliche Existenz erst bloß die einseitige Präsumtion des Autors für sich hat. Nun wußte ich von diesen allerdings nicht leicht verständlichen Vorschriften damals gerade so viel, als der oftbelobte „gesunde Sinn" des Publikums überhaupt von den Landesgesetzen weiß. Wenn junge Leute, voller Salonweisheit, Artigkeit und Eleganz, außerhalb der „Narrenschranken der Gesellschaft," wie Ancillon treffend die Etikette umschreibt, die wunderlichsten Sprünge machen, darob Eltern, Lehrer, Gönner, der gaffende Haufe jedenfalls, Zeter schreien, wird der Unbefangene in der Regel bemerken, daß diese seltsame Erscheinung ein Erziehungsresultat der sogenanten schönen Welt ist, die, wenn sie mit

1) Bernhard Lamy (1640—1715), französischer Presbyter Oratorii, Polyhistor. Das angezogene Werk: „Libros VII de tabernaculo foederis, de sancta civitate Jerusalem et de templo ejus".

einem Jüngling sich abgefunden, über der allgemein menschlichen Bildung gewöhnlich die des Staatsbürgers vergessen hat.

Glücklicherweise hatte Hofrat von Siber[1]) das Inquisitoriat in Angelegenheiten Jerusalems dem Regierungsrate K.[2]) übertragen, einem alten, herzensguten Herrn, der,

1) Franz Freiherr von Siber, k. k. Hofrat und Polizeidirektor von Wien, seit 1823 pensioniert, gestorben im Alter von 85 Jahren am 30. Dezemb. 1836 in Wien (Polizeiakten im Minist. d. Inneren) Er war es, der die Berichte über Schönholz' Mutter verfaßte (s. Einleitung).

2) Da in den fraglichen Jahren, also etwa 1822—1828 nur zwei Zensoren, deren Name mit K. beginnt, literarischen Ambitionen huldigten, nämlich Christoph Kuffner (1780—1846) und Friedrich August Kleinschmid (1749—1838), so haben wir zwischen beiden die Wahl zu treffen. Kuffner konnte um die fragliche Zeit noch nicht eine dreißigjährige Dienstzeit haben, außerdem ist er laut Nachlassenschaftsakten im Wiener Landesgericht in ärmlichen Verhältnissen gestorben, Kleinschmid dagegen, bedeutend früher geboren (1749), konnte also bereits eine dreißigjährige Dienstzeit hinter sich haben und war außerdem, in sehr guten Verhältnissen lebend, als hervorragender Sammler bekannt, was mit den Angaben von Schönholz, daß er eine schöne Uhrensammlung besaß, also übereinstimmt. Schließlich war Kuffner nicht Regierungsrat, wie Kleinschmid, der unter obigem K. also zu verstehen ist. Friedrich August Kleinschmid, geb. am 21. Nov. 1749 zu Steinheim in Westfalen, kam 1776 nach vollendeten Studien nach Wien und wurde 1780 als Einnehmer bei der damals errichteten Trankſteuer-Administration angestellt, welche Stelle er aber bald aufgab. Vorübergehend bei dem Großhändler von Natorp bedienstet, trat er 1786 bei der Polizeioberdirektion in Wien als Polizeikommissär ein und wurde 1791 zum wirklichen Polizeidirektor auf der Wieden mit dem Titel eines k. k. Rates ernannt. 1796 zur Polizeioberdirektion in die innere Stadt versetzt, erwarb er sich namentlich zur Zeit der französischen Okupation 1805 viele Verdienste. 1810 zum Direktor des Zucht- und Polizeihauses in Wien ernannt, zeichnete er sich in dieser Hinsicht durch seine Humanität aus, was z. B. auch Wit-Dörring (Fragmente aus meinem Leben. Leipzig, 1830, III, 2. Abteilung S. 289) dankbar anerkennt, indem er schreibt: „Ich darf auch des alten Regierungs-

selbst eifriger, wenn auch mittelmäßiger Dichter, mit Langbein und Kind[1]) weit lieber als mit der Hofstelle korrespondierte und seine nicht unwichtige Stellung wohl hauptsächlich der Milde seines Charakters zu danken hatte, die das österreichische Regiment gern an solche äußerste Posten, wo die Irrtümer des Publikums mit den Vorurteilen der Behörden oft hart zusammentreffen — gleichsam als Stoßkissen am Staatswagen — altweise hinausschiebt.

Regierungsrat K. war ein Überrest des Leopoldinischen Zeitalters, von dessen Gärungsstoffen seine Jugend sich gerade stark genug durchwürzt hatte, um nach den Abwässerungen einer dreißigjährigen Amtsprosa einen noch immer

rates Kleinschmid nicht vergessen, der, während meiner engeren Haft im Polizeihause, manche Stunde bei mir verplauderte, Stolbergs Geschichte der Religion Jesu mir brachte und nur einmal mir böse werden wollte, als ich seiner täglichen Hausfreunde, der Kapuziner, etwas leichthin gedachte." 1812 wurde Kleinschmid zum Regierungsrat erhoben und übernahm 1816, nachdem das Zuchthaus von dem Polizeihaus getrennt worden war, die Direktion des letzteren. Nebenbei beschäftigte er sich mit schöner Literatur, eine Anzahl seiner lyrischen Gedichte erschienen in der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode", „Theaterzeitung", usw. und wurden auch in Musik gesetzt. Außerdem besaß er auch eine gewählte Sammlung alter und neuer Gemälde. Sein Tod erfolgte am 18. März 1838 zu Wien (s. österr. National-Enzyklopädie [v. Fr. Gräffer], Wien, 1835, 3. Bd., wo das Todesdatum fehlt). Die Uhrenliebhaberei Kleinschmids erweist sich aus seinem Nachlassenschaftsakt im Wien. Landesgerichte in Zivilsachen (2 — 3409 ex 1838). Da finden wir 16 Uhren in seinem Nachlaß unt. and.: „Eine Pendeluhr im Mahagonikasten, die schlägt und 8 Tage geht, eine Pendeluhr im schwarzen Kasten, eine große Viertel und Stunde schlagende Stockuhr in gelbem Kasten, eine Viertel und Stunde schlagende Stockuhr im schwarzen Kasten, 5 verschiedene Gehwerke in Holzkasteln usw."

1) Johann Friedr. Kind (1768—1843), als Dichter Nachtreter der Romantik, als Redakteur der Dresdener „Abendzeitung" mit den österreichischen Dichtern in reger Verbindung.

anziehenden Beigeschmack für das Alter zu retten. Ein grauer Kopf, dessen Ideen auf dem Niveau gewöhnlicher Schöngeister treiben, macht zwar einen ähnlichen Eindruck, den ein Kind mit Runzeln, auf Krücken schleichend, machen würde; beim Stockösterreicher indes wirft diese Ideendürftigkeit keinen so breiten Schatten auf dem Goldgrund tiefer Gemütlichkeit und fast kindischer Naivität, darauf sich, wie in den altdeutschen Gemälden, das Rein-Menschliche in rührender Einfalt hervorhebt. Regierungsrat K. war als Repräsentant seines Volkes bis zur charakteristischen Liebhaberei für Uhren vollendet. Was Kaiser Karl V. mit zweien nicht zu stande brachte, hoffte der alte Herr mit mindestens drei Dutzend Stutzuhren durchzusetzen. Wäre mir der liebenswürdige Sonderling dergestalt bereits bekannt gewesen, ein höchst saurer Gang nach dem Polizeipalast wäre mir erspart worden. Denn jetzt, unter das Publikum, die „administrés", gehörend und in dieser seit 1816 bitter veränderten Zeit vor die damals vielgefürchtete Wiener Chambre-ardente zu treten, war keine Kleinigkeit.

Nachdem ich mich durch einen respektvoll auf der Treppe harrenden Haufen paßsuchender Handwerksburschen durchgekämpft hatte, gelangte ich in einen kalkweißen Saal — eine Stadt von Schreibtischen — darin ein einsamer Schreiber in grauleinenen Überziehärmeln an der Abschrift eines Aktenstückes wirkte, einer jener fürchterlichen Subalternen, in denen jede Berührung mit dem Publikum den Bodensatz mürrischer Grobheit aufwühlt, die Geisel der amtlichen Sphäre, welche jeden, den keine Auszeichnung schützt, auf dem Wege zum Sitz der Macht einer Passion unterwirft und die Mitschuld auf sich hat, den Büreaukratismus im Munde der Zeit in Verruf gebracht zu haben. Mit dem verhaltenen Grimm eines strafsüchtigen Dorfschulmeisters, der nur zupaßt, um so härter züchtigen zu

können, nahm mich der Lauernde aufs Korn, und schon öffnete sich der Mund zum polternden Verweis, als sein Blick gebändigt auf meiner rechten Hand haftete, von der ich eben den Handschuh zog, um aus der Brusttasche die Vorladung hervorzulangen. Indes währte diese Anwandlung von Humanität nur so lang als der Wahn, daß aus der dargereichten Zuschrift mindestens ein „Zwanziger" herausfallen würde, und mit schweigender Verachtung kehrte er jetzt bloß die Spitze der Feder nach der Ratstür und versenkte sich sofort wieder in die Tiefen seines Staatsgeschäftes.

Das Kabinett öffnend, hatte ich schon leibhaftig zwölf schwarze Herren hinter Kruzifix und Totenkopf zum hochnotpeinlichen Gericht versammelt geglaubt und stand eine Sekunde später in einem niedlichen Stübchen unter stattlichen Uhren, deren mystisch durcheinander schlagende Perpendikel die wilden Illusionen allmählich besänftigten. Hinter dem Büreau erhob sich ein freundliches, weißes Haupt und — eben schlug draußen die Turmuhr elf, da hoben auch die dreißig Schlagwerke aus und so, unter feierlichem Glockengeläute, zog ich bei meinem Inquirenten ein. Aus der durchsichtigen Wäsche, dem feingefältelten Busenstreif, den Manschetten blickte die Sauberkeit der alten artigen Zeit, die freilich auch manche Laszivität mit grünseidenen Schleiern bedeckte. Das ganze Kostüm des munteren Alten hatte etwas altertümlich Kleinmeisterliches, Soigniertes ohne gerade geckisch zu sein. Die diamantene Busennadel, der Brillantring, die goldene Dose — kostbare Antworten hoher Potentaten auf zugesendete Lobgedichte — die schwere Uhrkette, an welcher ein ganzer Selam von Bijouterien hing, verliehen dieser Regiminal-Person einen Nimbus von Eleganz, die gewissermaßen privativ mit der offiziell-traurigen Natur seines Berufes versöhnte. Daß bei Würden

und Ämtern doch so selten der Deckel zum Topf paßt! Wer hätte es dem guten K. nicht gleich auf den ersten Blick angesehen, daß er zum Polizeimann paßte wie die Elster zum Dohlenfang? Und dennoch — oder vielmehr eben darum konnte meine Angelegenheit in bessere Hände nicht kommen. Einer von jener Beamtengattung, welche Finsternis und Grobheit für unentbehrliche Attribute des öffentlichen Dienstes hält, würde den „Junker Naseweis" heiß angeblasen und dieser wahrscheinlich sich mit einer Impertinenz revanchiert haben und Behörde und Publikum hätten ein Ärgernis mehr gehabt. So kam das ganz anders!

Die Voruntersuchung nahm ihren Anfang mit einer Mitteilung — die Uhren betreffend. Als dann eine im Ebenholzkasten 1) das Viertel nachschlug, hieß es: „Sehen Sie! es ist nicht möglich!" und eine kleine Pause entstand, während der sonst so nachsichtige, gegen seine Lieblinge aber strenge Herr die Korrektur des Nachzüglers vornahm. Hierauf wurde von Langbein, Kind, Walter Scott, von Grillparzers Medea, Castelli's Schickfalsstrumpf, 2) von Childe Harold 3) und König Yngurd, 4) kurz: von jedem gesprochen, nur von nichts, was auf die Vorladung Bezug haben konnte. Einmal kamen ein Bündel Manuskripte zum Vorschein, mit dem Bemerken: „daß dieses meinetwegen habe zusammengesucht werden müssen." Der Inquirent begann zu lesen und — las mir seine ungedruckten Gedichte vor. Zu Ende des dritten Besuchs erhielt ich die freundliche Weisung, zum viertenmale doch ja bei Zeiten zu kommen, damit wir „endlich einmal fertig würden." Dazu bedurfte es jedoch noch vier solcher Visiten,

1) S. früher: Eine Pendeluhr im schwarzen Kasten.
2) Travestie (1818) von Ign. Frz. Castelli und A. Jeitteles.
3) Von Georg-Noël Gordon Lord Byron.
4) Trauerspiel (1817) von Amad. Gottfr. Adolf Müllner.

denn zwischen jeder Frage und Antwort gerieten Inquirent und Inquisit vom Hundertsten ins Tausendste; das Protokoll war eben so wenig von der Stelle zu bringen als Issaschar, der elfenbeinerne Esel in der Genesis.

Als ich das siebente Mal vor ihm erschien, verzog sich das sonst lebensmuntere Gesicht in ernste Amtsfalten. Er hatte das Protokoll geschlossen und darin ein gutes Wort für mich junges Blut niedergelegt. Doch erhob er drohend den Finger: „Freundchen! das hätte Ihnen 100 Dukaten kosten können!" — Hundert Dukaten! in welche unzählige Strahlen des Wiener Genußlebens ließen sich diese Sonnen spalten! Ich mußte blaß geworden sein, denn schnell setzte der gute Mann tröstend hinzu: Nun, nun! das ist vorbei; das wird vergessen sein!" Hinterher kam noch ein Stückchen Moral zur Genugtuung für das richterliche Gewissen 1). — In der Tat! mit schwerem Herzen verließ ich zum letztenmal das verschrieene Haus, wo diese Visiten mir schon eine liebe Gewohnheit geworden waren, und konnte mir Glück wünschen, so mit heiler Haut davongekommen zu sein. Denn das schien mir auf der Hand zu liegen, daß es bei diesem Verfahren lediglich auf den guten Willen des Beamten ankommt, der die Untersuchung und zugleich das Protokoll führt, ob der Angeklagte frei ausgeht oder einem Richter verfällt, gegen dessen Ausspruch der Rechtsweg verschlossen ist 2). Allerdings ist der Gnadenpfad eine breite Heerstraße für den Reuigen, namentlich im barmherzigen

1) Die Zensurakten enthalten über diese Angelegenheit nichts.

2) Welcker: „Der achtungswürdigste Mann, wenn er eine Kriminaluntersuchung anfängt, hat ein Interesse, den Menschen schuldig zu finden. Er hat eine vorgefaßte Ansicht von seiner Schuld und glaubt, man möchte ihm später Vorwürfe machen, wenn er ihn losgebe." (Not. d. Verf.) — Karl Theodor Welcker (1790–1869), deutscher Rechtsgelehrter.

Österreich; aber hier wie allenthalben in der Welt stößt die Rechtfertigung gegen Amtswillkür oder Unverstand auf Zollhäuser oder Schlagbäume. Das liegt in der Natur der Sache. Die Milde, welche gern durch die Finger sieht, versöhnt weder, noch beruhigt sie den schuldlos in ein falsches Licht Gestellten, der sich fortan einer erschrecklichen Unsicherheit bewußt sein muß; denn der, wenn auch leichte, aber immer durch das Erlassen der Strafe noch ungetilgte Makel in den Personalakten kann früh oder spät wieder angeregt, bei irgend einer Gelegenheit als Belastungsgrund hervorgezogen werden — wird mindestens für jeden künftigen zweifelhaften Fall eine Voraussetzung gegen die betreffende Person begründen; ein sehr bedenklicher Umstand vor dem Forum einer Behörde, welche, ihrer Bestimmung nach, den Rechtsgrundsatz: jeder sei für schuldlos anzusehen, so lange ihm nicht das Gegenteil bewiesen, nicht berücksichtigen kann.

*

Das Behagen an schaurigem Geheimnis und dunkler Tat, das Ergötzen am Grausenhaften und Schrecklichen ist eine Verkehrtheit der menschlichen Natur, darin die Weisesten mit den Toren wetteifern. Verbrechen, Folter, Galgen und Rad sind begehrteste Leckerbissen, welche die schöne Literatur nicht versäumen darf aufzutischen. In neuester Zeit ist diese von Frankreich her durch das Zuchthaus-Genre bereichert worden, dessen Sündenschlamm der hysterische Geschmack mit fast noch heißerer Gier verschlingt, als die sonst beliebteste Gattung schaurig-pikanter Lektüre: die Kerkermemoiren. Trenk's Erzählung seiner Gefangenschaften war lange Zeit das Volksbuch in Österreich, das Bibliothekstück der Hütte wie des Palastes[1]). Die Kühnheit und Geilheit von Casanova's[2]) skandalösen Aufschneidereien förderten die rasche und weite Verbreitung derselben unter den Mittel- und höheren Ständen. Silvio Pellico[3])

1) Des Freiherrn Friedrich von der Trenk merkwürdige Lebensgeschichte. Von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben usw. 1786–1792. 4 Bde. 8°. – Friedr. Freih. v. d. Trenk (1726–1794), preußischer und österreichischer Offizier, gefangen in Magdeburg auf Befehl Friedrichs des Großen, lebte später in Österreich und wurde, als er sich der Revolution in die Arme warf, in Paris geköpft (Vgl. meine Ausgabe seiner Lebensgeschichte. München, h. Müller, 1912. 2 Bde. 8°).

2) Giacomo Casanova (1725–1798), der venezianische Abenteurer, der unter den Bleidächern gefangen saß.

3) Silvio Pellico (1789–1854), Verfasser von „Le mie prigioni"

machte zwar nicht das Glück seiner Vorgänger, aber auch dieser Repräsentant der jüngsten Kerkerperiode hat das politische Bewußtsein mit mancherlei Irrtum angesteckt und die Tausend und eine Nacht der Kerkersagen und Märchen von geheimer Justiz ansehnlich bereichern helfen.

Im Bewußtsein eines Volkes von südlich-lebhafter Einbildungskraft, ungemeiner Neubegierde und Leichtgläubigkeit, beschränkten politischen Kenntnissen und in dieser Richtung unentwickeltem kritischen Urteil, welches sein Wissen von historischen Zuständen allermeist aus Ritter- und Räuberromanen schöpft, müssen Bücher, wie die genannten, große Verheerungen anrichten. Das Unbegreifliche, Unglaubliche, unabwendbar Schreckliche sind ohnehin der Phantasie, dem Gemüte unentbehrliche Reizmittel, Opiate. Sich in Mutmaßungen, in sprunghaften Voraussetzungen erschöpfen, zur Erfrischung des Geistes, zur Gemütsstärkung getrieben, wird sozusagen eine den Volksgeist abhärtende Übung. Das Zeitalter der Josephinischen Aufklärung hat den Aberglauben zwar in der religiösen Sphäre verdünnt, in der Bildungs- und politischen Sphäre brütet dieser noch ungestört im alten Neste und findet an der Stabilität, die Volk wie Regierung durchdringt, einen treuen Bundesgenossen. In Frankreich verschlingt ein Bonmot die Eindrücke eines Jahrzehnts, in Österreich geht jede Anekdote in Saft und Blut über und bleibt ein halbes Jahrhundert lebendig. Das Publikum, an die Standwierig-

(1832). Er war als Carbonaro am 13. Oktob. 1820 in Mailand verhaftet, zuerst zum Tode und dann zu 15 Jahren Spielberg verurteilt worden. Im ganzen saß er aber nur 10 Jahre gefangen. „Die Gefängnisse" waren der herzzerreißende Schrei des unterdrückten Italien und einer der größten Triumphe der italienischen Literatur (nach Tenca) und bedeuteten für Österreich mehr als eine „verlorene Schlacht", wie der italienische Literaturhistoriker Balbo sagt.

keit der Regierungsmaximen gewöhnt, glaubt nicht an mögliche Veränderungen, wenn es dieselben auch wünscht und notwendig findet; es beurteilt daher die Gerüchte, welche über eine Regierungshandlung umlaufen, nach einem Maßstabe, den es aus alten Überlieferungen genommen und beharrt auf seinen Vorurteilen wie bei seinen Gewohnheiten. — Es ist hier vom Mittelstande die Rede, vom geringeren Bürger, der in den Erbstaaten noch seinen sozialen Ehrenplatz behauptet, und auf den es hier auch zunächst ankommt. — Daher nun die Scheu vor verkappter Polizei, geheimer Justiz, dem Verschwinden mißliebiger Personen und dergleichen, und zugleich die Lust und der Eifer, mit welchem diese Steckenpferde von den Kannengießern geritten werden. Man muß tief in das Volk hinabsteigen und keine Gelegenheit versäumen, hinter seine Vorstellungen zu kommen, um diese bedenkliche Seite der politischen Unbildung als Folge einer schweigsamen Regierungsmethode sich anschaulich zu machen.

Der Pöbel Wiens läßt es sich heute noch nicht nehmen, daß in der Schranne, dem städtischen Kriminalgerichtshof, die eiserne Jungfrau sitzt, ihre Opfer empfangend. Die beziehungsweise sich ähnlichen Gestalten der „schmerzenreichen Mutter Gottes" mit den sieben Schwertern in der Brust und das mit Dolchen gepanzerte Mordweib verwechselnd, nennt er die ihm aus Schauerbüchern bekannte Maschine die „eiserne Mariandel". Über diesen, den Charakter des gemeinen Mannes und wie dieser von den gesetzlichen Zuständen denkt, bezeichnenden Ausdruck ließen sich tiefsinnige Betrachtungen anstellen.

Die Mähr von der noch immer benützten Tätigkeit der „eisernen Frau" findet sich allerdings auch außerhalb Österreichs in Deutschland, besonders dem südlichen; auch im nördlichen Italien und südlichen Frankreich in den im

Mittelalter mit Blutbann beliehenen Städten. Allenthalben ist auch da ein Mann oder, wie einst in Leipzig, eine Frau im Gange, der oder die, vom Zuchthaus oder Galgen begnadigt, eine rote Schnur um den Hals trägt; in der Regel ein Schlächter, der im Jähzorn seinen Lehrjungen erschlagen. Es gibt Städte, wo dieser „Überall und Nirgends" mit dem Finger nachgewiesen wird. Eine andere beliebte Schauergestalt ist in den Erbstaaten ein Mann, der, auf unbegreifliche Weise zu Reichtum gelangt, stirbt und in dessen Haus man beim Umbau den verscharrten Leichnam eines verschollenen Armeniers oder türkischen Juden findet. In Frankreich begegnet man etwas ähnlichem: jeder verfänglich aussehende, auffallend blasse oder düstere Mensch erregt die Mutmaßung, daß er den Galeerenbrand auf dem Leibe trage. Wird in oder um Wien in die Erde gegraben, gleich verbreitet sich das Gerücht von einer aufgefundenen Türkenleiche und Kostbarkeiten. Gerippe eingemauerter Nonnen und Mönche kommen bei jedem Klosterbau zum Vorschein und sicherlich kann kein Kirchhof umgelegt werden, ohne daß die auf dem Gesicht liegende Leiche eines scheintot Begrabenen sich nicht antreffen lassen müßte. Alle Mythen des Aberglaubens, denen eine wahre Begebenheit zugrunde liegt, sind unsterblich. Es kann daher nicht befremden, daß der gemeine Mann in Österreich auch heute noch an geheime Hinrichtungen glaubt. Ja, es gibt Leute, und nicht bloß in den unteren Ständen, welche darauf schwören, daß bei solchen Gelegenheiten die Guillotine angewendet würde! Man legt diese „geheimen" Exekutionen nicht gerade der Regierung zur Last, deren Grausamkeit anzunehmen kein Grund vorhanden ist; sondern man erfindet gewöhnlich Motive der Rücksicht und Schonung, welche diese der Einbildungskraft zum Bedürfnis gewordene Maßregel entschuldigen.

Eine andere Gattung dieser im Volke wogenden Vorstellungen von den Justizzuständen war im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts besonders lebhaft im Gange, gewissermaßen ein endemisches delirium tremens der vom Aberwitz des Romans berauschten Phantasie. Es betraf diese Krankheit: nächtliche Hinrichtungen. In dieser Beziehung war eine Anhöhe unfern Wiens, von einem Denkmal aus den Zeiten der Kreuzzüge zur „Spinnerin am Kreuz" genannt, in deren Bereich auch die Richtstätte, hauptsächlich im Verrufe. Fuhr- und Landleute, welche mit ihren Waren die Residenz besuchen, wenn sie, nachts diese Straße ziehend, zufällig in der Richtung des Rabensteins oder Scheideweges ein Licht erblickten, einem ungewöhnlich verschlossenen Wagen mit einer Laterne begegneten, brachten das schnell sich ausbreitende Gerücht von einer abermaligen Hinrichtung im Schleier der Nacht nach der Stadt. Die Klatscherei großer Städte gibt der in den kleinen nichts nach, und in dieser Beziehung sind umfangreiche Residenzen nur Konglomerate mehrerer Krähwinkel. Die magische Wirkung eines in einsamer Gegend durch die Finsternis sich still hinbewegenden Lichtes, auf Reisen immer eine interessante Erscheinung, ist für den gemeinen Mann das, was vor Austrocknung der Sümpfe die Irrwische waren. Eine Laterne und ein Grabscheit in den Händen eines querfeldein schreitenden Menschen, und der Schatzgräber ist fertig. Kerkermeister oder Nachtwächter ohne Laterne entbehren das wichtigste Attribut ihres Ansehens; das Grubenlicht in ihrer Hand und am Rückenschurz des Bergknappen erinnert uns sogleich an die Finsternisse, darin die unheimliche Tätigkeit dieser Leute haust. Eine „Geschichte der Laterne" und der Vorstellungen, Fabeln und Sagen, wozu seit weiland Diogenes dieser unschuldige Kobold Veranlassung gegeben, wäre kein unverdienstliches Werk.

Was bei Nacht und Licht geschieht, hat immer eine gewisse Feierlichkeit, ein dramatisches Interesse von ungleich stärkerem Eindruck. Alle Mysterien nehmen sich am Tage nüchtern aus, wie die Landschaften der Schaubühnen im Sonnenlicht. Von dieser Magie haben Religion, Politik, Schwärmerei und der Gerichtsgebrauch absichtlich und unwillkürlich profitiert. Des unglücklichen Enghiens[1]) gesetzlicher Mord am Tage verübt, würde mit dem optischen Effekt auch einen Teil seiner tragischen Wirkung eingebüßt haben[2]).

Außerordentliche oder bloß auffallende, dem Volksgedächtnis tief eingeprägte Begebenheiten läßt das Gerücht, in neuer Gestalt verjüngt, immer wieder von Zeit zu Zeit auf den Schauplatz treten. Mit diesem Umstand und jenem Frevel des riesigen Neuntöters scheint folgende Geschichte im Zusammenhang zu stehen.

Ein seiner Kriegstaten sowohl als seines Charakters wegen von allen Klassen hochgeachteter General hatte das nicht seltene Unglück ausgezeichneter Väter, die Verirrungen

1) Louis Henri de Bourbon, Herzog von Enghien, geb. 1772, von Napoleon als Verschwörer gegen Frankreich mitten im Frieden auf seinem Schloß zu Ettenheim aufgehoben und bald darauf in der Nacht vom 20. auf den 21. August 1804 in Vincennes erschossen.

2) Manuskript von St. Helena: „Ich hielt es für notwendig, den Herzog von Enghien hinrichten zu lassen. Ein geistreicher Mann (Talleyrand) war zwar der Meinung, daß es ein Verbrechen, ja, was noch schlimmer, ein Fehler gewesen sei. Ein Verbrechen war es, ein Fehler nicht." — Zwischen diesen beiden entsetzlich kalten Ansichten würde sich, nach dem oben Bemerkten, die frostige Vermittlung treffen lassen: daß es mindestens ein Formfehler war. Die Bilder der Phantasie werden Objekte des Glaubens und jedes mysteriös Ausgestattete trägt den Keim zu einem Dogma in sich. So erhielt Enghien im Gegensatz zu seinem Mörder in den Augen der Zeitgenossen einen persönlichen Wert, den er nicht besaß und wahrscheinlich auch niemals erlangt hätte (Note d. Verf.).

eines entarteten Sohnes beklagen zu müssen. Dieser, Hauptmann, machte sich einer todeswürdigen Handlung schuldig und ein Kriegsgericht hatte demgemäß erkannt. Während nun die einen behaupteten, der Vater des Verurteilten hätte, eines „Römers" würdig, jede Ausnahme von dem Gesetz in seinem Familieninteresse von der Hand gewiesen, wollten die anderen wissen, der General habe sich bei dem Kaiser, jedoch vergeblich, um eine solche Ausnahme verwendet, dieser aber nur in Berücksichtigung der Verdienste des Vaters und wegen Schonung des guten Familiennamens ein geheimes Verfahren bei der Exekution zugestanden. Diese Angelegenheit beschäftigte, so lange sie schwebte, alle Zungen. Plötzlich verlautet im großen Publikum die nächtliche Hinrichtung des Hauptmanns. Drei den höheren Kreisen angehörende Männer waren, als sie um Mitternacht die Soiree einer damals sehr „populären" Schauspielerin verließen, einem Fiaker begegnet, neben welchem Musketiere mit vollen Waffen schritten; vorn auf dem Bocke beim Kutscher saß eine Person, die sie sogleich als den Stabsprofoß erkannten; hintenauf stand eine Zivilperson mit einer Laterne. Die Neugierigen folgten in angemessener Ferne dieser Fahrt, welche auf Außerordentliches schließen ließ. Der Wagen nahm die Richtung nach dem „Feuerwerksplatz" im Prater; dort im Dickicht der nahen Waldpartie machte das Licht der Laterne halt; es fielen bald darauf einige Schüsse; noch eine gute Stunde darnach blieb die Laterne wirksam; nun verlöschte der Irrwisch, und die Späher, vom Morgenfrost gepeinigt, gingen nach Hause, um des anderen Tages ihre Entdeckung nach allen Winden auszutragen. Andere Neugierige, und eben keine geringen Leute, beschäftigten sich, die frische Spur eines Grabes in der bezeichneten Gegend des Praters ausfindig zu machen. So viel ist gewiß, daß der Hauptmann aus der Welt — man sagte nach Peter-

wardein —, der General mit Pension im Privatleben verschwand.

Als einige Wochen nach jenem unerwarteten Zusammentreffen mit der hohen Polizeibehörde ein Briefchen auf Rosapapier von des Akzessisten Hand mir zugestellt wurde, des Inhalts: ich möchte ihn im Polizeigefängnis besuchen, stiegen mir auch allerlei gewagte Mutmaßungen zu Kopf. Aber der Anreiz, das Innere eines Hauses kennen zu lernen, darin einst jener Eschenbach auf den Tod und mein Hofmeister seines Uhrenhandels wegen gesessen und welches überdies jetzt auch Staatsgefangene aufnahm, war zu mächtig; außerdem der Ruf des Unglücklichen dringend; so überwand ich die Scheu.

In einem Winkel der keineswegs anmutigen „Krebsgasse" unterschied sich die Bastille Wiens von den Nachbarhäusern nur durch einige vergitterte Fenster und den Polizeisoldaten, der, die Muskete im Arm, vor dem Eingang auf- und niederschritt. Auf die Anfrage: ob der Eintritt gestattet sei? zog der Soldat die Torschelle, worauf der Zwinger sich öffnete und mich in einen von Polizeiwachen erfüllten Flur treten ließ. Eine ziemlich laxe Observanz schien hier zu herrschen; es gingen allerlei Personen ein und aus, ohne sonderlich berücksichtigt zu werden. Endlich erschien der mächtige Mann mit dem Schlüsselbund und der unvermeidlichen Laterne.

Nachdem ich das Briefchen auf Rosapapier vorgezeigt, ging der Schließer schweigend vorweg über einen geräumigen Hof, der, nichts weniger als reinlich, schon ziemlich kerkerhaft sich ausnahm. Es ging von da eine schmale, dunkle Treppe empor ins erste Stockwerk, dessen Korridor mehr einem Schlauch glich, so verdüstert und verrußt waren die Wände, so verschmutzt das in Scherben getretene Pflaster. Schon jetzt erschwerte eine dumpfe, mit widrigem Speisen- und Bettgeruch vermischte Luft das Atmen. Was man hier

ferner gewahrte, erinnerte an Polen und Bonapartes Ausspruch: daß er dort ein fünftes Element, den Schmutz gefunden.

Die Galerie bog in krumme Winkel ab; ein Verschluß wurde geöffnet und tiefer in dunklere Winkel führte die Laterne. Als abermals Schloßriegel hinter mir einschnappten, ward mir, ich gestehe es, etwas flau zu Mute und die Beklemmung steigerte sich mit jedem Schritte weiter in diesem unheimlichen Labyrinth.

Auf einer Art Vorsaal plauderten türkische Juden, fraudulöse Bankerottierer, aus langen Pfeifen rauchend. Sie sandten scheue Blicke nach dem Fremdling; ihre Gesichter erheiterten sich, als wir vorüberschritten. Seit Jahrzehnten schien der Tüncher hier nicht eingedrungen zu sein; das Holzwerk an Türen und Fenstern lag bloß, von Qualm gebräunt; an den Scheiben rannen die Schweißtropfen in Strömen. Diese für den Aufenthalt Verworfener, Verstoßener charakteristische Dürftigkeit war dem geringsten Geräte, gleichsam als Stempel eines leitenden Prinzips, aufgedrückt. — Es ist seit damals freilich ein Viertel-Jahrhundert entwichen.

In einer noch engeren Galerie nötigte eine schlammige Wasserflut, die drei alte Weiber, das Pflaster reinigend, mit Besen vor sich hertrieben, zu einem Umweg durch die Räume der Schuldgefangenen. In einer ziemlich hellen und gut gehaltenen Stube zu acht Betten, spielten drei ihrer Bewohner in Schlafröcken mit einem polnischen Juden Karten, zwei lagen auf dem Rücken ihren Gedanken überlassen, einer flickte ein Kleidungsstück, der Achte, ein Raitze im langen Talar, saß auf der Fensterbank und beschnitt sich die Fußnägel. In der Hölle und im Kerker schweigen alle Rücksichten; den einzigen Trost gewährt die Gemeinschaft.

Und noch um eine Ecke und ein kleines Pförtchen öffnete

der Schließer, schob mich hinein und — vor mir stand die seltsam herausgeputzte Gestalt des Akzessisten, im elegantesten Morgenkostüm, einem dem Schaufenster eines Modisten entsprungenen Modell nicht unähnlich. Mit einer in seiner Lage frechen Lustigkeit bewillkommnete er seinen staunenden Gast, dessen Mitleid sich schnell in kalte Beobachtung verwandelte. Wer in dieser höchsten Not, der Freiheit beraubt, keine Teilnahme für sich zu erwecken weiß, mit dessen inneren Verhältnissen muß es schlimmer stehen als mit seinen äußeren.

War die Opulenz an der Person des Gefangenen schon auffallend, so war der Luxus des Gefängnisses, der einem orientalischen Prinzenkerker Ehre gemacht haben würde, vollends erstaunlich. Dies Samarkand inmitten der ekelhaften Armut des Strafarrestes schien die Schöpfung der goldtriefenden Hände der schönen Frau zu sein, die sich Madame C. nannte und über eben so viele Herzen gebot, als ihr Herz keinem angehörte. Der mit kalter Küche und Tee in englischer Manier zierlich besetzte Tisch beurkundete unzweifelhaft diesen Autor der improvisierten Komödie.

Die Entschuldigung ob des gescheiterten Verlagsunternehmens mußte den Vorwand zur Bitte um einen Besuch hergeben, der eigentliche Zweck schien der Theatercoup zu sein, mir, und sofort denen draußen in der Welt, einen hohen Begriff von den ungeschwächten Finanzen des Hauses C. beizubringen, denn bloße Leidenschaft für das Komfort konnte die Ziererei so weit nicht treiben. Mein Besuch würde sich daher nur sehr gering verlohnt haben, hätte der Gott der Leichtsinnigen, der Zufall, in dieses bürgerliche Trauerspiel nicht zwei Episoden aus dem Gebiete der Politik eingeschoben, daraus die beliebten Konsequenzen zu ziehen, anderen überlassen bleibe.

Das alte Polizeigefangenhaus in der Sterngasse, genannt Sternhof
(Nach einer Photographie)

Das Kerkerstübchen sah auf einen kleinen Hof, auf welchem, einige Stockwerke übereinander, mehrere Gitterfenster öffneten. Mit halbem Ohr die Fanfaronaden meines Wirtes hinnehmend und den Blick auf das Fenster geheftet, gewahrte ich draußen etwas baumeln, erkannte auch bald ein an einem Zwirnsfaden von einem Unbekannten über uns herabgelassenes, flatterndes Zettelchen, darauf ich jenen sofort aufmerksam machte. Kaum hat er das Objekt erblickt, als er, sichtbar erschreckt, aufspringt, mit Hast zufährt, die Depesche vom Faden löst, sie entfaltet, liest und noch einmal liest und es nicht entziffern kann. „Ich bitte Sie! lesen Sie! was soll das heißen?"

In französischer Sprache war da etwas gekritzelt, augenscheinlich mit der Stielspitze eines bleiernen Löffels geschrieben, aus dem sich beiläufig entnehmen ließ: Man hat mir mein Schreibmaterial genommen, senden Sie mir Ersatz. „Herr Gott! wie dumm!" rief mein Wirt. „Abends nach der Visitation — wie schreib' ich das?" Ich diktierte es ihm, er befestigte die Antwort an der Angel und auf flog das Fischlein.

Nachdem er das Fenster geschlossen und sich gesetzt hatte, war das queckſilberne Wesen an ihm verschwunden; er sah ernst und fast gealtert aus, sagte dann, wieder zu sich gekommen: „Wissen Sie denn, wer über uns wohnt?" — Nun? — „Ludwig der Siebzehnte."[1])

Wirklich schien er dieses Mal nicht zu radotieren und selbst der Getäuschte zu sein. Er zeigte mir ein Pack Briefe, von sauberer Hand, eng geschrieben, die Auto-Biographie des mit ihm korrespondierenden „Herzogs von der Normandie"

1) Ludwig XVII., Dauphin von Frankreich, geb. 1785, gestorb. im Temple zu Paris 1795. Gleich nach seinem Tode trat eine Reihe falscher Ludwige auf, von denen sich nur Naundorf behaupten konnte.

enthaltend und genau mit dem übereinstimmend, was mehrere Jahre später Wit-Dörring[1]) von seinen Kerkergenossen in Turin veröffentlichte. Daß einer jener Abenteurer sich zur Zeit des Akzessisten in der Haft des Wiener Polizeihauses befand, bestätigen die „Lukubrationen" ebenfalls. Was an dieser Episode wahr, was nicht, kann hier um so schicklicher dahin gestellt bleiben, als der Kunstgriff, in der Maske des unglücklichen Königssohns Fortune zu machen, seit Naundorfs[2]) Auftreten bis zum Übermaß kompromittiert ist.

Die zweite Episode stand mit einem Komplott in Verbindung, das, irre ich nicht, 1814 Wien in Bestürzung gesetzt und die Entführung des Herzogs von Reichstadt zum Zwecke hatte, kurz vor der Ausführung aber entdeckt worden war[3]). Bei der vertraulichen und zugänglichen Lebensweise des Wiener Hofes, welche den Raub eines Knaben an der Hand der Aja, vielleicht von einem alten Lakaien begleitet, in den einsamen, unabsehbaren Heckenalleen des Schönbrunner Gartens begünstigt hätte, fand die mit al-

1) Ferd. Johannes Wit, genannt v. Dörring, holsteinischer Schriftsteller u. politischer Abenteurer, geb. zu Altona i. J. 1800, gest. am 22. Okt. 1863 in Meran. Sein Buch „Lukubrationen eines Staatsgefangenen" erschien Braunschweig 1827, enthält aber gar nichts über das oben Gesagte.

2) Der Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorf aus Potsdam, der Ansprüche darauf machte, der Sohn Ludwigs XVI. zu sein. Er starb am 10. Aug. 1845 zu Delft, nicht ohne überzeugte Anhänger zurückgelassen zu haben.

3) Es hieß, daß der Sohn der Aja des Herzogs von Reichstadt, Graf Anatole von Montesquiou, das Kind Napoleons habe entführen wollen, und zwar am 20. März 1814, an welchem Tag Montesquiou von Wien abreisen wollte. Nach den Darstellungen Welschingers (Le roi de Rome, Paris, 1897, S. 116) soll die ganze Sache nur auf einem Mißverständnis beruhen, das die Polizei mißtrauisch machte. In der Tat aber wurde die Gräfin Montesquiou entlassen und der kleine Reichstadt kam unter strengere Aufsicht.

lerlei Nebenumständen aufgeschmückte Tatsache leichten Glauben im großen Publikum, erlosch aber bald wieder, indem die wachsame, zupassende und zugleich raschhandelnde Aufsichtsbehörde in solchen Fällen die Fäden, welche die Triebfedern mit der Bewegung im öffentlichen Leben verbinden, schnell durchzuschneiden versteht. Der Akzessist behauptete jetzt, „daß jenes Gerücht in den Aussagen seines Stubengenossen volle Bestätigung finde. Wie man sich damals erzählte, sei das Komplott von Paris aus kühn angelegt, mit Napoleons Flucht von Elba in Verbindung gebracht worden. Ein Wagen mit doppelter Wand sei zur Flucht in Wien vorbereitet, durch den Sattler aber zur Kenntnis der Polizei gekommen." Er wies dabei nach einem Schirm, hinter welchem sich ein zweites Bett und die gelben Pantoffel einer darauf ausgestreckten Person erblicken ließen.

Ein französischer Oberst, der sich ebenfalls seit Jahren im Polizeigefängnis befinde, erzählte mein Wirt weiter, habe damals das Attentat dirigiert und als Helfer einen soi-disant Kaufmann aus Paris erwartet, der, um sich unbemerkbar einzuschwärzen, zu Schiff angereist, am „Schanzel" aussteigend aber von einer unbekannten Person empfangen und direkt hierher in Arrest gebracht worden wäre. Man habe diese beiden anfangs zusammengetan, da sei aber über gegenseitigen Vorwürfen der Hader nicht ausgegangen. Die einsame Haft wollte sich der „Kaufmann" noch weniger gefallen lassen und, um seine Lage ihm einigermaßen erträglich zu machen, habe man ihn abwechselnd minder gefährlichen Haftnern auf die Stube gegeben, namentlich solchen, welche des Französischen nicht mächtig waren, da der Franzose seinerseits kein Wort Deutsch verstand, welchem Umstand auch mein Wirt seine Gesellschaft verdankte. Vom Standpunkt der Staatspolizei aus, wenn

sich die Sache so verhalten hat, würde diese Kombination kaum zu entschuldigen sein.

Der praktische Sinn des Akzessisten schien auch alsobald den fetten Hasen, den ihm das Glück mit diesem exotischen Männlein in die Küche getrieben, herausgefühlt zu haben, und da er das Französische zur Not verstand, bald nach meinem Besuche aber wieder die Freiheit und seine Stellung zurückerhielt, könnte man annehmen, daß er von den Bekenntnissen dieses Genossen, gleichwie von den Episteln des Thronprätendenten, irgendeinen in solchen Fällen angemessenen Gebrauch gemacht.

Als ich die Staatshölle wieder im Rücken hatte, fühlte ich erst ganz den brennenden Durst nach persönlicher Freiheit und reiner Luft und konnte davon mich kaum satt trinken. Wie aber kommt, so fragte ich mich, der Staatsgefangene, der Gauner, der unglückliche Schuldner zusammen unter eine Decke? wie der eines leichten Vergehens, vielleicht auch unschuldig[1]), Angeklagte mit dem Dieb und Mörder unter ein Dach? Übertrifft der Schimpf solcher Gemeinschaft an Härte nicht das äußerste Strafmaß? Heute weiß ich die Antwort darauf: Die Staatssparsamkeit wirft, was die Humanität gesondert wissen will, in einen Topf zusammen.

Österreichs Gefängniswesen ist häufig angegriffen worden und nicht ganz ohne Grund. Gruner[2]) in Peterwar-

1) Beccaria: „Es sitzt ein Bürger im Untersuchungsgefängnis und leidet, nicht weil man weiß, daß er schuldig ist, sondern weil man es nicht weiß." (Not. d. Verf.) — Cesare Bonesana Marquis von Beccaria (1735—1793), Rechtsgelehrter.

2) Karl Justus von Gruner (1777—1820), der Berliner Polizeidirektor, später Generalgouverneur des Nieder- und Mittelrheins, einer der heftigsten Gegner Napoleons, der mit Stein im Bunde die gefährlichsten Pläne gegen ihn schmiedete. Die französische Polizei war auf seine Tätigkeit aufmerksam geworden, man hatte seine

dein, Ypsilanti[1]) in Munkacs mögen sich da nicht am besten befunden haben. Alle Festungen, welche in Sumpfebenen liegen, deren Cachots kalte Steinmauern einfassen, sind Gräber. Dazu noch faules Wasser, rohe Behandlung und Mangel an Bewegung in freier Luft und die allgemeine Kerkerkrankheit, die Wassersucht, kann nicht ausbleiben. Was man von Festungsgefängnissen im Auslande sieht, ist jedoch auch nicht das Beste, obgleich man nur das Beste davon zu sehen bekommt. Das ekelhafte Geräte, die widrige Kost, in der Habgier Händen entartet, auch der Schmutz sind an sich schon unerträgliche, fressende Übel; Entziehung des Lichts in den Winterfinsternissen aber zwecklose Grausamkeit. Dem Einsamen wird die Lampe ein lebendes Wesen, ein mit ihm gemeinsam sich verzehrender Gefährte; ein Blick in das Licht erfrischt wunderbar die Seele. Staatsgefangene verstehen sich freilich selten darauf, das

Geheimschrift entdeckt und war von Paris aus im Begriff, seine Auslieferung zu fordern, als das österreichische Kabinett, rechtzeitig gewarnt, dem zuvorkam und ihn, um ihn zu retten, verhaften (am 22. Aug. 1812) ließ und nach Peterwardein brachte, wo er ein volles Jahr bei sonst freundlicher Behandlung gefangen saß. Varnhagen von Ense (s. Denkwürdigkeiten, Lpzg. 1843, 2. Bd., S. 362) sagt, daß Gr. in der Folge dies Begegnis als eine Wohltat anerkennen müssen hat, aber doch eine bittere Erinnerung dabei behielt, welche der erste Eindruck in ihm hinterlassen hatte (s. Allg. deutsche Biographie; vgl. auch den Artikel „Stein und Gruner in Österreich" in „Aug. Fournier, Historische Studien und Skizzen, III. Wien u. Leipzig, 1912").

1) Fürst Alexander Ypsilanti, geb. 1783, welcher als Flügeladjutant Alexanders I. in der Schlacht bei Leipzig einen Arm verloren hatte, stellte sich nach dem Wiener Kongreß an die Spitze der griechischen Freiheitsbewegung, verlor aber 1821 gegen die Türken seine erste und einzige Schlacht, worauf er nach Österreich flüchtete. Die österr. Regierung sperrte ihn aus Gefälligkeit gegen Alexander I. in Munkacs ein, von wo er erst im Jahre 1827 freikam. Durch die Kerkerhaft gebrochen starb er bereits 1828 in Wien.

Unvermeidliche zu tragen oder erschöpfen sich in Prätensionen, nach welchen die Zelle des Büßers bald einer chambre garnie in nichts nachstehen würde, als in dem Schloß ohne Schlüssel. Unseliges Los des Kerkermeisters, der unmenschlich hart werden muß, um nicht fortwährend der Hintergangene zu sein! Er hat es mit Gegnern zu tun, die alle Schärfe des Witzes, die Fülle ihrer Erfindungsgabe, die vereinigte Macht ihres Verstandes und aller ihrer Fähigkeiten andauernd auf den einen Zweck, den Übergriff nach der Freiheit, richten und so über ungeheuere Mittel gebieten.

Der Beamte, der mich bei einem späteren Besuche Brünns durch die Gefängnisräume des Spielberges[1]) führte, kam in dieser Beziehung auf eine Angelegenheit zu sprechen, welche zwar nicht ganz delikat, aber dem Stärksten zur Seite gestellt werden kann, was jemals der Art in Kerkermemoiren geleistet wurde.

Ein Staatsgefangener von Wichtigkeit sollte auf dieser Festung bis zur Auslieferung an die beteiligte Macht aufbewahrt und streng bewacht werden. Da er sich bereits als ein zu Intrigen ungewöhnlich befähigter Mensch bewiesen hatte, wurde er bei seiner Ankunft der schärfsten Visitation bis auf den bloßen Leib unterzogen, in ein Cachot neben der Wachstube, dessen Fenster bis auf eine handbreite Mauerspalte vermauert worden, gebracht und daraus alles entfernt, was nur irgend als Mittel oder Werkzeug mißbraucht werden konnte. Der nach Anbruch des anderen Tages vom Schnarrposten abgelöste Soldat meldet, daß der Arrestant soeben, die Hände durch die Mauerspalte streckend, ihm einen Brief zur Bestellung und eine Hand voll Dukaten habe aufnötigen wollen. Sogleich beginnt

1) Im slawischen Altertum stand hier der Tempel des Peho, des Donnergottes (Note d. Verf.).

eine umständliche Untersuchung und in der Tat finden sich die Goldstücke im Strohsack. Der Arrestant erhält nun einen Unteroffizier auf die Stube zur sorgfältigsten Aufsicht, erkrankt aber am dritten Tage; ein Durchfall erfolgt, und das Festungskommando gestattet dem Arzt, den unter diesen Umständen notwendigen Apparat in das Cachot zu schaffen. Dieses an sich ganz unverfängliche Möbel wird jetzt der Vermittler der gefährlichsten Umtriebe. Die geheime Korrespondenz des Staatsgefangenen schleicht sich mit den Abgängen der Krankheit nach der Kloake durch, wo sie von der einverstandenen Person, welche dem Arrestanten unsichtbar folgt, aufgefischt wird. Auch diese List wird entdeckt, das unzuverlässige Möbel beseitigt, der Kranke am ganzen Leibe ärztlich, man könnte sagen: anatomisch, visitiert, die ganze Stube umgestürzt und durchspäht und zwei Unteroffiziere dem Übergefährlichen in den Nacken gesetzt. Da findet der Arzt, unerhört! als er das Bett des Kerkerkranken verlassen, in seiner Brusttasche einen chiffrierten Brief mit der Bitte, diesen zur Post zu bestellen und — zwanzig Dukaten. Verzweiflung ergriff den Kommandanten und das Aufsichtspersonal, welches indes durch einen fremdländischen Kommissär bald darauf von dem unheimlichen Gast befreit wurde.

Auf die scheußliche lichtlose Kellerhaft hat die Justiz zivilisierter Staaten, wie Deutschland, Frankreich, England, Schweden, wohl verzichtet, aber im Angesichte dieser hellen Zeiten ist das Gefängniswesen noch allenthalben eine sehr dunkle Partie. Der Geist der österreichischen Kriminaljustiz ist ein menschenfreundlicher, billiger. Vom Kodex zum Spruch mäßigt angemessene Rücksicht, Gnade, die Strenge des schon an sich milden Gesetzes. Aber bei Anwendung der Strafe verirrt sich zuweilen der schöne Familienzug der Humanität in willkürliche, zur verwerflichen Vergeltungs-

methode übergreifende Härte; eben bei Staats- oder solchen Gefangenen, über welche die Staatspolizei verfügt, wodurch diese erst zu recht gefährlichen Feinden werden. So lange sie leiden, beschäftigt ihr Schicksal in bedenklicher Weise die Phantasie der öffentlichen Teilnahme, von welcher die Übermacht stets in contumaciam verurteilt wird. Werden sie frei — was doch einmal geschehen muß, nachdem die Oublietten abgeschafft sind — so nehmen sie die Erinnerung an erlittenes Unrecht, mindestens an erduldetes Unglück mit, was in die Seele jedes Menschen eine nicht zu beschreibende Bitterkeit, einen grollenden Verdruß senkt, werden dann jedenfalls schlimme Ankläger, und man kann sich noch Glück wünschen, wenn sie es öffentlich werden; denn für die Verbreitung und Fortpflanzung von Meinungen und Sympathien gibt es ein noch wirksameres Mittel als die Presse: die Tradition 1).

1) Sollte Lafayettes 1) kalte Abgunst nicht so ein Nachschauer des Kerkerfiebers gewesen, und der Groll in die „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" 2) nicht zum Teil von Erinnerungen an den Spielberg übertragen sein? (Not. d. Verf.)

1) Marie Josef Paul Roch Yves Gilbert Motier, Marquis von Lafayette (1757—1834), der berühmte französische Staatsmann und General, den die Österreicher von 1792—1797 in Olmütz gefangen hielten.

2) Die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 3 Abteil. Jena, 1841—44, gr. 8°" sind von Josef Freih. von Hormayr zu Hortenburg und nehmen gegen die österreichische Regierung Stellung. Hormayr, ursprünglich österr. Historiograph, war am 7. März 1813 verhaftet worden und saß bis 12. Juli 1813 in Munkacs, sodann auf dem Spielberg (s. Lebensbilder l. c., IV, S. 511 ff.), angeblich weil er sich an der Gründung des sogenannten „Alpenkönigreiches", an dessen Spitze Erzherzog Johann stehen sollte, beteiligt hatte. Hormayr, der früher ein getreuer Diener der Reaktion in Österreich gewesen war, fiel später ab und begab sich in bayrische Dienste.

Als ich den Spielberg besuchte, büßte Graf G—i 1), den ich 2) zu Mailand, vom silberbelasteten Lakaienschwarm umgeben, einen Riesen des Glücks, verlassen hatte, den beabsichtigten Hochverrat in schwerer, verschärfter Haft. Alles haßte den Hassenden; er saß im Gefangenenkittel und eben verauktionierte man seine mitgebrachten Kleider. Da keine Engländer zugegen waren, ging eine Kaschmirweste für einen halben Gulden an mich weg. Das Wams, unter dem das Herz des Karbonarihäuptlings geschlagen, schwatzte mir später eine reizbare Patriotin ab und schuf sich daraus — ein Nadelkissen. Das sieht nun aus wie eine gemachte Parabel, aber das Leben ist an schneidenden Ironien fruchtbarer als die Dichtung.

Das Gefängniswesen eines Landes kann billigerweise nicht nach dem beurteilt werden, was ihm das 18. Jahrhundert davon hinterlassen, sondern nach dem, was die

1) Es kann nur Graf Friedrich Confalonieri aus Mailand gemeint sein, der am 13. Dezember 1821 wegen einer Verschwörung gegen die österreichische Herrschaft in der Lombardei verhaftet worden war. Er hatte nicht entfliehen wollen; auch jetzt noch unerschüttert, bekannte er, was er alles gewirkt hatte, rühmte sich dessen und wurde am 9. Oktober 1823 endlich mit fünf anderen Vornehmen zum Tode verurteilt. Man sah das Urteil als eine persönliche Rache Kaiser Franzens an Mailand für seinen stolzen Haß und zugleich als Äußerung seines Hasses gegen wahrhaft adeliges Wesen an. Gräfin Confalonieri, die in Wien um Gnade flehen wollte, erfuhr Ende 1823, daß der Kaiser dem Vater des Grafen erklärt hatte, er könne dem Sohn das Leben nicht schenken. Schließlich wurde doch das Todesurteil in lebenslängliches Gefängnis am Spielberg umgewandelt. Nach Franzens Tod wurde der Graf begnadigt und starb im Kanton Uri in der Schweiz im Jahre 1846 (s. Herm. Reuchlin, Geschichte Italiens usw. Leipzig, 1859, I, S. 202 f.; Ottinger, Moniteur des dates).

2) Daß Schönholz vor 1821 in Mailand gewesen sein sollte, ist kaum glaublich und scheint bloße Ausschmückung zu sein.

Regierung in den letzten Dezennien dieses Jahrhunderts daran gebessert, hinzugetan hat. Als die Spolierwut Bonapartes sich auch am Grätzer Schloß versuchte[1]), legte die Explosion die unterirdischen Kerker, schwarze Kammern 8 Fuß im Gevierte, bloß, darin meist Menschen lebendig begraben wurden. Einst, aber wann? In Massen zog das Publikum hinauf, sich am schrecklichen Anblick zu weiden. Und an den Palästen der einsamen Haft, dieser entsetzlichen Erfindung, Amerikas würdig, geht es jetzt, die Fortschritte der Zivilisation bewundernd, vorüber! Möge Österreich hier nicht aus der Scylla in die Charybdis geraten, und diesen Fortschritt in das Pönitentiar- und — Pietisten-System weise und menschlich vermeiden!

1) Nach der Besetzung des Schloßberges in Graz im Jahre 1809 durch die Franzosen, stellten diese die beschädigten Festungswerke her und errichteten neue. Der Friede von Wien (14. Okt.) aber räumte ihnen das Recht ein, die Zitadelle von Graz zu sprengen, was vom 16. November bis Ende Dezember 1809 durchgeführt wurde, nur für den Uhr- und Glockenturm erbaten sich die Bürger Gnade (s. Fr. Ilwof u. Karl F. Peters, Graz, Geschichte u. Topographie usw., Graz, 1875, S. 238). Schönholz dürfte bald danach (1810) in Graz gewesen sein (s. Einleitung, S. XX).

*

Elfter Abschnitt

1. Kirche, Sitte, öffentliche Meinung. — 2. Fortsetzung. — 3. Konfessionelle und dramatische Studien.

Die religiösen Zustände, wie sie unsere Zeit bewegen und einen stets wachsenden Einfluß auf Staats- und Volksleben gewinnen, lassen sich zunächst auf die Idee der „heiligen Allianz" zurückführen. Als diese auftrat, hatte Religion in der politischen und bürgerlichen Welt beiläufig dieselbe Bedeutung wie der Galvanismus in der physischen: es schien gleichgültig, ob sie sei oder nicht. Die Mehrzahl gestand ihr vielleicht den Wert einer politischen Experimentalkraft zu, welche für den Augenblick immerhin an dem toten Frosch der öffentlichen Sittlichkeit versucht werden könnte. Die Verkündung eines Bündnisses, vermöge welches drei mächtige Souveräne gewissermaßen sich das Monopol dieser Kraft beilegten, würde unter den Staatsmännern Europas ernste Bedenken erregt haben, hätte der Aachener Kongreß 1) nicht die Tatsache der heiligen Allianz zu einem Theorem des allgemeinen Staats- und Völkerrechts erhoben. Mit dem Vertrage: daß fortan alle Politik den Anforderungen des Christentums entsprechen müsse, ging die sittliche Idee des Bundes erst aus dem nebulosen Gebiet der Gemütsträumerei in Klarheit auf den Boden der Staatsraison über,

1) Im Jahre 1818.

und wer jetzt nicht völlig blind war, konnte einsehen, daß es sich hier nicht um das Cadeau der Frau von Krüdener oder eine diplomatische Erfindung handele, sondern daß das Axiom, wozu man sich nunmehr allgemein bekannt hatte, nur das seit achtzehn Jahrhunderten geoffenbarte Grundgesetz der Staatenwelt sei. Allein niemand ahnte die praktischen Folgen dieses Bekenntnisses.

Mit der Tatsache, daß ein orthodoxer, ein schismatischer und ein protestantischer Fürst sich zum „heiligen" Bunde die Hände reichten und die übrigen Fürsten Europas sich dem Prinzip dieser Tatsache anschlossen, war von Seiten der weltlichen Mächte das wechselseitige Zugeständnis einer Parität unter den verschiedenen in ihren Reichen vorherrschenden Religionsformen gemacht und gewissermaßen die Suprematie des Staats über die Kirche ausgesprochen. Das große Publikum fand allenthalben großen Gefallen an diesem Fortschritt, allein die Kirche — oder richtiger gesagt: die Kirchen konnten keinen daran finden. Der Petersburger Synod wollte sich gewiß nicht mit dem Berliner Generalkonsistorium, noch weniger die römische Kurie mit diesem und jenem in eine Parallele gestellt wissen, und es lag in der Natur der Sache, daß die Kirchen, sobald sie sich durch die politische Nichtbeachtung ihrer Unterschiede bedroht glaubten, diese nur um so schärfer herauszukehren strebten. Dabei stützte sich das römisch-katholische Prinzip auf die Tradition, das protestantische auf die Philosophie, das griechisch-katholische auf die Geschichte, und sie alle in letzter Instanz je auf Jesuitismus, Radikalismus, Despotismus — denn jedes für seinen Teil suchte, sich selbst auf die Spitze treibend, das andere zu überbieten. In diesem ziemlich einfachen Prozeß liegt der Schlüssel zu allen Erscheinungen, welche das letzte Lustrum auf diesem Gebiete erzeugt hat. Der Staat will die schroffen Unterschiede nicht

aufkommen lassen — denn im allgemeinen will er noch heute, wozu er sich vor zwanzig Jahren bekannt hat; die Kirchen dagegen wollen ihre Eigentümlichkeiten möglichst schroff geltend machen — denn sie wollen heute noch, wozu sie sich ursprünglich ausgerüstet haben. Dieses Ringen bewegt unsere Zeit, und nachdem man sogar versucht hat, die Naturnotwendigkeit eines überhaupt „christlichen Staats" theoretisch zu begründen — das heißt: beweisen, daß der Wald aus Bäumen bestehen müsse — fängt man bereits wieder an, den alten Kohl von „katholischen", „protestantischen" Staatsprinzipien aufzuwärmen, damit die schöne und erhabene Idee, welche der Aachener Kongreß zu Protokoll nahm, gerade in das Gegenteil ausschlage!

Die Stifter des heiligen Bundes haben bereits vor dem ewigen Richter Rechenschaft gegeben; allen dreien wird, was ihre edle Gesinnung, ihren redlichen Willen betrifft, dort ein gleiches Guthaben an dem Heil der Welt angeschrieben worden sein. Und doch: wie verschieden ist die Aufgabe hier auf Erden von ihnen aufgefaßt worden? Alexander erfaßte sie mit aller Wärme und Unbestimmtheit des modernen Chiliasmus — blühendes Schlingkraut weltbürgerlicher Anschauungen und mystischer Beschaulichkeit. Sein nicht von Eitelkeit freies aber großes Herz strebte nach Größe durch Güte; von den Verhältnissen hochgestellt, schmeichelte schon seinem Ehrgeiz, durch Bescheidenheit zu glänzen. Ludwig XIV. würde sich zum Gott, Peter I. zum Stellvertreter Gottes auf Erden erklärt haben — Alexander dachte sich etwa als erster der Erzengel, die im Dienste des Weltgeistes die Himmelsstürmer in den Abgrund gestürzt und jetzt berufen wären, das tausendjährige Reich Christi unter den Menschen aufzurichten. Sein lebhafter Geist ergriff diese Idee mit dem Jugendfeuer einer schönen Seele, welche sich selbst täuscht über die

Bildungsfähigkeit des vorhandenen Stoffes wie über die Wirksamkeit der ergriffenen Mittel. Das aber ward er sich gewiß deutlich bewußt, daß auf dem Isolierschemel eines Oberbischofs der russischen Kirche nicht der Standpunkt sein könne für eine solche Mission. Der geistlose Kultus des Griechentums konnte seiner Bildung, die kahle protestantische Form seiner begehrlichen Einbildungskraft nicht zusagen, und er würde sicherlich, in die Alternative versetzt, den römischen Katholizismus gewählt haben — aber dann hätte Rom auch nicht Rom sein müssen; sondern der Sitz eines bloßen Primaten, etwa eines gallikanischen Systems im Sinne Laharpe's[1]). In dieses Dilemma eingezwängt, bot die eklektische Richtung in Glaubenssachen die möglichst freie Vermittlung zwischen dem inneren Bedürfnis und den Verhältnissen der Außenwelt. In dieser Richtung die leitende Idee des heiligen Bundes in Tatsachen deutlich zu machen, erging nun eine Reihe von exemplarischen Handlungen, wodurch der Grundsatz: jede Form der Andacht sei gleich gut, und nichts gut ohne Glauben, als Symbol für das innere Leben der Völker, diesen anempfohlen werden sollte. So sah in Preußen die Abendmahlshandlung, in Österreich die Messe den kaiserlichen Patriarchen, der selbst in diesen Angelegenheiten jene „glücklichen Einfälle" nicht verschmähte; z. B. zu Teschen, wo auf der Heimreise der Zar den Pfarrer am Altare überraschte, hinkniete und — es war sein Geburtstag — um den römischen Segen bat. In Wahrheit! solche Unbefangenheit war herzgewinnend, allein eine schneidende Dissonanz für das spezifische Russentum, bedenklich für den „dirigierenden

1) Jean Franç. Laharpe (1739—1803), französischer Dramatiker, Schriftsteller und heftiger Parteigänger der Revolution, als welcher er namentlich gegen die römisch-katholische Kirche deklamierte.

Synod", und griff wohl störend in des wohlmeinenden Fürsten letzte Regierungsepoche ein.

Von dieser Schmiegsamkeit und Federkraft des Gemüts fand sich nicht die Spur im fast antik-einfach zugeschnittenen Charakter Friedrich Wilhelm III.; im hohen Grade ebenso achtungswürdig als jener liebenswert. Umwogt von den rationalistischen Prätensionen seiner Staatsphilosophen, steuerte er das Kirchenschiff mit fester Hand und ließ die Tritonen blasen; denn dies begünstigte seine Fahrt nach dem Hafen der Union. Erz-christlich, indes durchaus protestantisch von Gesinnung, uniform aus Geschmack und Pünktlichkeit, behandelte er die religiösen Dinge, unbekümmert um das wenig Lenkbare des Prinzips, wie eine Heerschar im Dienste des Ewigen, ordnete ihre Richtungen nach der Linearperspektive wie die breiten Straßen seiner Residenz, übersichtlich für die Verwaltung, nämlich für das Volk, und was andersgläubig das Bürgerrecht erlangt hatte, mochte frei nach eigenem Geschmack sich erbauen — in den Vorstädten. Diesen schlichten, für Überschwenglichkeiten und koketten Prunk äußerst sensiblen Geist, stieß der römische Ritus ab, wie sehr er sich auch Gewalt tat, dies zu verbergen. Wohl entschloß er sich auf dem Kongreß zu Aachen, in Gesellschaft seiner gekrönten Bundesgenossen dem Gottesdienste im Dom beizuwohnen; als aber der Propst ihm das mit Perlen gestickte Kleid des wundertätigen Marienbildes zeigte, entsetzte er sich beinahe, sagte mit gewohnter Kürze: „Schön Zeug, schön Zeug", und wandte sich schnell seitwärts ab, sichtbar widrig berührt wie von Abgötterei. So konnte Friedrich Wilhelm III. die „heilige Allianz" nur als christliche Trias auffassen, wobei er, der dritte im Bunde, lediglich Vertreter des dritten und jüngsten und deshalb vollendetsten kirchlichen Moments 1).

1) Nachdem dieser in Religionssachen determinierte Herr auf die

Wie Kaiser Franz, als apostolische Majestät, seine Stellung im christlichen Fürstenbunde beurteilte und beurteilen mußte, ist nicht schwer zu deuten. Seine Frömmigkeit war die eines braven, im verständigen Katholizismus erzogenen Mannes, mit einem Anflug historischer Befangenheit. Zwischen seine Unparteilichkeit in Glaubenssachen und den Protestantismus drängte sich das Andenken blutiger Geschichten. Lieben mochte er die Evangelischen nicht — ein alter Staats-

Notifikation des Herzogs von K. wegen Übertritts zur katholischen Kirche — welche Kaiser Franz unbeantwortet ließ — sehr ungnädig reskribiert, belobte er später den Fürsten Salm-Salm wegen seines Übertritts zur protestantischen Kirche: „Sie haben dadurch mancher traurigen Erfahrung unserer Zeit ein bedeutendes Gegengewicht gegeben, daß man Ihnen nur Glück wünschen kann." Noch einige Jahre später beurkundete diesen speziell evangelischen Geist in seinem Verhältnis zur griechischen Kirche ein Vorfall bei Einweihung der Alexandersäule zu St. Petersburg. Als nämlich alle versammelte Zehntausende: Hof, Stab, sämtliche Garnison und Zuschauer auf die Knie fielen, blieben die fünf Offiziere der preußischen Deputation allein aufrecht stehen. Einer von ihnen wollte sich schon niederlassen, als sein Hintermann ihn eben noch zu guter Zeit anstieß. Diese Haltung war allerdings protestantisch, allein in Petersburg fand man, entrüstet, sie weder diplomatisch noch schicklich; in Wien wurde sie belacht; in Berlin sehr angemessen befunden. Solche kleine Geschichten proklamieren am treuherzigsten das Wesen der historischen Tatsachen (Not. d. Verf.). — Mit dem Herzog von K. ist jedenfalls Herzog Friedrich IV. von Sachsen-Coburg-Gotha gemeint, der 1817 konvertierte, es käme sonst nur noch der Herzog Ferdinand von Anhalt-Cöthen in Betracht, der 1825 konvertierte (s. Wetzer u. Welter, Kirchenlexikon sub Convertiten), indessen war es nur gebräuchlich, den ersteren kurzweg den Herzog von Coburg (Koburg) zu nennen. — Constantin Fürst Salm-Salm (1762—1828), einer der besten unter den kleinen katholischen Fürsten des Reiches, wie ihn E. Vehse (Gesch. der kleinen deutsch. Höfe. Hbg., 1858, 41. Bd. S. 34 ff.) nennt, trat im Jahre 1826 mit seiner Gemahlin in Stuttgart zur evangelischen Kirche über, eines der seltenen Beispiele fürstlicher Konversionen zum Protestantismus in neuerer Zeit.

grundsatz lehrte ihn, das negativ wider die alte Kirchenautorität gekehrte Prinzip als ebenfalls wider die alte Staatsordnung streitend zu betrachten. Allein, jede vollendete Tatsache anerkennend und Religiosität überhaupt als die verläßlichste Stütze der geselligen Verhältnisse unter allen Umständen zunächst fordernd, schätzte er akatholische Geistliche von Ruf und bewährter Anhänglichkeit nicht minder als gute Priester. Was nur das Bestehende und die langen Fäden, womit er die Dinge zu leiten gewohnt war, nicht streifte, dem gestand er ein unanzufechtendes Recht der Existenz zu, gleichviel ob es sich auf das rechte Recht oder nur überhaupt auf ein Recht berufen konnte. Wie er nun, die Dinge empirisch nehmend, die geschichtliche Gliederung des nunmehr kirchlich Bestehenden vorzugsweise im Auge behielt und allenthalben wo er einer Sache oder Person gewiß sein wollte, auf das Element der Religion als den Urgrund aller Staatswohlfahrt und Bürgertugend bohren ließ — wie er auch oft ein zu großes Gewicht auf die formalen Bedingungen dabei legte und häufig von Scheinheiligkeit sich täuschen ließ — wie man endlich selbst sein Herz in frömmelnde Kombinationen zu verstricken wußte: so sah man ihn doch immer einen gewissen lichten Punkt festhalten, bis wohin und nicht weiter solche Einflüsse sich wagen durften.

Um den Kindern Namen zu geben, mögen die beiden religiösen Strömungen, welche sich damals zu Füßen des Thrones kreuzten und — wie heute noch — Staats- und Volksleben entzweiten, die „strenge" und die „laxe Observanz" heißen. In den ersten Jahren fand jene in des Burgpfarrers Zeitschrift 1), diese in den „Oelzweigen" 2) einen lite-

1) Theologische Zeitschrift. Wien, b. Geistinger, seit 1812 (s. E. V. Zenker, Gesch. der Wiener Journalistik von den Anfängen bis z. J. 1848. Wien usw. 1892, S. 155).

2) Die „Olzweige", gedruckt bei den Mechitaristen in Wien und redigiert von Ant. Passy, erschienen von 1819—1823.

rarischen Tummelplatz. Je stiller es später hier wurde, um so lauter entbrannte der Kampf im gemeinen Leben. — An der Spitze der „Strengen" focht, unter dem Schild erlauchter Personen, mit Beihilfe einiger Dignitarien, eben dieser vielbesprochene Hofburgpfarrer Frint. Sein Kortege bildeten kleine Minoritäten des Klerus und höheren Adels; von Klostergeistlichen etwa die Franziskaner und Schotten. Die überwiegende Mehrzahl der Weltgeistlichkeit, des Adels, der Staatsbeamten und neunundneunzig Prozent der anderen Stände bestand auf der „laxen Observanz". Diese Richtung hatte kein sichtbares Oberhaupt; denn der aufgeklärte Mölkerabt Reyberger 1), dem Namen nach Primas von Oesterreich, war klug genug, aus dem sicheren Hag wissenschaftlicher Tätigkeit nicht auf den schlüpfrigen Fechtboden herauszutreten. — Eine neutrale Fraktion, welche wohl erkannte, daß Kirchenzucht und Volksgläubigkeit manches zu wünschen übrig ließen und bloß aus Gespensterfurcht vor dem Revenant der Jesuitengesellschaft sich gegen die zügelnde Macht der orthodoxen Partei stemmte, verehrte in dem neunzigjährigen Fürstbischof von Wien gewissermaßen wie in einer allegorischen Person den Ausdruck ihrer Ansichten. Graf Hohenwarth 2), des Kaisers einstiger Leh-

1) Anton (Karl) Reyberger, geb. am 21. Januar 1757 in Gellersdorf, studierte in Wien, trat ursprünglich in den Jesuitenorden ein und nach dessen Aufhebung in das Benediktinerkloster Melk, wo er 1774 eingekleidet wurde. Nachdem er daselbst als Lateinprofessor gewirkt hatte, wurde er im J. 1788 an die Wiener Universität berufen, wo er bis 1810 die Kanzel der Moraltheologie inne hatte. In diesem Jahre wurde er zum Abt von Melk erwählt, welche Würde er bis zu seinem am 3. Oktober 1818 in Wien erfolgten Tod bekleidete. Er hat sich sowohl auf dem Gebiete der katholischen Literatur, sowie durch sein tolerantes Wirken als Abt viele Verdienste erworben (s. Ign. Frz. Keiblinger, Gesch. d. Benediktiner-Stiftes Melk. Wien, 1851, I, S. 1078 ff).

2) Sigismund Anton Graf von Hohenwarth (1730—1820),

rer, ein kleiner, etwas verwachsener, vom Alter gekrümmter Herr, sanft, wohltätig, duldsam, hatte den Priesterstand und das Kirchentum mehr von der wissenschaftlichen und administrativen, als von der pastoralen und politischen Seite behandelt, welche jetzt der Hofburgpfarrer und Beichtiger des Kaisers mit allen ihm, so nahe an der Quelle, zu Gebote stehenden Mitteln zu beleben strebte. Hohenwarth hatte mit bescheidener Klugheit die Schwächen der Gesellschaft und gewisse der geistlichen Bevormundung durchaus widersetzliche Bildungsstufen zu schonen gewußt; Frint, reizbar und eifrig, brannte, den Volksgeist zu läutern, zu lenken. Eine sehr nachteilige Operation, wenn sie zu halben Maßregeln greift — und gewöhnlich lassen nur solche sich durchführen — oder gar fehlschlägt. Ein hartnäckiger, schnöder Widerspruch ist dann unabwendbar, und hat dieser erst sich eine Dialektik gebildet, so treibt er im Volksgeist den angetasteten Gegensatz leicht auf die Spitze. — Frint hatte Recht — er hatte in Thesi Recht, das ist nicht zu leugnen; praktisch ist sein System durch den Erfolg widerlegt worden. Mit der zunehmenden Altersschwäche des Erzbischofs stieg seine Bedeutung. Dieser, stündlich seine Abberufung vor den ewigen Richter erwartend, ließ den Dingen ihren Lauf. In der uralten Staatskarosse, von zwei lahmen Rappen, mit roten verschossenen Stirnquasten, gezogen, auf dem zitternden Bock der ebenfalls vom Alter gekrümmte Leibkutscher, erkannte man kaum noch die eingesunkene Gestalt, und niemand zog mehr den Hut vor dem Schatten des

Fürsterzbischof von Wien, ursprünglich Jesuit, 1761 Präfekt im Theresianum, von Maria Theresia zum Lehrer der vier ältesten Prinzen Leopolds von Toskana berufen. Seit 1792 Bischof zu Triest, wurde er 1804 zum Erzbischof in Wien ernannt. Seine Milde und Versöhnlichkeit, sowie Liebe für Wissenschaft und Kunst werden von seinen Biographen gerühmt.

würdigen Kirchenfürsten, dessen geschwächtes Gesicht ihm die demütigende Wahrnehmung dieses Wechsels ersparte. Gewohnt, der Ehrfurchtsbezeigung des Publikums mit dem Zeichen des Kreuzes zu danken, erhob er, so oft, wo er fuhr, auf der Straße sich Zweie grüßten, sogleich die segnende Hand. Nichtsdestoweniger betrauerte seinen Tod lebhaft das Wiener Publikum — um so lebhafter, als ihn der Burgpfarrer überlebte. — Sicherlich ist die öffentliche Meinung diesem zu nahe getreten; hat ihm Absichten untergelegt, Einflüsse zugeschrieben, die er vielleicht nicht gehegt, nicht besessen. Es ist nun einmal ein unaustilgbarer Argwohn, leider! gegründet auf geschichtliche Tatsachen, daß außerordentlicher Machtbesitz und Mißbrauch der Macht unzertrennlich seien.

Hohenwarth hatte mit einem Zeitgenossen von sehr verschiedenem Charakter, dem von Hormayr oft gehudelten Minister Thugut 1), das ähnliche Schicksal gehabt, kurz vor seinem Tode aus dem Bette zu fallen und dadurch das Entweichen der Lebenskraft zu beschleunigen. Nach seinem Tode hatte er das Schicksal, von einem Zeitgenossen von sehr verschiedener Gesinnung ersetzt zu werden. Der Salzburger Bischof, Graf Firmian 2), bestieg den erzbischöflichen Stuhl der Metropole. Nun hat der Wiener die Gewohnheit, sich die Zukunft mit einer gewissen zweifelsüchtigen Resignation zu verleiden. Wenn man ihn auf einen Wechsel der Sachen und Personen vertröstet, erteilt

1) Franz Maria Freiherr von Thugut (1736—1818), der berüchtigte österr. Minister der auswärtigen Geschäfte und Anwalt der Reaktion.
2) Leopold Max Graf Firmian, geb. zu Trient 1766, war Domherr in Salzburg und Passau, seit 1797 Weihbischof in Passau, nach des Grafen Colloredo, Erzbischofs von Salzburg, Tode, seit 1818 Administrator dieses Erzbistums, bis ihn Kaiser Franz im Jahre 1822 als Erzbischof von Wien berief, welche Stelle er bis zu seinem Tod am 29. Nov. 1831 einnahm.

er in der Regel zur Antwort: „daß selten etwas Besseres nachkommt"; und diesmal sollte er recht haben. Zwar machte der Oberhirt einen schönen Anfang mit Kirchenvisitationen und der Beseitigung anstößiger Zerrbilder; allein dieser Eifer erkaltete bald und schlug in die entgegengesetzte Richtung um. Längst abgelegter altertümlicher Prunk erschien wieder bei Umzügen und Wallfahrten — das ließ sich die Schauluft gefallen; daß der Erzbischof selbst aber dabei im Tragsessel, in einer Art von römischem Palankin, erschien, erregte großes Mißfallen. Dazu kam, daß Firmians Gestalt eine große Ähnlichkeit mit Karl X. hatte, und in der Tat vergriff er sich auch an Staatsstreichen. Unerwarteter und nicht minder aufreizend im Erfolg als die berüchtigten Ordonnanzen, erging eine neue strenge Fastenordnung — ein Faustschlag auf den Magen — und selten mag ein Edikt in Österreichs Residenz die öffentliche Meinung so tief verletzt haben. Es verstieß gegen die Verhältnisse von Arm und Reich, die bürgerlichen Gewohnheiten und Gewerbe, kam niemandem gelegen, als einem Häufchen Kurzsichtiger und den Spöttern. Wer das Wiener Leben einigermaßen kennt, wird sich eine Vorstellung machen können, wie der geistliche Befehl: an öffentlichen Orten die Fleisch- und die Fastenspeisen ja an besonderen Tischen zu reichen, von einer zu asketischen Übungen so wenig gemachten Bevölkerung aufgenommen, kommentiert und befolgt wurde! Wenn irgend etwas geeignet ist, die Kirche und ihre Diener in Mißkredit zu bringen, so sind es solche Mißgriffe. „Es gibt ein größtes Übel — sagt Jesus Sirach — und das ist Unverstand." In öffentlichen Angelegenheiten betrifft dieses Übel weniger den Mangel an Sachkenntnis, als das Verkennen der Menschen und dessen, was man der Mehrzahl zumuten darf. Aber daß in veränderter Zeit, bei anders gemischten Elementen die äußeren

Bedingungen des Glaubens auch ihre den Zuständen angemessene Berücksichtigung fordern, das leider! haben unsere Orthodoxen niemals verstanden und daher die allerlei seltsamen, den Widersetzlichen verdächtigen Auskunftmittel, mit welchen von isolierten Observatorien herab gegen die durchaus verkannte Natur der Dinge gekämpft und gewirkt werden soll und die, weil sie in kleinen Kreisen erprüft und passend befunden wurden, auch in den großen zureichend vorausgesetzt werden; daher immer nichts fruchten. — Die im Friedensschlummer eingesunkene Welt, ihrer Ideale und fast jedes öffentlichen Interesses beraubt, hätte für geschickte, schonende Hände vielfach bildsamen Stoff dargeboten; sie würde aus der schwülen, verdunkelten Atmosphäre des politischen Tages, vor der mattherzigen Schöngeisterei, sich in die geläuterte Form der Kirche, wie in ein blühendes Asyl geflüchtet haben. Die zeremoniellen Überschwenglichkeiten, der supernaturalistische Schwulst imponierte vielleicht einem Vierteil; ein zweites Vierteil sehnte sich nach verständig dargebotener geistlicher Speise, welche die Ultras von den Kanzeln zu verdrängen strebten; ein drittes Vierteil wandte sich vom Zelotismus angeekelt gänzlich von der Kirche ab, welcher das vierte Vierteil schon nicht mehr angehörte. Die Gotteshäuser blieben allerdings nicht leer, denn der Mittelstand folgte seiner modischen Andacht, seinem Schaugelüste nach schmuckvollen Pontifikalien, seinen Toilettenmessen, dem Ohrenkitzel dithyrambischer Predigten. Abbé Werner war tot, indes seine Nachahmer lebten. Hätten die Ultras sich statistische Rechnung legen und ermitteln können, was sie dem Glauben, verschwenderisch mit Äußerlichkeiten, vergeudet und was sie an ungeheuchelter Religiosität damit gewonnen hatten, da würde eine kleine Summe Armer, Dienstboten, eine Minorität minderer Leute und ein Häufchen aus den höchsten Ständen

übriggeblieben sein — Elemente für Aussaat und Ernte wahrer Sittenreinheit von dem geringsten allgemeinen Wert. Aber diese Partei — sie mag es immerhin gut gemeint haben — ermaß nur das Terrain, was sie auf der einen Seite erobert, ohne das ungeheuere Gebiet, was sie von sich unwiederbringlich abfallen machte, anders zu kennen, als auf der Landkarte ihrer chimärischen Voraussetzungen.

Kaiser Franz ist von dieser Partei vielfach behelligt worden und seine Stellung wird in dieser Beziehung nicht so ganz leicht gewesen sein. Die sittliche Tendenz der heiligen Allianz und des Aachener Konkordats ist in diesen Wühlereien und Krämpfen untergegangen, und anstatt eines im Schoße des Christentums ruhenden Völkerverbandes, bietet Europa heute den Anblick von einer Menge kleiner und größerer Religionskriege dar. Die Orthodoxen sagen: die Philosophie und der Radikalismus haben dies verschuldet. Es sei! aber die Art, wie man diesen widerstand und sie gerade mit dem entgegengesetzten Extrem bekämpfen wollte, trägt einen nicht minder großen Teil der Schuld. In den Erbländern, außerhalb Ungarn, stellt sich dieser Zwiespalt allerdings in ein milderes Licht, verschont die Landgemeinden und wird hauptsächlich nur in den größeren Städten, und auch hier nur im bürgerlichen Verkehr sichtbar. Allein das Bedenkliche dieses Umstandes besteht eben darin, daß in den Städten die Wiege der Sitten, der Sitz der öffentlichen Meinung ist, und diese an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, im Bewußtsein ihrer politischen Ohnmacht sich nur um so schonungsloser im gemeinen Leben schadlos hält. — So fand man damals den bittersten Sarkasmus auf den Lippen der sonst harmlosesten Menschen. Das Kannegießern im Kaffeehause hatte sich vorzugsweise der religiösen Partie bemächtigt und Dinge wurden laut und ungescheut abgehandelt, welche man sonst, als für die öffent-

liche Diskussion ungehörig oder als längst abgemacht, auf sich beruhen ließ. Es ist wohl bemerkenswert, daß gerade in jener Epoche, wo alle auswärtigen Zeitungen verboten waren und die einzige genießbare Quelle, die „allgemeine Augsburger" in der Regel bloß die Kursnotierungen der Bankaktien und Metalliques, etwa noch das Ausbleiben der türkischen Post meldete, das Vertrauen zur einheimischen Presse aber unter dem Gefrierpunkt stand — daß gerade damals, wo man allenthalben Jesuiten und geheime Polizei roch, am eifrigsten, ohne Rückhalt, an öffentlichen Orten räsoniert, am lieblosesten über Gouvernement und Zustände abgesprochen wurde, und nicht bloß im Mittelstande.

Jeder an sich mangelhafte oder dem Wesen der Zeit unangemessene Zustand verträgt kein lebhaftes Temperament, denn er muß allenthalben von der Beistimmung, die ihn verläßt, an die „Gesinnung", die er voraussetzt, appellieren, weil er überall anstößt, eben weil er schwankt. Erlauben es die Umstände nicht oder fehlt der politische Mut, einen solchen Zustand gründlich zu bessern und in Einklang mit dem Wesen der Zeit zu bringen, so verirrt sich die Verwaltung gar leicht in ein System der Spezialitäten, welches von jener diametralen Konsequenz, die jedem Zustand seine innere Notwendigkeit und Achtung verschafft, absehen muß. Es entsteht dann, beim besten Willen, eine Verwaltungsmethode, die allenthalben verletzt, ohne wesentlich zu ändern, Unruhe erregt, ohne irgendwo zu befriedigen, die empfindlichsten Punkte an der Oberfläche berührt und so, weil sie nicht tief eingehen will, auch nicht groß schmerzt, aber ein Unbehagen verursacht, das sich von einem Stuhl auf den anderen wirft und nirgends Genügen findet. Bei an sich guten Staatseinrichtungen kann so eine allgemeine Unzufriedenheit entstehen, welche nicht brauchen will, was

(Lithographie von Lanzedelly)

man ihr bietet; erstreben will, was sie nicht brauchen kann; welche weiß, daß zwar überall etwas fehlt, aber doch nirgend Großes und Wesentliches und eben darum nur um so ungeduldiger fordert, weil sie überzeugt zu sein glaubt, daß mit geringen zweckmäßigen Änderungen, Unterlassungen oder Zutaten es leicht um so Vieles besser werden könnte. Betrifft die Abgunst der öffentlichen Meinung bloß rein politische Verhältnisse, so bleibt der Regierung in der Regel eine starke kompakte Minorität, welche ihre Ansichten im bürgerlichen Verkehr vertritt; die überwiegende Mehrzahl der zahlreichen Staatsdiener, welche allenthalben mit dem Publikum, und namentlich in Österreich vielartig und innig, zusammenhängen, bleibt ihr natürlicher Advokat und Schirmvogt; andererseits kann ein unbeliebtes politisches System durch die Dringlichkeit der Zeiten entschuldigt und als vorübergehender Zustand toleriert werden — ganz anders stellt sich die Sache, sobald an den Staatshandlungen Beweggründe der Religion wahrgenommen werden, das Publikum in Glaubenssachen sich von einer leitenden Idee bevormundet, in vorgezeichnete Bahnen hineingedrängt sieht; denn in diesem Punkte glaubt jedermann sein reifes Urteil zu haben und für sich stimmberechtigt zu sein. Kommt noch hinzu, daß die kirchlichen Übergriffe sichtbar in das Staats- und Volksleben hineinspielen, der Zustand, welcher dadurch herbeigeführt werden soll, mit dem Geist der Gesetzgebung streitet und gewisse öffentliche Wirkungskreise bedroht, so gerät auch die Mehrzahl der Minorität auf diesem Gebiete mit dem Staatsgedanken in Widerspruch, und der Zwiespalt greift tief in die Amts- und Privatansichten der Staatsdienerschaft ein. Es bleibt der Regiminalgewalt, genau besehen, dann wenig mehr aufrichtiger Anhang als die kleine Partei, welche zur Fahne des unsichtbaren comité directeur geschworen, dessen Einfluß überall

vorausgesetzt, und daher jeder Maßregel die allgemein widerwärtige Tendenz beigemessen wird. In solche Parteiabsichten verstrickt, wird das Regiment es niemandem recht machen; am wenigsten denen, welche ihm behilflich sein müssen. — Die eben angedeutete Beschaffenheit hatte es mit der öffentlichen Stimme in der Kaiserstadt gewonnen, als ich 1825 von einem mehrjährigen Aufenthalt im Auslande nach Wien zurückkehrte 1). In dieser Beziehung stand der Stephansturm für mich in einer anderen Welt. Auf der einen Seite wurde der Staat wie ein Gichtkranker gegen jedes Lüftchen gehütet: er schien so schwach, daß ihn der armseligste Zeitungsartikel umstürzen konnte. Auf der anderen Seite sah man den Volksgeist im Dunkel der festverschlossenen Krankenstube sich auf die seltsamste Weise geberden: weil ihm der Anblick der Wirklichkeit entzogen, erbaute er sich eine Fabelwelt, und welche! Gerüchte sind nicht minder die Träger von Ideen als Nachrichten und durchlaufen die Länder noch schneller als die Postpferde. Entzieht dem Publikum die Tagesgeschichte: es greift nach der Tradition — seht einmal zu, was besser ist!

Seit Entdeckung der geheimen Gesellschaften 1818, und seit die orthodoxe Partei den Tugend- und deutschen Bund mit den Burschenschaften, den Karbonarismus mit der Maurerei und Gott weiß was alles noch? zusammen in einen Topf geworfen hatte und sofort jeder harmlose Verein, z. B. eine Schachgesellschaft, als ein Ableger der „Propaganda" erschien — seit jener abenteuerliche Ritterbund, welcher dem Hofzeichenmeister den Zopf gekostet, zum andernmal unter dem Titel der „Ritter von der blauen Erde" erstanden und auseinandergesprengt worden war, bei wel-

1) Aus den Polizeiakten (s. Einltg.) geht ein solcher Aufenthalt im Auslande um diese Zeit nicht hervor.

cher Gelegenheit eine hohe Person 1) sich dauernde Ungnade zugezogen hatte — nachdem Freiherr von Stifft sogar medizinisch-wissenschaftliche Zusammenkünfte unter Vorsitz des würdigen Doktors Grafen von Harrach 2) untersagte, bestand in einem der vornehmsten Kaffeehäuser Wiens ein scheinbar zufällig sich täglich zusammenfindender Kaffeezirkel, welchem die Sicherheitsbehörde direkt nichts anhaben konnte, wahrscheinlich aber indirekt beaufsichtigen ließ. Die Mitglieder dieses öffentlichen Klubs waren großenteils höhere Staatsbeamte, denen sich Militärs, Kaufleute, Partikuliers usw. angeschlossen hatten: mithin konzentrierten sich in diesem vertraulichen Kreise täglich die Nachrichten aus den verschiedensten Zweigen des Staats- und Volkslebens und was sonst an Gerüchten oder Tageslügen umlief. Das Gespräch drehte sich ausschließend um angebliche oder wirkliche Mängel, Mißgriffe gewisser damals allgemein unbeliebter Machthaber, Einflüsse der sogenannten Jesuiten, der Maitressen und — Juden, und kann in dieser Beziehung als normal für sämtlichen geselligen Diskurs jener Periode gelten.

Was die Mosaischgläubigen betrifft, so hatte die gegen sie gereizte Stimmung nichts mit religiösen Vorurteilen zu tun 3). Ohnehin ist der Wiener Jude, großenteils zur „ele-

1) Erzherzog Johann (s. früh.). — Der Ritterbund führte immer den gleichen Namen.

2) Karl Borr. Graf Harrach (1761—1829), Humanist und Arzt. Harrach, der Johanniterritter war und ursprünglich in Staatsdiensten stand, beschäftigte sich anfänglich nur nebenbei mit dem Studium der Medizin, um aber im Jahre 1803 das Doktorat der Medizin zu machen und fortan seine Wissenschaft namentlich zur Hilfe für die Armen zu verwenden. Sein Vermögen hinterließ er ebenfalls gänzlich den Armen (S. Wurzbach).

3) Im Gegenteil verletzte die Art und Weise, wie manche ihrer Angesehensten mit ihrem Glauben Handel trieben, die öffentliche Mei-

ganten Welt" sich haltend, nichts weniger als strenggläubig, und vor kurzem hatte damals die Crême der reichen Judenschaft einen bemerkenswerten Beweis ihrer aufgeklärten Gesinnung damit geliefert, daß sie auf der Villa des Bankiers C.1) in Hietzing vor einem großenteils aus der christlichen beau-monde geladenen Auditorium jene pikante dramatische Satyre: „Unser Verkehr"2) im vulgären Dialekt aufführte. Mehr kann man in der Tat nicht tun, um sich von religiösen Vorurteilen loszusagen! Vielleicht, daß man dabei an Spinoza dachte, der ebenfalls weder Jude noch Christ, sondern lediglich Denker sein wollte. Eine

nung. In der Regel, wenn der Jude die Taufe nimmt, argwohnt das Volk eigennützige Absichten — auf der anderen Seite, besonders in Epochen kirchlicher Exorbitanz: Proselytenmacherei. Herr L. und Söhne, sehr reiche Wollhändler, waren gleichzeitig Christen und geadelt worden, als Herr A., ein ruinierter Bankier, sich den Hals durchschnitt, geheilt wurde und sich taufen ließ. Der Staat, die Kirche und die beteiligten Individuen können in bester Absicht gehandelt haben — allein wer verdenkt bei solchen Konstellationen dem Volk seine Glossen? (Note d. Verf.) — L. und Söhne, vielleicht Markus Leidesdorfer (und Söhne), geb. 1754, gest. 1838, nobilitiert als Edle von Neuwall 1817, als Ritter 1834 (S. Weimarer historisch-genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges, Weimar, 1912 S. 185). Der „Allg. Handlungsalmanach f. d. bürgerl. Handelsstand in Wien. Von Frz. Haller, Wien, 1833 S. 185" führt die Familie als mit Rohprodukten, Baumwoll- und Seiden-Waren handelnd an. Nach: „Archiv für jüdische Familienforschung. Wien, 1913, Nr. 2 u. 3, S. 23 f. (woselbst auch Porträt" wäre, wie sich aus den Ausführungen Paul Diamants ergibt, indessen Leidesdorfer nicht getauft gewesen. — Unter A. könnte vielleicht jemand aus der Familie Arnstein gemeint sein.

1) Wahrscheinlich ein Druckfehler für E. und dürfte der bekannte Bankier Bernh. Freih. v. Eskeles gemeint sein, der in Hietzing eine Villa hatte.

2) „Unser Verkehr" (1814), eine gegen die Juden gerichtete Posse von Karl B. Aler. Sessa (1786–1813). Die Posse erschien erst nach seinem Tod und erregte großes Aufsehen und Ärgernis.

schöne Idee, namentlich für Handelsleute. — Nein; die dieser Korporation aufsässige Stimmung hatte ihre Wurzel in rein bürgerlichen oder besser gesagt politischen Verhältnissen. Man glaubte nämlich vielfach die Bemerkung zu machen, wie der überwiegende Handelsgeist dieser Leute — oder, wenn man will, ihre Menschenkenntnis — auf den „Hintertreppen" die besten Vorteile, welche die Verwaltung zu gewähren hat, für sich in Anspruch zu nehmen versteht. Zum Neide und der Furcht vor Beeinträchtigung gesellte sich vielleicht Unmut über dieses intime Verhältnis zwischen den Amts- und den Geldmächten, und noch das Ärgernis, welches die Schlag auf Schlag erfolgenden Adelsverleihungen, vorzugsweise an Männer dieses Glaubens, gaben. Diese allerdings auffallende Erscheinung hatte freilich ihren ganz einfachen Grund darin, daß die Hofkammer die dem Fiskus heimgefallenen ungarischen Güter zu guten Preisen an den Mann bringen wollte, und, weil freier Landbesitz in diesem Königreich nur Adeligen verfassungsmäßig zukommt, nun mit dem Gute auch das Diplom und zwar, das versteht sich, zu einem angemessen höheren als dem Realpreise ausbot. Da nun freies Kapital hauptsächlich in den Händen der „Korporation", so stellte auch diese vorzüglich viele und gute Käufer, welche auf den Sack schlugen und den Esel meinten. Da sah man diesen und jenen israelitischen Geschäftsmann mit Sporen und einem Schnurrbart angetan, im „Volksgarten" erscheinen; gestern hieß er noch z. B. „Herr Schwarz", heute nannte man ihn „Herr von Fekete", oder dergleichen[1]). Die der Kalligraphie

1) Viele dieser guten Menschen kamen weder zum Anblick noch zur Rente ihres Rittersitzes. Nicht zum Anblick: denn die magyarischen Standesgenossen drohten, wenn sie sich sehen ließen, so —; nicht zur Rente: denn dazu ließ die ungarische Wirtschaft nicht kommen (Note d. Verf.).

kundigen Beamten der ungarischen Hofkanzlei, denen es zukam, die blumigen Diplome auszufertigen, waren damit wohl zufrieden; je mehr sie das Ding verzierten, je mehr Dukaten, denn die so Geadelten legten großes Gewicht auf schöngeschriebene Wappenbriefe. Dabei fielen köstliche Geschichten vor; was viel zu lachen gab, allein auch viel böses Blut machte, und ich müßte mich sehr irren, wenn dem Judenhaß, den die Gegenwart ausschwärt, nicht auch von diesen Säften beigemischt wäre. Der Hochmut und die Arroganz jener doppelten Konvertiten ist selbst für den unbefangensten Beobachter allermeist bei weitem mehr ärgerlich als lächerlich. Dem wackeren Juden, er sei arm oder reich, entgeht selten die Achtung seiner Mitbürger, aber viel seltener wendet sie sich dem getauften, fast niemals dem geadelten zu. Ein wahrhaft edler Sinn bedarf dieser Weihen nicht und der Staat nichts als gute Bürger.

Was das Maitressenwesen betrifft, so ist das Konkubinat nicht, wie man das häufig behaupten hört, ein den katholischen Ländern eigentümliches Übel. Einst hauste es in den höchsten Ständen; dort brachte es das System der konventionellen Heiraten mit sich; jetzt hat es alle Schichten der Gesellschaft ergriffen, seitdem der Eigennutz die Ehen schließt. Der Staat besaß niemals die Mittel diesem Übel zu steuern und die der Kirche reichen bei diesen ungemein komplizirten bürgerlichen Verhältnissen nicht mehr aus. Das Konkubinat, im weitesten Umfang betrachtet, ist ein tiefes und großenteils noch unerforschtes Übel der modernen Gesellschaft. Wie alle moralische Krankheiten dem pathologischen Gesetz folgen: heftig in einzelnen Fällen aufzutreten, dann allmälig einen milderen Charakter zugleich mit allgemeinerer Verbreitung anzunehmen, so ist auch das Maitressenwesen aus der erschrecklichen vornehmen Unverschämtheit der Periode Ludwigs XIV. in die halbverschleierte,

bürgerliche Form unserer Zeit übergegangen und entzieht sich dem Auge des Forschers 1), ein fressender Mauerschwamm in den Kellern des Staatsgebäudes in die Breite wachsend. Zu den Überbleibseln des alten Feudalstaates gehörte zur Zeit, von der ich schreibe, auch die — man nehme diesen Ausdruck in seinem mildesten Sinne — gewissermaßen halbpolitische Bedeutung der „süßen Freundinnen", denen man — wie die öffentliche Meinung in der Regel übertreibt — ein weit größeres pouvoir de fait zuerkannte, als sie in der Tat besaßen. Es ist wahr: Vieles konnte auf dem Nebenwege der Kebsweibergunst kürzer und erfolgreicher abgemacht werden, dann aber mußten es Personalien und Dinge von keinem erheblichen Einfluß sein 2). Einige der bekanntesten dieser Damen genossen sogar einer gewissen Achtung im Publikum, wie z. B. Frau von Bl. 3), des Fürsten E. Ka-

1) Nicht ganz, wie sich aus dem Fall Schönholz ergibt.

2) Aristoteles: „Warum dürfen die Frauen nicht Obrigkeiten sein, wenn die Obrigkeiten doch offenbar den Frauen untertan sind?" (Note d. Verf.)

3) Jedenfalls Mad. Maria Ludovica Playdeur, die Maitresse von Nikolaus III. Fürst Eszterházy (s. früh.), welche auch Gentz mehrmals in seinen „Tagebüchern, Leipz. 1873" erwähnt, so II, S. 337: „Mit Fürst Esterházy und Madame Playden (sic) konversiert ... mit dem Fürsten, Madame Playden ... nach Eisenstadt gefahren." Das Polizeiarchiv (s. Protokoll für 1821, Nr. 10855, 11141) nennt sie „Maria Ludovica Plaideux, fürstl. Esterházy Maitresse", in den Tagebüchern von Gentz also eine falsche Lesart. Über die Genesis des Verhältnisses des Fürsten zur Playdeur finden sich in den Polizeiakten im J. 1811 No. 3124 interessante Details. Unt. and. folgend. kurioser Bericht vom 26. Juli 1811: „Dieser Betrasch (Sekretär bei Esterházy) machte vor ein baar Jahren in Paris, im Parerrioal (sic) mit dem dortigen schönen Freudenmädchen Nahmens Mlle Marianna Louse (sic) Plaideux genaue Vertraute bekanndschaft, die Hr. Betrasch an große Herren wieder Verkuppelte und seinen großen Nutzen samt Ihr davon zogen, diese Mlle Marianne Louse Plaideux hatte in Paris schon zwei Kinder Erzeugt,

dün[1]), und Demoiselle Eh., die Favorite des Fürsten B. [2]), der freilich gleich jenem zwar sehr viel Geld und einen glänzenden Namen, ja selbst einen politischen Wirkungskreis, aber, wie allgemein bekannt, keine Bedeutung im Staatsleben

wofon eines Sie von einem Herzog in Paris hatte, wobey Hr. Betrasch ihmer seinen Vertrauten umgang mit der Mlle. Plaideux dabey vortsetzte. . . Als der Fürst Nicklas v. Esterhazy im J. 1810 imFrühjahr nacher Paris zur kaiserlichen Vermählung reiste, so machte der Fürst im Paris mit dem angeblichen Sekretair Hr. Betrasch genaue bekandschaft, der auch in der Folge den Fürsten im Paris und zwar im Parerrival, die schöne Mlle Marianna Louse Plaideux, gegen kostspillige und beträchtliche Bedingnüssen Vor Sie und auch vor Ihm Verkupelte . . ." Von demselben Konfidenten, der mit der deutschen Sprache leider weniger „vertraut" war, liegt ein zweiter erheiternder Bericht vom 19. Oktob. 1811 vor: „Die bekannte Maitresse des Fürsten Nickerl Esterhazi Nahmens Plaideux ist schon über 2 Monath lang hier in Wien Bettlegerrig, in dem Wohnhause auf dem Kohlmarkt Nr. 265 im 2ten Stock, Ihre Krankheit bestehet in Finnerrischen(!) mehreren Geschwilsten . . . und bloß nur alleinig zur wiederherstellung Ihrer Gesundheit geht dem Fürsten Sein bestimter Leib-Medikus und zugleich kirruischer (!) Artz zu ihr schon seit 10 wochen hin, Sie ist aber noch ihmer Bettlegerrig." Laut einem anderen Bericht war sie an den Folgen einer schweren Entbindung krank. Über den Aufwand dieser Esterházy'schen Staatsmaitresse, die dem Fürsten von Talleyrand „angehängt" worden sein soll, schreibt ein Konfident aus Eisenstadt vom 31. Juli 1811: „Jährliche 80 tausend fl. sind zu Unterhaltung ihres Hofstaates, der dermalen aus 12 Personen bestehet, nicht hinreichend, der Schmuck und die Kleider, die die Fürstin selbst nicht hat, nicht dazu gerechnet." Die Plaideux erscheint noch verschiedene Male in den Akten des Polizeiarchives, 1826 muß sie Hacking auf Majestätsbefehl verlassen und 1828 erregt es Ärgernis, daß der Fürst mit ihr und seinen zwei Töchtern von ihr, Virginia und Natalie, spazieren fährt.

1) „Kadyn", orientalisch „Nebenfrau".

2) Fürst Philipp Batthyani–Straettmann, geb. am 13. Novemb. 1781, gestorben am 21. Juli 1870 (Ottinger, Moniteur, Nachtrag). Über seine Freundin Eh. gibt das Wien. Polizeiarchiv keine Auskunft, dagegen macht die Gräfin Lulu Thürheim (Mein

Franz Fürſt Orſini zu Roſenberg
(J. E. Mansfeld sc.)

hatte. Wo aber ein einflußreicher Mann auf solchen Verhältnissen vom Publikum ertappt wird, da entbrennt sogleich dessen Eifersucht für seine Interessen. Dem alten Herzog von W. 1) nahm seine außerordentliche Schwachheit in diesem Punkte niemand übel; denn dieser gute Prinz galt als eine politische Null, dabei für wohltätig. Eine Statue des Parterres im Schönbrunner Garten — ich glaube Amor und Psyche darstellend — war bekannt als der Opferstein seiner Mysterien. Hunderte intriganter Weiber spekulierten auf des alten Herrn verliebte Leichtgläubigkeit. Er erhielt ein Briefchen: „bei jener Statue um diese Stunde"; er stellte sich ein, fand eine verschleierte Dame, welche ein Anliegen vortrug — ein Händedruck, vielleicht ein Handkuß — einige Gulden und Dukaten und der weichherzige Herr sah die listige Dryade niemals wieder. — Von einem anderen der Person des Monarchen allerdings sehr nahestehenden Mann war es durchaus kein Geheimnis, daß er weiland Lindenau's Leidenschaft für hübsche Zofen teilte. Man ließ ihm diese Privatpassion, weil man sie für unschädlich hielt, gleich seiner Liebhaberei für Uhren, davon er eine seltene Sammlung besaß. 2) Eine sehr hochgestellte Frau, des Kaisers Nachsicht

Leben, Münch., G. Müller, 1913, I, S. 244) folgende merkwürdige Bemerkung: „Während dieser Zeit schien sich auch der Prinz Philipp Batthyani für meine Schwester Konstantine zu interessieren, er sprach über dieses Heiratsprojekt mit einem seiner Freunde ... Er begehrte aber weder ihre Hand, noch die einer anderen Frau, — er hatte dazu seine guten Gründe." Wahrscheinlich hielt ihn seine Freundin fest.

1) Ferdinand Friedrich August Herzog von Württemberg, (s. früher). Der Herzog war zweimal vermählt, hatte aber keine Kinder, er war indessen ein Wohltäter ohne gleichen, besonders Spitäler und Waisenhäuser bedachte er mit reichen Spenden (vgl. Wurzbach).

2) Es ist Feldmarschalleutnant Johann Baron Kutschera (s. früh. B. 1. S. 265, wo Schönholz auch seine Uhrenliebhaberei erwähnt). Über diesen zweideutigen Gesellen, von dem Graf Heinrich Bom-

mit den Schwächen des treuen Dieners nicht billigend, beschenkte den alten Schürzenfreund zum neuen Jahre mit einem Figürchen aus buntem Wachs unter Glassturz, welches eine hübsche Magd darstellte, der, gleichsam als sei sie bloß ein sinniges faire porter, eine goldene Repetieruhr in den Händen hing. Dabei lag ein Zettel mit der doppeldeutigen Inschrift: „Was Sie lieben." — Dieser Mann bewahrte den Schein, und wie die Welt einmal ist, kann man, leider! sich schon dadurch ein relatives Verdienst erwerben. Wer sich in einer den Blicken des Publikums ausgesetzten Stellung aber darüber hinaussetzt, verurteilt sich selbst zum Pranger. In dieser Beziehung machte sich damals Fürst R.[1]), in unbegreiflicher Verblendung, zur Zielscheibe des

belles in seinen Tagebüchern schreibt, daß er durch einen Unterrock in die Höhe gekommen, berichtet auch Erzherzog Karl am 25. Dez. 1805: „Mais il s'est introduit ici un nouveau reptile qui fait bien du mal. C'est Kutschera. Sans qualités, il est Jésuite et sachant se mettre à portée de ceux avec qui il a à faire. Toute l'armée crie de ce que cet homme, fameux par sa poltronnerie et ses intrigues est auprès de sa Mté. On l'appelle le Hundsmichel de l'empereur Joseph" (s. Ed. Wertheimer, Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz. Lpzg., 1893, S. 148). Hundsmichel nannte man den Ruffian Joseph II. (s. Fried. von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte, München, G. Müller, 1912, II, S. 149f.), was somit zur Unterstützung von Schönholz' Aussagen dient.

1) Franz Seraph Fürst Rosenberg-Orsini (1761—1832), der einzige österr. Fürst, dessen Name mit R. beginnt und der eine hohe militärische Stellung einnahm. Fürst R.-O war General der Kavallerie, Kommandeur des Maria-Theresienordens und Ritter des goldenen Vließes. Er zeichnete sich ganz besonders in den Kriegen gegen die 1. französische Republik und gegen Napoleon aus. Der Fürst wird als imponierende Erscheinung geschildert, von wenig Worten, doch raschen Entschlusses als Soldat. Er hat auch militärische Werke veröffentlicht. In der Tat war er es, der das Haus Rosenberg-Orsini in finanzielle Schwierigkeiten führte. Wegen Maitressenhaltens wurde

giftigsten Spottes. Von alter, ruhmreicher Familie, selbst ausgezeichneter Soldat und in hoher Stellung lebte der tiefverschuldete alte Mann in „wilder Ehe" mit einer schon durch viele Hände gegangenen Person — öffentlich; fuhr mit ihr und den unglücklichen Kindern, die er die seinigen nannte — mattherzige Albernheit! — im mit dem Hermelin gezierten Wagen, und nicht bloß spazieren, sondern gelegentlich auch in den Rat. Einmal fuhr dieser Wagen über den „Hof", die Wache im Kriegsgebäude rief ins Gewehr, der Hauptmann tritt vor die Front — erblaßt, stößt den Säbel in die Scheide, ruft hastig: „abtreten! geht hinein!" — nicht der Fürst, die Dirne saß im Wagen!! Zitternd im edlen Zorn erzählte dieses Abenteuer der Hauptmann selbst im Kaffeezirkel, wo des Fürsten unsauberes Treiben einigen Mitgliedern auch noch aus den dunklen Winkeln des Leopoldstädter Theaters 1) bekannt war 2). Man denke sich nun

er wiederholt ermahnt (s. Index zu den Polizeiakten aus dem J. 1820 und 1822), besonders genannt wird Eleonore Keil, die Tochter des befugten Wollhändlers Leopold Keil, eine Jüdin, und eine Mad. Neugebauer. Übrigens hat sich die Wiener Polizei bei den Beobachtungen N.'s äußerst unwürdig benommen und N., der eine ebenso gute Klinge wie Feder führte, hat der Polizeibehörde gründlich heimgeleuchtet; einer der Beamten hatte die Keil, welche man eine Zeit in das Polizeihaus sperrte, bewegen wollen, ihm zu Willen zu sein, was Rosenberg nachwies, worauf er endlich Ruhe hatte.

1) Aus verschiedenen Polizeiberichten des Jahres 1822 (s. Polizeiarchiv Nr. 1573 ex 1822) geht allerdings hervor, daß der Fürst mit der Keil und ihren Schwestern das Leopoldstädter-Theater mit Vorliebe besuchte, aber in allem Anstand. So besagt ein Bericht vom 9. Oktob. 1822: „N. führte die Keilischen Schwestern mit seiner Equipage in das Leopoldstädtertheater. Dort wurde für die gedachten Mädchen eine Loge genommen. Der Fürst selbst aber nahm im Parterre einen gesperrten Sitz."

2) Dergleichen wurmstichige Notabilitäten sind Äste der kranken Wurzel, daraus jene haßatmenden Blüten der „politischen Poesie"

die Kommentare. Der Hofrat*** vermittelte beiläufig so. — „Es scheint allerdings unerklärlich, wie bei vorwiegend aristokratischer Stimmung unsere großen Herren — namentlich solche, welche die Macht einzuschreiten in Händen haben — so schlimmes Beispiel von ihres Gleichen dulden mögen und leicht könnte man auf den Gedanken kommen, daß einer dem andern darin etwas nachzusehen hat. Allein betrachten wir das Übel näher, so gewahren wir gerade die Seite, welche es dem großen Publikum zukehrt als die eigentliche und offene: je höher der Standpunkt, um so mehr Schleier werden davor gehangen. In den höchsten Kreisen verengt sich die Aussicht in das Privatleben immer mehr, bis oben auf dem Plateau, wo der Thron steht, nur noch Namen und die hervorragendsten offiziellen Tatsachen sichtbar bleiben oder das von einer Person zu Ohren kommt, was die nächste Umgebung eben für gut hält durchzulassen, nachdem Rücksicht oder Feigheit auch ihr die Personalnachrichten schon gesiebt überliefert hat. Den Charakter und das Privatleben meines Kanzlisten wird der Mann, der ihm die Kleider reinigt, gewiß besser zu beurteilen wissen als ich. So weiß auch die Waschfrau oder der Zimmerpolierer im Privatleben eines vornehmen Herrn besser Bescheid als wir — wir besser als unsere Vorgesetzten, und so weiter. Die chronique scandaleuse spricht in der vornehmen Welt von dieser selbst in einer von der ganz verschiedenen Zunge, in welcher sie von den Mittel- und untern Ständen beurteilt wird."

Die anwesenden Militärs erklärten sich im allgemeinen damit einverstanden; allein was den zur Sprache gekommenen Fall beträfe, so gehöre dieser in das besondere Gebiet der Militärkonduite und könne für den Hofkriegs-

treiben. Solche Charaktere mögen Heine vorgeschwebt haben, als er das in seiner Art merkwürdige, zornrauchende Freskosonnett: „Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskiren usw." schrieb (Notiz d. Verf.).

präsidenten, den er zunächst anging, durchaus kein Geheimnis sein. Unsittlichkeit und Unverstand, welche am Subaltern hart gerügt werden, dürften in bezug auf Generaloffiziere denn doch am wenigsten Entschuldigung finden, sondern gerade in dieser Sphäre zuerst epuriert werden usw. — Man war nämlich mit dem Kriegspräsidium des Fürsten von Hohenzollern[1]) damals außerordentlich unzufrieden. Der Fürst — oder Prinz, wie man ihn gewöhnlich nannte, galt für einen tapferen, galanten, sittenstrengen Degen, dem man jede ritterliche Eigenschaft zugestand, weniger aber die Fähigkeiten zu einem Kriegsminister[2]). Hauptsächlich beschuldigte man ihn einer exorbitant aristokratischen Gesinnung. In der Tat hatte er einem meiner Verwandten eine Zurücksetzung erfahren lassen, weil: „er in einer Gesellschaft sich nachteilig über den ungarischen Adel geäußert" hätte. Unter anderen Vorschlägen hatte der Hofkriegsrat auch die Konvertierung der Fähnrichscharge in die von „Sekondeleutnants" (was eigentlich, nächst Ober- und Unterleutnant hätte „Troisièmeleutnants" heißen müssen) in Beratung gezogen und wieder fallen lassen. Da entschlossen sich sämtliche Fähnriche eines wegen des lebhaften Geistes seines Offizierkorps bekannten ungarischen Regiments, bei dem Hofkriegsrate um Abschaffung des allgemein unbeliebten (und wirklich auch sonderbaren) Titels: „Fähnrich" bittschriftlich einzukommen. Der „Prinz" erklärte diesen, allerdings formwidrigen „Schritt" für offenbare Verletzung des Gehorsams: „Rebellion." — Daß nun im Angesicht dieses etwas altertümlich geschulten grand-seigneurs ein Geburtsvorzug, wie ihn Fürst R.[3]) aufzu-

1) Friedr. Frz. Xav. s. früher.
2) Lichtenberg: „Man kann ein guter Mensch sein, zugleich aber ein schlechter Flötenspieler" (Not. d. Verf.).
3) Franz S. Fürst Rosenberg-Orsini (s. früh.).

weisen hatte, sonstige Makel unendlich überwog, ließ sich vorstellen und daher protegierte er mitunter auch seltsame Käuze. So einen Oberst V.[1]) von uralt ungarischem Adel und zugleich merkwürdiger Borniertheit. Als man gegen diesen einmal seine Regimentsmusik pries und mit besonderem Lob hervorhob, wie trefflich die vorgetragenen Musikstücke „instrumentiert" wären, erwiderte er selbstgefällig: „Nun, die Instrumente sind ja sämtlich auch erst neu angeschafft." — Im österreichischen Militärkatechismus wird auf die Frage: welchen Zweck die Armee in Friedenszeiten hat? geantwortet: Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung. Bei einer Prüfung der Unteroffiziere seines Regiments stockt bei dieser Frage der Korporal. Der an sich gutmütige Oberst hilft ein: „Na? was tun wir denn?" — „Exerzieren", sagt, seiner Sache noch nicht gewiß, halb-

1) Es kann sich nur um die Vays oder Vécseys handeln, da es kein anderes altes ungarisches Geschlecht gibt, das mit V. beginnt. Von den Vay's war um die fragliche Zeit niemand Oberst, dagegen sind die Vécsey's ein bekanntes Soldatengeschlecht. Es kann sich also nur um einen Johann von Vécsey handeln, von dem es allerdings fraglich ist, ob er dem alten Geschlechte angehörte, der aber um die fragliche Zeit von 1819—1828 Oberst des 31. Inf.-Regimentes war. Johann von Vécsey, geb. zu Szobboszlo (im Debrecziner Komitat) um 1762 (die Konduiteliste von 1820 gibt ihm ein Alter von 58 Jahren), Protestant, wurde am 13. April 1778 als ex proprio Kadett assentiert, am 1. Januar 1779 zum Fähnrich, 1785 zum Unt.-Leutnant, 1788 zum Oberleutnant, 1795 zum Kapitänleutnant, 1796 zum Hauptmann im Inf.-Regt. Nr. 31 befördert. 1809 wurde er Major, 1812 Oberstleutnant, sodann Oberst des 31. Inf.-Regimentes, seit 1829 erscheint er als Generalmajor und Brigadier in der Lombardei, seit 1832 in Pension starb er am 1. Juli 1833 in Alt-Arrad (Akten des Kriegsarchives; Armeeschematismus). Zur Zeit der Befreiungskriege zeichnete er sich namhaft aus, namentlich beim Gefecht von Pontenure am 14. April 1814 (S. Wurzbach, Bd. 50, S. 58).

laut jener. — „Gut! was noch? Die Hauptsache!" — „Wache stehen", sagt der Korporal. — „Na, natürlich!" — Ein anderesmal gerät dieser ausgezeichnete Kommandeur mit einem seiner Offiziere über einen Disziplinarfall in Streit. Da der Hauptmann nicht nachgeben will, schickt ihn der gereizte Oberst zum Profoß. Kühler geworden, überfällt ihn der Zweifel: ob er auch recht und sich nicht kompromittiert habe? Er begibt sich zum kommandierenden General und erhält hier den Bescheid, daß weder er noch der Hauptmann recht hätte. Alsobald läßt er diesen vor sich rufen. „Herr Hauptmann, was zwischen uns vorgefallen, mag nun gut sein. Sie sind ein wenig zu hitzig gewesen — Sie haben es nicht gewußt; ich habe es nicht gewußt — sehen Sie, da hätten Sie mich erst fragen müssen." — Dergleichen Individuen gab es damals noch viel mehr als gut auf solchen Posten; Graf Bellegarde[1]) nahm später die von dem wackeren Schwarzenberg[2]) begonnene Säuberung wieder auf. — Den schlimmsten Stand hatte unter dem Hohenzollernschen Präsidium der Kommandierende von Wien, der eben so sehr beliebte, als hellblickende Marquis von Sommariva[3]), ein geborener Feind

1) Friedrich Heinrich Graf Bellegarde, österr. Feldmarschall und Staatsmann (1760—1845), der sich namentlich in den Franzosenkriegen auszeichnete. Nachdem er nach 1815 einige Zeit privatisiert hatte, trat er wieder an die Spitze des Kriegsministeriums (nach dem Tod Schwarzenbergs), nahm aber 1825 wegen Kränklichkeit seiner Augen die Entlassung (s. Wurzbach).

2) Karl Philipp Fürst Schwarzenberg (1771—1820), österreichischer Feldmarschall, Sieger bei Leipzig.

3) Hannibal Marquis Sommariva, General der Kavallerie (1755—1829), berühmt in den Franzosen- und Befreiungskriegen, seit 1825 Kapitän der k. k. Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache, seit 1816 als Stellvertreter eines kommandierenden Generals in Wien, seit 1820 wirklich kommandierender General. Seine Rechtlichkeit, ein richtiger Takt in Geschäften sowohl als in seinem Beneh-

alles Obskuren und Mikrologischen. Ein bitteres Verhältnis zwischen dem Prinzen und dem Marquis war daher unvermeidlich, und wirklich schlugen zuweilen die Flammen zum Dach hinaus. Der Prinz, als junger Mann Elegant, als alter Herr noch von ziemlicher Gestalt und knapper Tracht, hielt sehr streng auf Kostüme. Schon einmal hatte er an den Offizieren der Garnisonen rügen müssen, daß sie nicht, wie das Reglement will, gespitzte, sondern, wie eben die Mode, abgestumpfte — Stiefel trugen. Zweitens hatte er die Auferweckung des weißen Halsstreifens am Saum der schwarzen Halsbinde gewünscht — dazu war aber der Kommandierende nicht zu bewegen gewesen und eine höhere Rücksicht gegen diesen zu nehmen: denn der Marquis bekleidete zugleich, wie der Prinz, die Stelle eines Gardekapitäns! — Nun ist, was Qualität, Schnitt und Garnitur der Soldatenadjustierung betrifft, die Wirklichkeit bereits weit vom Ideal des Reglements abgewichen. Tuch, Schneiderei, bleierne Knöpfe und die Kübel, welche Tschakos hießen, wie sie einst die k. k. Monturskommission lieferte, würden jetzt mit einem Schrei des Entsetzens „gefaßt" werden. Damals hatten eben die Regimenter für sich zu wirtschaften begonnen — eigentlich eine von den Hauptleuten getroffene Einrichtung, wozu die Behörde hinterher nur „ja" sagte — und eines wetteiferte in Stoff und Schnitt mit dem anderen, namentlich die in der Residenz zur Aufwartung garnisonierten, und unter diesen wieder vorzüglich die Grenadiere. Die alten rupfigen Mützen dieser Prätorianer wehten jetzt von dem auserlesensten Bärenhaar und ein Bataillon überragte an Mützengröße das andere. Wahr ist's: darin wurde outriert; allein der Prinz outrierte ins andere Extrem und befahl die Herstellung der

men gegen alle Klassen der Gesellschaft erwarben ihm die allgemeine Achtung und Zuneigung aller Stände (s. Wurzbach).

(Lithogr. v. Lanzedelly)

alten Mützenfrisur. Die Hauptleute hatten sich das schöne Pelzwerk schweres Geld kosten lassen; alle Kommandeure machten Vorstellungen. Wiederholt mahnte der Prinz und als er eines Tages eine neubemützte Grenadierkompagnie die Hofburgwache beziehen sah, sandte er dem Marquis die Botschaft: „sogleich die Mützen abscheren zu lassen." Der Marquis ließ ihm sagen: „die Hofburgwache sei keine Schneiderstube". — Die Sache kam vor den Kaiser. Dieser versöhnte die beiden in ihren Scharlachröcken erschienenen Gardekapitäne mit einander, dann den Hofkriegspräsidenten mit den Grenadiermützen; mithin erhielt der Prinz, der eigentlich im Rechte war, unrecht; der Marquis, der, genau genommen, gefehlt hatte, recht — denn wahrlich, oft ließ Franz I. so das Recht fahren und sprach sich für das Rechte, Verständige aus.

Bemerkenswert ist, daß gerade damals, als die Scheinheiligkeit, die Andächtelei, das Augenverdrehen sich mit aller Macht in die Segel des Staatsschiffes legte, der Übermut und die Schamlosigkeit der gutwilligen Schönheit den höchsten Gipfel erreichte. Auf der Stufenleiter der „Prostitution" gibt es zwischen der strahlenden Favorite und der im Schlamm watenden Trottine zahlreiche Sprossen, darauf die gefallenen Engel, diese auf, jene abwärts steigen. Nach der Maitresse hat Wien eine Gattung solcher Wesen aufzuweisen, welche etwa mit „Kourtisanes" zu bezeichnen wären. Gewöhnlich aus dem Mittelstande, reizend, begabt, gebildet, entsetzlich leichtsinnig, gehen sie aus einer Hand in die andere; sind bald nur für Zehntausende, bald für ein Goldstück feil; heute „entretenues", morgen — was man will. Nachdem sie eine halbe Million aus hundert Taschen gelockt und zum Fenster hinausgeworfen haben, ziehen sie sich mit einer honetten, einem alten Toren abgeschwätzten Pension ins — Privatleben zurück. Auf diesen

süßen, lieblichen Leimruten bleiben in der Regel die wildesten Bären, die sich aus den ungarischen und transsylvanischen Höhlen nach Wien verlaufen, hängen. Die Rosenfinger dieser unwiderstehlichen Plünderinnen lassen keinen roten Heller in den von Kremnitzern strotzenden Taschen. Demoiselle K.1), eine schlanke Nymphe mit etwas rötlichem Haar, das „Goldfischchen", und zwei Schwestern, Demoiselles B.2), von denen die eine sehr bezeichnend „das

1) Vielleicht ist Therese Keil gemeint (vgl. über sie Traditionen, II, S. 261, Note 1).

2) Es handelt sich um die Schwestern Anna und Maria Preindl (Breindl), von welchen die letztere sogar in den Polizeiakten als „Tausendguldenkräutel" (vgl. Jnder dazu im Archiv des Minist. d. Jnneren aus dem J. 1819) geführt wurde. Eine erstmalige Skizzierung des Lebenslaufes dieser Courtisane, die selbst von Wiener Künstlern im Porträt gefeiert wurde, ist einerseits umsomehr am Platze als die wenigen gedruckten Quellen nur ganz vag über sie schreiben, sie mit anderen ähnlichen Größen verwechseln und eigentlich nichts als ihren „nom de guerre" bringen, andererseits werfen diese Dokumente eine allerdings grelle Beleuchtung auf die bequemen Sittenanschauungen selbst der bürgerlichen Kreise Wien's, die sich mit der Genußsucht der oberen Zehntausend enge verschwisterte, Traditionen, die noch nicht ausgestorben sind. — Maria Preindl, um 1803 geboren (laut Todtenprotokoll d. Stadt Wien v. J. 1828 unt. 12. Juni 25 Jahre bei ihrem Tode alt) war die Tochter des am 25. Aug. 1830 im Alter von 71 Jahren verstorbenen Rechnungsoffizials der k. k. Hofkriegsbuchhalterei Peter Preindl und seiner Frau Elisabeth. Wenn Schönholz behauptet, daß bei den Schwestern Preindl „die ersten Cavaliere mit den abgerissensten Dandies" durcheinandergeworfen wurden, so kann ich wenigstens die ersten Kavaliere konstatieren. Maria Preindl hinterließ bei ihrem Tod drei uneheliche Kinder, zu dem ersten, Alfred, bereits 1818 geboren, als Maria erst 15 Jahre (!) alt war, bekannte sich Eduard Fürst Lichnowsky, der österr. Historiograf, als Vater, zu dem zweiten Kind Maria (geb. 1820) fand sich als Vater Graf Dominik Wrbna und zu dem dritten Kind (Friedrich, geb. 23. Dez. 1826) Fürst Friedrich Schwarzenberg. Von einem anderen Verhältnis nehmen die Polizeiakten (Nr. 5987, 6359/113 ex 1819)

Tausendguldenkraut" genannt, gehörten damals für jeden Mann von gutem Ton zur Mode. Man mußte mindestens im Salon dieser Schwestern sich umgesehen haben, wo alles durcheinander geworfen wurde: die Möbel mit den Pretiosen, die ersten Kavaliere mit den abgerissensten Dandies; über dem Flügel lag die Garderobe, kostbare Bildwerke unter den Trümeaux; reichgallonierte Bedienten

Notiz, welche besagen: „Ein neuerlicher Fall hat im Publikum ein ärgerliches Aufsehen veranlaßt. Herr Fürst [Franz] v. Khevenhüller hat sich eine der beiden Breinlischen Schwestern, deren Vater ein Beamter ist, als Maitresse beigelegt, man würde sich, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, darüber hinausgesetzt haben, wenn der Fürst sich begnügt hätte, seine Liebschaft mit einiger Bescheidenheit zu pflegen, allein da selber beinah täglich mit dieser Kreatur im Pierutsch öffentlich in der Stadt, im Theater und auf den besuchtesten Orten zu fahren pflegt, so hat dies widrige Benehmen den Fürsten im Publikum so sehr herabgesetzt, daß man seinen Namen mit den pöbelhaftesten Schimpfworten bezeichnete. Dies konnte wohl seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen und er fand daher für gut, seine Maitresse auf seine Herrschaften zu führen und allda, indem er ohnehin sehr verschuldet ist, seinen Schuldenstand durch einen bedeutenden Aufwand zu vermehren. Unterzeichneter hatte kurz vor dieser Epoche, da gegen beide Mädeln mehrere Schuldenklagen vorkommen, selbe vorfordern lassen und ihnen nebst strenger Ahndung bedeutet, daß sie die Schulden tilgen und einen ehrbaren Lebenswandel führen sollen, widrigenfalls man gegen selbe nach Vorschrift das Amt handeln werde (Bericht v. 12. Mai 1819)". Es sollte auf diese Affäre in dem Leopoldstädter-Theater sogar eine satyrische Komödie „Das Tausendguldenkräutel im Krähwinkel" gegeben werden, was die Polizei natürlich hintertrieb. Ob der Name „Tausendguldenkräutel" gerechtfertigt war, wage ich nicht zu entscheiden. Bei ihrem Tod standen gegen 755 fl. Aktiva 1622 fl. Passiva. Es findet sich jedoch in den Nachlassenschaftsakten (Archiv d. Landesgerichtes in Zivilsachen 2 — 5207 ex 1828) daß sie hübsch mit Mahagonimöbeln eingerichtet war, auch der „Flügel", von dem Schönholz berichtet, findet sich vor, den „Tasso" können wir in ihrer Bibliothek nicht konstatieren, aber zahlreiche englische, französische und italienische Wörterbücher und

reichten Eis und Konfekt; die Göttin selbst, die Haare mit Papilloten aus einer Prachtausgabe des Tasso gewickelt, lag mitten im Saal auf einem persischen Teppich im reizend derangierten Morgenkleide und verzehrte — warme Würstel. Die fabelhafte Laufbahn dieses — es ist schwer zu sagen, ob mehr als Verschwenderin oder Buhlerin? unübertroffenen Weibes zu beschreiben, überträfe alle gemachten Bücher ähn-

Grammatiken, die dem Kosmopolitismus ihres Handwerks jedenfalls zur Hilfe kommen sollten. Dagegen fallen die „kostbaren Bildwerke" dem würdigen Vater Preindl zu, der sich laut Nachlassenschaftsakt (2 – 5930 ex 1830) eine „Gallerie" angelegt hatte, in welcher die Raphaels und Rembrandts nur wimmelten. Außerdem besaß sie „einen gelblackierten Landauerwagen mit weißem Tuch ausgemacht" und „ein gelblackiertes Kabriolet mit drapfarben Tuch ausgemacht," was wohl alles auf einen gewissen Luxus hindeutet; überdies wurden ihre Kinder in sehr guten Privatinstituten sorgfältig erzogen, nichts destoweniger rangierte sie bei der Polizei (Polizeiakten Nr. 9859 ex 1822) als „öffentliches Mädchen". Nur kurz dauerte übrigens die Talmi-Pracht und Herrlichkeit, bereits am 12. Juni 1828 starb Maria Preindl an der Herzbeutelwassersucht, 25 Jahre alt, in der inneren Stadt, Singerstraße Nr. 893 (alt). Der Maler Karl Agricola, der übrigens mit Schönholz verwandt war, hat ihre Züge wiederholt festgehalten, auf der hier beigegebenen Radierung, auf einer Lithographie (unsere Leser werden sie in den von Dr. Jos. Bindtner herausgegeb. Memoiren J. F. Castelli's finden) und in einem Ölgemälde, das sich in Italien befindet. — Ihre Schwester Anna, welche mindere Lorbeeren errang und von der Polizei daher auch minder respektvoll „öffentliche Dirne" (Polizeiakten Nr. 9859 ex 1822) benannt wurde, wurde z. B. im J. 1823 (s. Polizeiakten Nr. 8176 ex 1823) „von dem Brudersohne des Großhändlers Bittermann unter der Bedingnis auf dem Lande zu wohnen, ausgehalten." Trotz ihres notorischen Lebenswandels heiratete sie Mitte der zwanziger Jahre ein gewisser Ludwig von Krengel, Oberleutnant im Husarenregiment Nr. 11. Die Ehe scheint aber bald in Brüche gegangen zu sein, da sie im Jahre 1830 bei dem Tode ihres Vaters mit einem Schneidermeister Namens Anton Euler lebte (s. Verlassenschaftsakten nach Peter Breindl l. c.).

Maria Preindl
(Radierung von Karl Agricola)

lichen Inhalts. Von dem Übermut und der Nonchalance dieser Messalinen gibt der Vorfall zwischen einer anderen nicht minder berühmten und dem Prinzen L. von N.[1]) einen Nachgeschmack. Dieser, nahverwandt dem Kaiserhause und nicht minder intim — nur in ungesetzlicher Weise — in Verbindung mit jener Schönen, verläßt, seine Gemahlin im Arm, die Oper. Hinter ihm verläßt auch Fräulein X. ihre Loge, schlägt ihn kordial auf die Schulter und schreit, von der Nähe der Prinzessin ganz ungeniert: „Guten Abend, lieber Prinz!" — Kaiser Franz erfuhr dies und zürnte sehr; hätte die Polizei nicht ebenfalls „un coeur pour deux amours" gehabt, jener Gruß wäre empfindlich erwidert worden.

1) Leopold von Neapel, Herzog von Salerno (1790–1851), seit 1816 mit Erzherzogin Marie Klementine vermählt. — Auch Schaden in seinem „Meister Fuchs oder humoristischer Spaziergang usw. Dessau, O. J. (ca. 1823) berichtet diesen Vorfall ähnlich (S. 147): „Der fremde P**** von N****l, hier P**** von S****n genannt, steht überhaupt in Betreff der Sittlichkeit keineswegs im besten Rufe und unterhielt unter anderem einen vertrauten Umgang mit zwei kostbaren Hetären jüdischer Abkunft, die Demoiselles K**l heißen. Eines Abends im Theater befanden sich diese reizenden Kinder im Parterre, der P**** bemerkte sie oben in seiner Loge und winkte ihnen mehreremale freundlich zu, bis endlich das eine Mädchen artigkeitshalber die Winke mit einem leisen: „Bon soir, mon p****e!" erwiedern zu müssen glaubte. Gleich wurden beide Mädchen von der Polizei arretiert und hochnotpeinlich inquiriert." In den Polizeiakten konnte ich weiteres darüber nicht finden. Dagegen werden in dem Akte Nr. 2208 ex 1822 im Vortrage vom 18. Sept. 1822 „die bekannten Keilschen Schwestern" genannt, von welchen „Therese Keil, Tochter eines jüdischen Handelsmannes, notorisch als Lustdirne bekannt" war, während Eleonore Keil, ihre Schwester, von dem Fürsten Franz S. Rosenberg-Orsini ausgehalten wurde (s. den Index zu den Polizeiakten des Jahres 1822). Jedenfalls scheint Therese Keil also die Heldin dieses Vorfalles zu sein.

*

Ein Jahrzehnt war seit Herstellung der alten Ordnung der Dinge verstrichen und die Hoffnungen beider Parteien, von denen die eine auch den alten Geist dieser Ordnung eingeflößt sehen, die andere einen neuen hineingebracht wissen wollte, hatten sich noch immer nicht realisiert. Auf welche Seite der Sieg sich endlich neigen würde, war nicht schwer vorauszusagen: die Ideen der Restauration fanden ihre Stützpunkte im Zentrum der Staatsgewalt. Was in den weiteren Kreisen des Volkslebens geistverwandt auftauchte, erhielt von dorther Schutz und Beistand. Der alte Maulwurf der Maurerei, zuerst in Prag sich zu Tage grabend und verjagt 1), warf bald hier, bald dort Häufchen auf, welche die Flurschützen der Staatspolizei alsobald wieder niedertraten; selbst der Narrengesellschaft der „Ludlamshöhle" 2)

1) Vgl. Traditionen I, S. 310.

2) Die „Ludlamshöhle", nach Ohlenschläger's Drama so genannt, war eine gesellige Verbindung von Künstlern, Dichtern, Beamten usw., in welcher durchaus harmloser Scherz betrieben wurde. Ihres komisch geheimnisvollen Gebahrens halber wurden sie der Polizei verdächtig, in der Nacht vom 26. auf den 27. April 1826 wurde das Lokal der Ludlam von der Polizei gewaltsam geöffnet, die Schriften weggetragen und eine strenge Untersuchung eingeleitet. Das Ganze endete mit einer namenlosen Blamage der Polizei. Hofrat Persa, der damalige Polizeidirektor, der auch später die Auskünfte über Schönholz besorgte, ein Schurke, wie ihn Grillparzer nennt, hatte sich wichtig machen und zugleich seine Privatrache kühlen wollen (S. A. Sauer, Aus dem alten Österreich; über die „Ludlamshöhle" vgl. ausführlich „J. F.

gab ein solcher Fußtritt den Gnadenstoß, sobald unter der Schellenkappe geistige Abzüge aufstiegen, deren Niederschläge das System störend berühren konnten. Im Eifer, sich gegenseitig zu schaden, zu verdächtigen, zu vernichten, setzten beide Parteien die seltsamsten Gerüchte und Lügen in Umlauf, denn jeder war es zunächst darum zu tun, die Herrschaft des Zeitgeistes an sich zu reißen. — So lange diese Gegensätze auf den kleinen Krieg des Privatlebens beschränkt blieben und nur stellenweise in einzelnen unerheblichen Andeutungen in die Öffentlichkeit heraustraten, beschäftigten sie noch wie anziehende Anekdoten und gaben auf der einen Seite Stoßseufzern ob Verderbtheit der Welt, auf der anderen den Spöttern und Spaßvögeln Gelegenheit, sich über die Verkehrtheit des Widerparts lustig zu machen. Dieses noch immer harmlose Verhältnis erhielt aber plötzlich eine hohe Spannung durch die Einführung eines neuen, bisher in Österreich ganz unbekannten Mönchsordens, der sich Redemptoristen, oder von seinem Stifter „Liguorianer", oder — was am unangenehmsten auffiel — „von der Kongregation unsers Erlösers" nannte und, wie die Hofzeitung meldete, „zur Beförderung des geistlichen Wohls der Untertanen" von der Regierung herbeigerufen war 1).

Castellis Memoiren", herausg. von Josef Bindtner, München, bei G. Müller, 1913, 2. Bd. Anhang).

1) Im April 1820 wurde der Orden der Redemptoristen oder „Liguorianer" durch ein kaiserl. Dekret in den österreich. Staaten aufgenommen, Dank der Bemühungen Cl. M. Hofbauers. Zu gleicher Zeit wurde der Kongregation in Wien der obere Passauerhof als erstes Ordenshaus angewiesen und am 23. Dez. desselben Jahres die renovierte Kirche Maria am Gestade übergeben. Der verkappte Jesuitismus erregte lebhaften Unwillen und die Liguorianer wurden auch im Jahre 1848 am 6. April aus Wien durch die Revolutionäre vertrieben (S. M. Smets, Das Jahr 1848. Wien 1872, 2. Bd. S. 62 ff.). Sie sind freilich nachmals wieder gekommen.

Diese Maßregel erzeugte eine außerordentliche Bewegung, sowohl unter der Geistlichkeit als den Laien; denn dieser Schritt schien der erste zur vollständigen Organisierung der „orthodoxen" Partei im öffentlichen Leben. Hatte man die Einführung dieses Ordens dem Einfluß des Hofburgpfarrers 1) beigemessen, so schrieb man fortan alles, was Mißliebiges im Bereich des Kirchenregiments auftrat, diesem Orden zu und vergällte sich das einmal Geschehene durch die ausschweifendsten Deutungen. Da dem Orden die schöne Kirche zu „Maria am Gestade", insgemein „Maria-Stiegen" genannt, indes nur ein dürftiges Wohnhaus angewiesen und es ihm deshalb überlassen war, seiner — der der Jesuiten ähnlichen Regel gemäß, die Mittel zur Verbesserung seiner Existenz selbst aufzubringen, griff allgemein die Befürchtung vor Eingriffen des Ordens in Privatinteressen um sich, und selbst der Klerus protestierte gegen die Zulassung zur Seelsorge dieser auf die Freigebigkeit der Religiösen angewiesenen Priester 2). In der Tat wurden sie auf den Beichtstuhl beschränkt, vom Sterbebette hintangehalten, und ihr Wirkungskreis, von dem man anfänglich auch für Unterricht und Erziehung der Jugend besorgte, auf die Tendenz einer kirchlichen Polizei zur Reformierung des klösterlichen Lebens und der Sittlichkeit der untersten Stände zusammengedrängt.

1) Jakob Frint (s. früh.).

2) Im Kaffeeklub erzählte man sich, daß diese sich dadurch veranlaßt fanden, mittels einer Deputation dem Kaiser die Zuverlässigkeit ihrer Grundsätze und Absichten auseinanderzusetzen und sich bitterlich ob des gehässigen, ihre Korporationsrechte beeinträchtigenden, Argwohns, mit dem man sie verfolge, zu beklagen. Kaiser Franz, in solchen Angelegenheiten seinen Landesstellen mehr vertrauend, habe ihnen seinen Schutz zugesichert, insofern sie sich „ruhig" verhielten; weitere Prätensionen möchten sie indes nicht machen, denn — „nach seinem Tod könnte es leicht schlimmer kommen" (Not. d. Verf.).

Der durchgebildetste Mensch wird von Einbildung beherrscht und gelenkt und diese äußert verschiedene Wirkungen auf verschiedene Charaktere, je nach deren Stellung in der Welt. Ein Beruf kann diejenigen, die ihm folgen, durch seine Größe begeistern, einen Teil des Publikums durch die Regelmäßigkeit und Sitte, die an ihm ist oder zu sein scheint, rühren und zugleich den anderen Teil durch das Ungewöhnliche, Rätselhafte oder Scheinheilige, das ihm beiwohnt oder äußerlich anklebt, aufreizen, alle aber durch seine Neuheit anziehen. So blieb auch damals jahrelang der Orden der Redemptoristen ein Hauptgegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit; die einen folgten mit ebenso übertriebenen Hoffnungen seinem Wirken, als die anderen mit übertriebenem Verdacht seinem Treiben nachspähten. Wohin ein Mitglied dieser Gesellschaft den Fuß setzte, prognostizierte man Erbschleicherei. Begegnete man einer solchen allerdings fremdartigen Gestalt im langen schwarzen Talar, großem Hut und grobem Mönchsschuh, so blickte ihr alles nach: „wohin mag das gehen? was mag da wieder im Werke sein?" Entdeckte man irgend einen Konventikel, eine frömmelnde Gaukelei: ein Mitglied des Ordens mußte dabei im Spiel sein. — Großer Lärm entstand, als ein abgedienter Major K., der als „Kollaborator" des Ordens bezeichnet ward und sich mit Magnetisieren beschäftigte, eine Weibsperson niederen Standes zu einer Art Seherin von Prevost abgerichtet und diese Eule auf der Dohlenhütte der bei ihm gehaltenen geheimen Andachtsversammlungen ausgestellt hatte, wobei er ertappt wurde und es sich auswies, daß die überraschenden Antworten der inspirierten Somnambule, welche mit festverbundenen Augen jeden und jedes erkannte, von einem in der Gesellschaft anwesenden — Bauchredner kamen. — Ein junger Beamter, von angesehener Familie, der unserem Klub angehörte, wo

er als wahrheitsliebender, klar denkender Kopf bekannt war, erzählte uns eines Tages Folgendes. Er hatte durch die dritte Hand eine Einladung in das —sche 1) Haus „zu Tee und Spiel" erhalten, der er mit gespannter Erwartung gefolgt war, da die Frau vom Hause als Schriftstellerin berühmt, 2) die ausgezeichnetsten Geister, darunter auch Adam Müller, Friedrich Schlegel, die beiden „West's", 3) um sich versammelte, ja zuweilen auch Hofrat Gentz hier vorsprach. Von diesen fanden sich an diesem Abend nur Schlegel und einige weniger bekannte Männer von wissenschaftlicher Bildung ein; das Übrige war eine Mischung junger und alter Militärs und Beamten. Eine Partie, darunter unser junger Freund, setzte sich zum Whist; die andere blieb im Konversationszimmer, aus welchem von Zeit zu Zeit sich einzelne Gäste in eine anstoßende und — wie man beim Öffnen der Tür wahrnehmen konnte — dunkle Stube entfernten. Es schien so, als ob man dort jemandem Besuche abstattete, etwa einem Kranken. Endlich trat der —rat **, ein guter, gemütlicher und sonst harmloser Herr, an einen

1) Pichler'sche.

2) Karoline Pichler, Tochter des liberalen Hofrates der theresianisch-josefinischen Aera, Franz von Greiner, geboren am 7. Sept. 1769 zu Wien, gestorb. ebenda am 9. Juli 1843, erhielt eine glänzende Erziehung und betätigte sich schon frühzeitig literarisch. War schon das Haus ihres Vaters der Mittelpunkt einer auserwählten Gesellschaft, so wurde das ihre nach ihrer Heirat mit dem Regierungsrat Andreas Pichler vollends der literarische Salon Wiens, wo sich alle großen Namen treffen mußten. Im Alter lieh sie dem Pietismus ein williges Ohr und umgab sich mit Beichtvätern, wie auch aus ihren „Denkwürdigkeiten" (S. Bd. V und VI der Denkwürdigkeiten aus Altösterreich, München b. Müller in der unübertrefflichen Ausgabe von Emil K. Blümml) hervorgeht. Ihre Nachkommen bewegten sich gänzlich im Fahrwasser des Klerikalismus.

3) Pseudonym f. Jos. Schreyvogel (s. spät.).

der Whistspieler, sprach ihm leise ins Ohr, worauf dieser sich ebenfalls in jenes dunkle Kabinett entfernte, indessen jener seine Karten übernahm. Sobald der Abgerufene sich wieder an das Spiel gesetzt hatte, trat der Rat an einen andern, der das Anbot refüsierte. Der Rat trat an einen Dritten, der wieder hinausging und in das Kabinett schlüpfte. Endlich näherte sich der Zeremonienmeister unserem jungen Mann. „Spielen Sie gern?" Dieser bejahte es, und als jener hinzusetzte: „Soll ich Ihre Karte übernehmen?" dankte er. Jetzt bückte sich der Rat zu ihm und lispelte: „Wollen Sie nicht — — beichten?" — Sprachlos starrte der so Gefragte. „Da drinnen finden Sie einen, fuhr jener freundlich fort, ich spiele indes für Sie." Der junge Mann hatte Geistesgegenwart genug, den überraschenden Vorschlag scheinbar anzunehmen; ging hinaus, nahm seinen Hut und verließ die Gesellschaft. — Welche Konsequenzen sich an dergleichen Geschichten — und zahlreiche kursierten — knüpfen ließen, bedarf keiner Ausführung. Unter andern wollte man wissen, daß der Orden ein Grundstück in der Vorstadt erstanden und hier ein „Magdalenenstift", das heißt: ein geistliches Hospital für Büßerinnen angelegt habe 1), wozu die Idee von einer hohen Frau gekommen

1) Es war auf der Wieden in der Hartmanngasse. „Diese „sogenannten" Büßerinnen, meist adeligen Geschlechtern angehörend, begnügten sich, in stiller Abgeschiedenheit ein beschauliches Leben zu führen, ohne nach der Glorie humanen Wirkens zu geizen und erfreuten sich eines nicht eben günstigen Leumundes," sagt Smets (Das Jahr 1848. Wien, 1872, 2. Bd., S. 64 f). Außerdem scheint noch eine Filiale für Dienstboten existiert zu haben (Vgl. Enthüllte Geheimnisse der Wiener Polizei usw., Wien, 1848, S. 60 ff.," wo über das unsittliche Treiben daselbst freilich in tendenziöser Weise berichtet wird). Beide wurden im J. 1848 aufgehoben. Die Insassinen waren aber schon vorher meist entflohen.

und der fromme Graf Coudenhove1), später Priester der Gesellschaft Jesu, mitgewirkt haben sollte. Ohne Zweifel lag es mit der Sittlichkeit der Dienstboten und der Prostitution des weiblichen Geschlechts, womit es seitdem — ich weiß nicht, ob Herr Dupin „quoique" oder „parceque" sagen würde? — nicht besser geworden ist, sehr im Argen, weshalb die Idee einer Zufluchtsstätte für Gefallene dieser Art, welche zugleich zweckmäßige Mittel zur Besserung und Entwicklung intelligenter Anlagen der Züchtlinge böte, nur eine höchst glückliche genannt werden konnte. Freilich mußte eine solche Anstalt dann in geschicktere Hände kommen. Wenn es mit dieser Magdalenenkolonie wirklich Ernst war (Haus und Garten zeigte man mir), so ist nicht einzusehen, wozu der löbliche Zweck verschwiegen und das ganze Unternehmen in Dunkel gehalten wurde, was zu den fabelhaftesten Gerüchten Veranlassung gab. So erzählte man sich grausenhafte Dinge von den asketischen Übungen, welchen die Züchtlinge dort unterworfen, z. B. daß sie zur Abtötung des Fleisches Eisbädern ausgesetzt würden und dergleichen Albernheiten mehr 2). Als Vorsteherin des geheim-

1) Karl Ludwig Graf Coudenhove, geb. am 17. Juni 1775 zu Aachen, diente Churmainz als Oberst bei der Garde, später demselben Staat als Hofrat und trat nach dem Tode seiner Gattin (1819) in den Jesuitenorden. Später war er Weltpriester in Wien und 1823 verlieh ihm Fürst Liechtenstein eines der vier adeligen Canonicate an der Wiener Metropolitankirche. Er starb am 30. April 1838 zu Wien (s. Sebast. Brunner, Clemens Maria Hofbauer etc. Wien 1858, S. 250ff). Die hohe Frau, die bei der Gründung mitwirkte, war die Kaiserin Karoline Auguste.

2) Im Jahre 1848 bei dem sogenannten Hainbacher Fest sah man eine Parodie auf diese Büßerinnen. Es erschien ein Liguorianer, behängt mit all dem Flitter, womit die Pietät der Gläubigen die Heiligenbilder schmückt; er sang rührende Verslein und spendete den Segen aus auf einen heulenden Schwarm von Weibern und Mädchen, welche eiserne Stachelkränze um den Leib, tief in die Stirne reichende

nisvollen Instituts aber nannte man gar eine gewisse Gräfin D. 1), deren Lebenslauf dem der im ersten Abschnitt geschilderten Gräfin F. an die Seite gestellt werden könnte, wenn sie jene an Buhlerei und sträflichem Leichtsinn nicht weit übertroffen hätte.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß der Staat keine Mittel besitzt, Moralität zu schaffen, und daß alles, was in diese Sphäre schlägt, sich mehr oder weniger seinem Einfluß entzieht. Durch Gesetze lassen sich weder neue Überzeugungen begründen, noch alte ausrotten, die oft so tief gewurzelt sind, als jedes andere Anrecht auf Herrschaft. Die Kirche dagegen, welche die ewige Wahrheit vertritt und als unmittelbares Werkzeug der Offenbarung waltet, kann hier in hohem Grade nützlich wirken, wenn sie den alten Töpferton, aus dem die Nachkommen Adams geformt sind, mit den tauglichen Zangen anfaßt und nicht dreinfährt oder beim rettungslos abgebrochenen Henkel handhaben will. So ist es ein nicht bedenklich genug zu schildernder Irrtum, daß man, um auf die Moralität, oder mit anderen Worten: auf die Gewissen der „gemeinen Leute" zu wirken, sich auch einer gemeinen Form bedienen müsse. Was man damit auf der einen Seite gewinnt, verliert man

weiße Hauben und kolossale Gesangsbücher trugen; einige derselben machten sich durch Dickleibigkeit unter der Herzgegend besonders auffällig (s. Smets, Das Jahr 1848 usw. 2. Bd. S. 361).

1) Es handelt sich sicher um die Gräfin Johanna Desfours, die Schönholz (Traditionen I, S. 52 ff.) als Gräfin F—s behandelt, jedenfalls scheint er damit die Spur verwischen zu wollen, indem er die Gräfin D. und die Gräfin F. in Vergleichung bringt. — Ich bemerke hier, daß die Gräfin Desfours auch einmal novellistisch behandelt wurde, und zwar in: „F. Gr. Fridolin (Ferd. Graf v. Schirnding), Spiegelbilder aus dem weiblichen Kunst- und Berufsleben der modernen Welt. Leipzig, 1839. 2. Bd., S. 221 ff: Die verworfene Wahrheit; keine Dichtung. Aus dem Leben der bekannten Gräfin D . . . r."

auf der andern — nämlich bei den nicht gemeinen Leuten — tausendfach 1). Der Religiosität kann es wenig fruchten, daß ein Haufen Bildungsloser, alter Weiber, Bettler und einige Hundert geistige Krüppel der höheren Stände an das Herz schlagen, wenn die Art, womit dies bewirkt wird, die ungeheuere Mehrzahl mit Ärger durchzittert. Wenn die tobenden Fastenpredigten, wie sie damals von Pater V.2), der sich seitdem rühmlich durchgeklärt hat, gehalten wurden, die Kirche zu St. Maria am Gestade mit einem aus allen Ständen gefüllten Publikum füllten, so erklärt sich dies einfach, wenn ich bemerke, daß sämtliche Mitglieder un-

1) Von welcher Seite Extravaganzen des Glaubenseifers im Volke aufgenommen werden, stellte sich am deutlichsten während der Anwesenheit des Wundertäters Hohenlohe in Wien heraus. Unter anderen Persiflagen fand sich allgemein und nicht bloß im Mittelstand die Anekdote verbreitet: Ein Lahmer auf Krücken sei von jenem, nach Auflegung der Hand, mit den Worten entlassen worden: „Gehe hin! dir wird geholfen werden"; wodurch der arme Mann sich veranlaßt gefühlt hätte, auf der Treppe die Krücken von sich zu werfen und nun auch das andere Bein brach (Not. d. Verf.). — Alex. Leop. Frz. Em. Prinz Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1794—1849), gestorben als Weihbischof von Sardica, der sich in Bayern als Thaumaturg betätigte, bis sich die Sanitätspolizei ins Mittel legte, worauf er sich 1821 nach Wien begab, wo er aber nur im Stillen wirkte.

2) Joh. Emanuel Veith, 1787 als Sohn eines jüdischen Tabaksverlegers geboren, widmete sich der Tierarzneikunde, erlangte in dieser Wissenschaft großen Ruf und wurde 1816 Direktor des Wiener Tierarzneiinstitutes. Noch in demselben Jahr trat er zum Christentum über, widmete sich der Theologie und trat 1821 in den Redemptoristenorden ein, wo er die Priesterweihe erhielt und sich als Kanzelredner hervortat. 1830 trat er aus dem Orden in den Stand der Weltpriester über und entfaltete nun in freierer, nicht durch Ordensregeln gehemmter Bewegung eine segensreiche Tätigkeit als Seelsorger, Arzt und Schriftsteller. 1873 zum Ehrenbürger der Stadt Wien ernannt, starb er hochbetagt am 6. Dez. 1876.

sers Kaffeeklubs dabei auch niemals fehlten. Erbauungen, wo Schillers und Goethes Werke, nächst ihnen das Brockhaussche Konversationslexikon, als Erfindungen des Teufels verdammt wurden, konnte jedermann — amüsant finden. Aber wozu kann das führen? Wozu der wunderliche Aufputz mit bunten Lämpchen und Transparenten? Guter Himmel, die Neugierde des Publikums ergötzte sich daran, zugleich aber fragte es erstaunt mit Persius: Dicite, Pontifices! in templis quid facit theatrum? — Die anderen zahllosen Anklagen der öffentlichen Stimmen in Bezug auf die Tendenz und die Handlungen dieses Ordens mögen hier, wie so vieles, mit Stillschweigen übergangen werden. Er hat sie großenteils nicht verdient, allein seinem sonderbaren Auftreten zuzuschreiben; wiewohl damit nicht gesagt sein soll, daß es ihm auf irgend eine andere Weise hätte gelingen können, sich beliebt zu machen. Die öffentliche Meinung in Österreich ist die des Baseler Konzils und kein Peter Canisius[1]) wird sie jemals umstimmen. Die Befreiung des Staats von der Obergewalt der Kirche betrachtet man in allen Erbländern als die köstlichste Errungenschaft des politischen Daseins während mehr als einem halben Jahrhundert. Wer nach diesem Vermächtnis Josephs II. die Hand ausstreckt, ist verpehmt, und was er auch sonst sein und tun möge, man schenkt ihm nirgend Beifall und Glauben. In diese Lage hatte sich der Burgpfarrer gebracht und alle die in der Methode zu ihm hielten. Wo die Kirche so hastig dem Staat in die Zügel fällt, gewahrt das Volk in jeder, wenn auch durch politische Umstände gebotenen, Maßregel der Staatspolizei den Einfluß

1) Peter Canisius (1524—1597), Jesuit, unermüdlicher Ketzerbekehrer und Verfasser des großen und kleinen Katechismus, der sogenannte „österreichische Spürhund", dem die Greuel der Protestantenverfolgungen zur Last fallen.

rituelle Rückschritte. Diese und Ultramontanismus, dieser und Verdunkelung des Geistes sind diesseits des Po nun einmal identisch im Begriffe. Wäre dies auch nur ein Vorurteil, man müßte es schonen. Das größte Übel, was über die Gesellschaft gebracht werden kann, ist der Glaube an die geheime Herrschaft verhaßter Prinzipien; denn dieses Übel ist die fruchtbarste Mutter aller anderen. — Spindlers „Jesuit" 1) wurde strenger als jedes andere verbotene Buch von der Polizeihofstelle anathematisiert; und diese einzelne Tatsache verbreitete sich blitzschnell, als Fingerzeig für den allgemeinen Kaufalverband der die Zeit beängstigenden Reaktionen.

Das Vertrauen in den Kaiser blieb unerschüttert, wie tief auch die in der öffentlichen Meinung sanken, auf welche er mit am höchsten hielt. Unter diesen befand sich namentlich Freiherr von Stifft, erster Leibarzt, Studiendirektor und Mitglied der Zensurobergewalt, in der unglücklichen Lage, alle gegen sich aufzubringen; überdies verschlimmerte er seine schon an sich schwierige Stellung neben Frint noch durch Blößen und Mißgriffe 2). Im starrsinnigen

1) Karl Spindler (1796–1855), „Der Jesuit" Stuttgart, 1829, 3 Bde. und öft.

2) Ein Machthaber, dessen Unpopularität für ihn kein Geheimnis ist, wird lieber für einen Despoten als einen Unfähigen gelten wollen, denn es ist ein dem Menschen angeborener Ehrgeiz, lieber gehaßt als geringgeschätzt zu werden. Die Beurteilungsweise der Wiener — und in diesen Stücken schlägt die Stimme der Residenz für das ganze Land aus — befolgt in der Regel die entgegengesetzte Maxime: was ihr nicht zusagt, heißt Unverstand. Der wirkliche Staats- und Konferenzrat Freiherr von Stifft, ein gelehrter Mann, hatte gleichwohl im Publikum den unverbesserlichen Ruf eines beschränkten Kopfes. Die Beamten machten ihm Eigensinn, die Gelehrten Einseitigkeit und schlechtes Latein, die Studierenden Pedanterie, die Literaten Engherzigkeit, die Apotheker Ignoranz zum Vorwurf; die Ärzte ließen nichts gut an ihm als seine therapeutischen Kenntnisse. Da

Gräfin Johanna Desfours-Walderode
(Gemälde von Karl Agricola)

Kampfe mit Neuerungen, wobei ihm wie den Alten „novas res moliri" und das „Verbrechen der Empörung" gleichbedeutend schienen, hatte er dem Doktor Marenzeller[1]) eine homöopathische Klinik nachgegeben; diese mußte eingestellt werden, als die orthodoxe Partei „Experimente mit dem menschlichen Leibe anzustellen" als gottlos denunzierte. Abermals ein Stoß der im verborgenen wirkenden Triebkraft auf das Zwerchfell der öffentlichen Meinung. Und solcher Stöße folgten Schlag auf Schlag; was der leitende Staatsgedanke im Großen groß entworfen, ward leider! im Kleinen kleinlich durchgeführt. Ils se sont battus les flancs pour être de grands hommes.

erkrankte im März 1816 der Kaiser und jeden Tag wuchs die Gefahr, trotz aller Andachten und feierlichen Messen; bis die äußerst geängstete Kaiserin zu dem bis dahin ganz unbekannten Leibarzt des Herzog von Reichstadt, Dr. Staudenheim, die Zuflucht nahm. Der Staats- und Konferenzrat hatte den hohen Patienten bisher schwitzen lassen, jener rettete ihn durch einen Aderlaß. Je zärtlicher und heißer bisher die Sorge des Publikums, um so bitterer jetzt der Spott, der durch alle Schichten der Gesellschaft über den ersten Leibarzt und Studiendirektor sich ergoß, besonders als dieser für eine sträfliche Kurzsichtigkeit obenein noch von Berlin aus mit dem Adlerorden belohnt wurde! — Eines Morgens fand man an mehreren Straßenecken Exemplare des ärztlichen Bulletins angeklebt, und bei der Unterschrift „Stifft" mit Tinte zugesetzt: Siehe technisches Wörterbuch von N. N., Seite soundso. Als man die angezogene Stelle einsah, da stand: „Stift, ein Nagel ohne Kopf." (Not. d. Verf.) — Jakob Ritter von Staudenheim (1764—1830), ein Schüler des bekannten Stoll und beliebter Wiener Arzt. Nach Wurzbach (Biogr. Lexik. usw.) wurde er erst, nachdem er 1826 den kranken Kaiser behandelt hatte, Leibarzt des Herzogs von Reichstadt.

1) Matthias Marenzeller (1765—1854), Begründer der Homöopathie in Österreich, die er unter großen Schwierigkeiten durchzusetzen versuchte; selbst der Kaiser stellte sich ihm entgegen, konnte aber, durch die Erfolge schließlich überzeugt, Marenzellers Tätigkeit nur anerkennen, indem er 1831 das Verbot der Homöopathie aufhob (S. Wurzbach, biogr. Lexik.).

An der Hand des sogenannten Jesuitism schlich die geheime Polizei: so war die allgemeine Einbildung. Allenthalben ahnte man diese Gespenster, ohne sie greifen zu können. Daher traute einer dem andern nicht. Diese an sich beklagenswerte Unsicherheit kehrte dem unabhängigen Beobachter eine komische Seite zu, da das Bedürfnis, sich mitzuteilen und die Furcht, sich durch mißliebige Äußerungen zu kompromittieren, im geselligen Verkehr die spaßhaftesten Erscheinungen veranlaßten. Wer bei politischen Verhandlungen still schwieg oder wer sich rücksichtslos aussprach, und man kannte ihn nicht genau, war jedenfalls ein Agent; in jenem Falle ein Auffammler verfänglicher Reden, in diesem einer, der sie provoziert. — Lange Zeit war unserem Kaffeeklub dieser Argwohn fern geblieben, welchem Umstande wir die Gesellschaft eines sehr seltsamen Menschen zu verdanken hatten. Es war dieser Herr J.[1]), ein mit schönem Gelde von Geschäften zurückgezogen lebender Kaufmann; Sonderling aus- und inwendig, Hypochondrist, Atheist, Misanthrop; gepeinigt von allerlei eingebildeten Übeln und Gefahren. Er nährte, niemand wußte weswegen, einen giftigen Haß gegen den Kaiser und alles was mit

1) Es kann sich nur um Karl Isenflamm, einen Freund Raimunds handeln (s. Jahrbuch der Grillparzergesellschaft VI, S. 149). Isenflamm wurde um 1775 als Sohn eines sächsisch.-weimarischen Ministerresidenten in Wien geboren und widmete sich dem Handelsstande. Er war 1819 Aktionär-Mitglied der priv. österr. Nationalbank, von 1820—1825 Mitglied des zensurierenden Eskomptecomitées der gleichen Bank, 1827 bis 1832 Zensor der 1. österr. Brandversicherungsgesellschaft in Wien und Großhandlungsassozié i. k. k. priv. Großhandlungshaus J. G. Schuler und Komp. Er war Garçon, und sein Tod erfolgte am 10. Mai 1833 zu Wien mit Hinterlassung eines nicht unbedeutenden Vermögens. Seine Furcht vor der Polizei war gänzlich unbegründet, denn die Polizei führt ihn nicht ein einziges Mal in ihren Akten an (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausgeg. v. E. K. Blümml, München b. Müller, 1913, s. Index).

Thron und Regiment zusammenhing, und das Bewußtsein dieses Hasses strafte sich an ihm durch die unsägliche Furcht vor polizeilicher Verfolgung. Seiner Rheumatismen wegen durfte seine stattliche Wohnung niemals gelüftet werden; nie nahm er deshalb den Hut vom Kopf; in den Hundstagen trug er noch doppelte Röcke. Ging er abends aus, so hörte er Spione hinter sich herschleichen; jeder an den Wänden vorüberstreifende Schatten schreckte ihn als der eines ihm folgenden Häschers. Ein Bekannter sieht ihn das Theater verlassen und klopft ihm von hinten auf die Schulter; sogleich reißt er aus, erreicht im Schweiß gebadet seine Wohnung und liegt sofort acht Tage eingebildet leidend im Bette. — Einmal entschließt er sich mit Künstlern und Schauspielern zu einer Partie über Land 1). Zufälligerweise befindet sich unter der Gesellschaft die Frau eines Polizeibeamten, welche zum Picknick einen Kuchen geliefert. Als dieser herumgereicht wird und die gutmeinende Frau ihm eine mit Rosinen besonders reich gefüllte Schnitte aufdringen will, erblaßt er, zittert, glaubt, man wolle ihn wie die Bianka Capello mit vergiftetem Backwerk aus der Welt schaffen. Seitdem hielt er die Fensterläden der nach einem Gäßchen sehenden Seite seiner Wohnung Tag und Nacht verschlossen, um nicht als Posa erschossen zu werden. Nachdem er im Klub eine Zeitlang den stummen Zuhörer gemacht, verscheuchte ihn das damals allenthalben spukende Polizeigespenst.

Es trat im Kaffeezirkel dieses in der Person des —rates R. auf; ein schon bejahrter, erfahrener und gewitzter Ge-

1) An diesem Ausfluge nahm auch Raimund teil, der schon längere Zeit den Sonderling kannte; unzweifelhaft lieferte ihm dieser, wenn nicht die Idee, doch das Modell zum „Menschenfeind" (Not. d. Verf.). — Ferdinand Raimund (1790—1836), der berühmte Volksdichter und Schauspieler.

schäftsmann von weitgreifender Kenntnis und Bekanntschaft — sozusagen ein offizieller Topfgucker, der von den verdecktesten Gerichten gekostet, diese in höchst anziehender Weise aufzutischen verstand. Vertraut mit den jedesmals entscheidenden Beweggründen und persönlichen Ansichten, wußte er die Genesis jeder Staatshandlung wie am Paternoster herzusagen; nur übertrieb er zuweilen zu sehr ins Arge, was man indes leicht abmerken konnte, besonders wenn er der Animosität gegen gewisse Männer Luft machte. So erzählte er ohne Scheu von den „Grausamkeiten" des damals noch in Gunst stehenden Historiographen von H. 1), welche sich dieser als k. Kommissär auf Untersuchung in Tirol erlaubt hätte. Unter anderm wäre die Frau eines wegen dem Feinde geleisteter Spiondienste zum Tode verurteilten Bauern, die um Gnade zu flehen kam, im neronischen Stil gut aufgenommen und beschieden worden: „sie möchte nur immer nach Hause gehen"; als sie aber die Hütte erreichte, fand sie den Mann am Türpfosten gehangen. — Dergleichen beizende Charakteristiken, womit der geläufig vortragende Mann binnen einer Viertelstunde ein ganzes Dutzend in Atlas gewickelter Zelebritäten mit rauchender Salpetersäure vernichtete, verschlang unser Misanthrop als scharfgewürzte Leckerbissen mit wässerndem Munde; allein bald stiegen in ihm ernstliche Bedenken ob der unbegreiflichen Kühnheit solcher Mitteilungen auf.

Nun war eben die harmlose Residenzstadt durch den Schatten eines Hochverrats in Schrecken versetzt worden.

1) Josef Freiherr von Hormayr zu Hortenburg, k. k. österr. Hofrat und Historiograph, geb. zu Innsbruck am 20. Januar 1781, gest. zu München 1848. Im Kriege 1809 zum Hofkommissär in Tirol und Vorarlberg ernannt, versah er dieses Amt von Beginn des Krieges bis zur Räumung Tirols anfangs August, einen Monat nach dem Znaymer Waffenstillstand.

Seit einiger Zeit hatten sich morgendlich wiederholt geschriebene Plakate an den Straßenecken oder auf dem Pflaster, ja selbst in die Korridors der Hofburg verstreute Zettel gefunden, welche mit Niederbrennung dieser und blutigen Attentaten drohten[1]). Diese Brandbriefe waren stets von derselben Hand, und der Polizei leuchtete es bald ein, daß sie es hier mit einem oder wenigen zu tun habe; dem Unternehmen mochte politische Bosheit oder Gaunerei zum Grunde liegen. Einen kleinen Kreis scheuer Gemüter mochte der alberne Frevel allerdings sehr und bei weitem mehr alterieren als das Publikum, welches nur die unangenehmen Folgerungen, welche man höhern Orts daraus entnehmen könnte, fürchtete. Da entstand plötzlich eines Vormittags Feuerlärm; es brannte wirklich — unerhört seit Menschengedenken — in der Burg zum Schornstein hinaus! Überdies fügte es der malitiöse Zufall noch so, daß niemand, selbst die Hofbaukundigen nicht, sogleich zu entdecken vermochten, wo es brannte, das heißt: wo der Herd des Brandes? bis endlich ein Polizeikommissär sich durchdrängt, rufend: „Hier muß es sein! hier! schlagt die Wand ein!" Man befolgt den Rat des Dieners der Allwissenden und richtig — ein zugemauerter Kamin, worin sich alte Holzreste befanden, welche zufällig sich entzündet, löst das schauerliche Rätsel. Bald darauf entdeckte man auch den Schreiber jener schändlichen Schreckbriefe in der bedeutungslosen Person eines Elenden.

Als diese Katastrophe im Klub besprochen ward und männiglich sich freute, daß somit aller Grund zu dem verderblichen Argwohn eines tiefer gehenden Komplotts getilgt sei, erklärte der Kaustiker sich nicht damit einverstanden. „Die rückschreitende Partei," so äußerte er sich, „läßt nicht so leicht einen Vorwand, sich notwendig darzustellen, fahren.

1) Im Polizeiarchiv konnte darüber nichts gefunden werden.

Sie gleicht dem Arzt bei Goethe, der dem Patienten Arznei gibt, damit er seiner auch bedürfe." Von der Übermacht, welche die Orthodoxen zur Zeit erlangt hätten, gäbe folgende Tatsache eine Vorstellung. — Von der Staatskanzlei zur Burg gehe eine eiserne Brücke, lediglich für den Verkehr der höchsten Personen, welche hier und dort hausen. Der Schlüssel zur Brückenpforte befinde sich im Arbeitszimmer des Fürsten 1), wo dessen Kammerdiener, wie natürlich, Zutritt habe. Der Burgpfarrer, davon in Kenntnis gesetzt, hätte nun in Anbetracht jener Symptome staatsgefährlicher Anschläge und des geheimnisvollen Zusammentreffens schon an sich bedenklicher Ereignisse, und da er für das zeitliche und ewige Heil des Monarchen Gott verantwortlich sei — auf die allabendliche Überlieferung jenes Schlüssels in seine Hände gedrungen, und dieses sei ihm zuerkannt worden. — Diese, die Omnipotenz einer über jede Behelligung erhabenen Person verletzende Geschichte, schien dem Misanthropen denn doch allzukühn, um jetzt nicht überzeugt sein zu müssen, er dürfe nur zugreifen, um das Gespenst eines provozierenden Spähers in die Hand zu bekommen. Bis in den Bart erblassend, teilte er uns seine Besorgnis mit und besuchte den Klub niemals wieder. Was die Stimmung jener Zeit aber am besten charakterisiert, ist, daß die Mehrzahl der Mitglieder dieses Klubs seiner Ansicht beistimmte.

1) Jedenfalls Klemens Fürst Metternich (1773—1859) gemeint.

*

Wer seinen Glauben wechselt, hat entweder keinen und erhält dann nicht mehr, als er hingibt; oder er hat Glauben, kann sich des alten nicht gänzlich entäußern und erhält mit dem neuen auch einen Überschuß. Mithin sind Konvertiten in der Regel Freigeister oder Fanatiker und die Taufen der Juden gewagte Operationen des Schielens, wo nach Durchschneidung des innern Augenmuskels ein entgegengesetztes Schiefblicken erfolgt. – Allein neben der religiösen Konversion kann noch eine gewisse Konsequenz des Charakters bestehen; bei politischen Beschneidungen erleidet dieser immer einen merklichen Blutverlust, daher auch von allen Renegaten der politische die öffentliche Stimme am heftigsten gegen sich hat. Und deshalb hat der Parteigroll auch Gentz für alle seine Schicksalsverwandten büßen lassen. Der Vorwurf, daß er um Geld übertrat, wäre, wenn gegründet, dennoch eitel; denn jeder ist feil, wenn nur sein Preis geboten wird: was Gold nicht tut, bewirkt eine Schmeichelei, und manche sind nur für Grobheiten zu haben. Aber Gentz ist gar nicht übergetreten, liberal, wie die Partei das versteht, ist er niemals gewesen, und zwar eben so wenig als er jemals ein – Charakter war. Hätte Gentz Charakter in dem Grade besessen wie Kapazität: er wäre nicht so spurlos durch seine Zeit gegangen, sondern der Mann gewesen, eine dauernde Schule zu gründen – in Deutschland, wo man so leicht „Schulen"

macht. Dies ist Haller gelungen, der unstreitig als Kapazität leichter, als Charakter voller wog. Dieses Mannes Leistungen waren sein Glaube; seine Desertion vom Luthertum läßt sich leicht als eine Konsequenz seiner politischen Ansichten nachweisen, und daher ist er auch nur gehaßt worden. Gentz ist Schlimmeres widerfahren. Bei Beurteilung dieser beiden ausgezeichneten, zugleich vielverschrieenen Männer ist nicht außer Augen zu setzen, daß sie in die Strudel uferloser Zeiten geraten waren, und von den Stromschnellen der Ereignisse fortgerissen, die als Vogelscheuchen aufgestellten Strohwische jedesmal als die einzig vorhandenen Ruder ansahen. So konnte recht gut, und ohne Amputation eines gesunden Gliedes, der Mann, welcher erst für die Preßfreiheit eiferte, zehn Jahre später ein sehr erbitterter Zensor sein 1).

Kaiser Franz war kein Freund der Überläufer. Einen in seinem Fach ausgezeichneten Lehrer, der in den Orden der Redemptoristen treten wollte und wirklich auch trat, ließ er ermahnen, auf dem Posten, wo er in reichem Maße nützlich wirken könnte, zu verharren 2). Einem meiner Bekannten, der bei der Audienz seine Bitte um Wiederanstellung unter anderen Gründen mit dem unterstützte, daß er nunmehr auch zur katholischen Kirche übergetreten sei, fiel der Monarch abbrechend ins Wort: „Das ist keine Empfehlung." Mithin könnte es auffallen, daß unter seiner Regierung Konvertiten zu ausgezeichneten Wirkungskreisen gelangten,

1) Vom Wirrwarr dieser Periode, wo der gesunde Menschenverstand auf einer Seite mit der Stallfütterung der platonischen Republik, auf der anderen mit den in Spiritus aufbewahrten „pathologischen" Konservatismen zu kämpfen hatte, gibt der sonderbare Umstand Zeugnis, daß Hallers „Restauration" gleichzeitig in Berlin als Handbuch der Rechtgläubigen vom Liberalismus angefochten, in Wien aber als subversiv verboten ward (Not. d. Verf.).

2) Jedenfalls Joh. Em. Veith (s. früh.).

allein, wie gesagt, er hätte sie gerne entbehren mögen. Sie waren durchgebildete Geister, Stilisten, wie Österreich wenige, vielleicht keinen besaß — denn welches unserer Lehrinstitute hätte solche ausrüsten sollen? Der orthodoxen Partei aber galten sie nur als Rückkehrende, Reuige; bekannt mit dem Innern der Haut, die sie abgestreift, und vorzugsweise geeignet, den ergriffenen Gegensatz mit Begeisterung festzuhalten.

Auf diese Argumente sich stützend, kam ein Mann nach Wien, von angeblich adeliger Familie, unter einem pseudonymen, römisch tönenden Namen 1), dessen Existenz an

1) Es kann sich nur um Mar Karl Baldamus handeln, von dem es freilich nicht bekannt ist, daß sein Name Baldamus ein Pseudonym wäre — auch Schönholz dürfte dies nur wegen des ungewöhnlich klingenden Namens vermuten —, dagegen stimmen andere Dinge mit der obigen Darstellung. Baldamus wurde am 14. Oktob. 1784 zu Roßla am Harz geboren, studierte in Wittenberg die Rechte und wurde 1806 Bürgermeister in Blekede an der Elbe, 1813 wegen Teilnahme an der französischen geheimen Polizei in Untersuchung gezogen, saß er bis Mai 1814 in Dömnitz gefangen, wurde aber freigesprochen. Nachdem er in verschiedenen deutschen Städten die Advokatur ausgeübt hatte, wurde er in Leipzig 1825 katholisch und tauchte im Jahre 1826 in Wien auf, wo man seine Anwesenheit bis etwa 1834 im Polizeiarchiv feststellen kann. Ein Bericht (veröffentlicht v. C. Glossy im Grillparzerjahrbuch 1900, X. Jahrg., S. 333 f) besagt von ihm: „Baldamus habe von Dresden aus sehr dringende Empfehlungen an viele angesehene Häuser in Wien mitgebracht. Er habe kurz nach seiner Ankunft einen übergroßen Pietismus zur Schau getragen, beständig Bibelsprüche im Munde geführt, in Gesellschaft heilige Lieder gesungen. Es seien ihm anfangs von seinen Gönnern bedeutende Unterstützungen zuteil geworden, welche aber in Folge aufgehört hätten. Dieser Umstand soll hauptsächlich die Ursache seiner brüsken Abreise von Wien sein. Übrigens ist er ein Mann von klassischer Bildung und vielseitigem Wissen. Seine Gedichte und Aufsätze, die von bedeutendem Talente Zeugnis geben, erscheinen in den Wiener Journalen." In der Tat versuchte Baldamus auch in den österreichischen Staatsdienst zu ge-

der Seite einer Frau, die er dem hochgestellten Vater entführt, in Norddeutschland Schiffbruch gelitten. Da ihn der Protestantismus und die Philosophie im Stiche gelassen, suchte er hier im Hag des Katholizismus und der Poesie den Frieden. Im kräftigsten Lebensalter und männlicher Blüte, mäßigen Gemütes und klarer Weltanschauung, war an ihm keiner der Punkte zu entdecken, wo gewöhnliche Menschen, wenn sie vom Mutterboden sich losreißen, im fremden sich bewurzeln. Eine ruhige Überzeugung, oder die Sehnsucht, innerlich mit einer peinlichen Vergangenheit abzuschließen und darum mit sich selbst erst zu brechen, mochten ihn bestimmen, die Kirche zu wechseln. Vom praktischen Leben aber hatte er sehr unvollkommene Begriffe und sich in bezug auf unsere Verhältnisse mit Illusionen getragen. Auf die Weise, wie er geträumt, in den Staatsdienst zu gelangen, müßte ein außerordentliches Talent mit einem außerordentlichen Bedürfnis zusammentreffen. Und beides war nicht vorhanden. So blieb ihm nur die immer mißliche, in Österreich aber — wenigstens damals — ganz hoffnungslose Auskunft, durch literarische Tätigkeit das Leben

langen, wie Schönholz schreibt. Die „bayerische Landbotin 1835, Nr. 112" berichtet, daß er an der Staatskanzlei anpochte, daß sie ihm aber verschlossen blieb. „Dagegen soll es der selige Ritter Gentz mit ihm versucht und ihn eine Zeitlang als Sekretär gehalten, aber unbrauchbar gefunden haben." Baldamus ging 1834 in die Schweiz, lebte dann in München und Stuttgart, wo er wieder protestantisch wurde, und zuletzt zog es ihn wieder nach Wien, wo er am 13. Dezemb. 1852 starb. Goedecke sagt, daß seine Schriften zu den gehaltvollsten und geistreichsten jener Zeit gehören, dagegen stellt der „Österreichische Parnaß bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar. Frey-Sing, S. 6" ein ungünstiges Bild von ihm auf und nennt ihn: „Vierschrötiger Mystiker, Seichtling und Biertrinker, Renegat und Kirchenräuber 2c." Auch Grillparzer behandelte ihn in Epigrammen verächtlich und heißt ihn den elenden Baldamus (s. Grillparzers Briefe und Tagebücher. Stuttgart und Berlin. 1. Bd. S. 96).

zu fristen. Darbend an Seele und Leib schrieb er „Passionsblumen".

Es traf sich günstig für ihn, daß die Redemptoristen behufs der Verbreitung von Erbauungsschriften eben eine Buchhandlung errichtet hatten 1). Der Prior des Ordens, Pater P. 2), ein vielfach begabter, entschiedener Mann, sammelte Geistliche und Laien um sich, welche Steine zum Bau zu liefern vermochten. So gewann der Fremdling eine Stütze und die supernaturalistische Poesie einen fleißigen Mitarbeiter; allein die Glut Clemens Brentanos 3), die Zierlichkeit Guido Görres' 4) wollten sich nicht einstellen;

1) Schneller: „Die Errichtung von Buchdruckereien und Buchhandlungen unterlag überall den größten Schwierigkeiten, doch entstand 1828 die „Congregations-Buchhandlung", in deren Umlaufschreiben der hirnwütende Passy sich alle protestantischen Bücher verbittet, aber ganz Deutschland mit Andächteleien aller Namen und Stunden (?) aus Österreich zu versehen sich erbietet. „Gott ist die reinste Liebe" (von Eckartshausen, seit Jahrzehnten allgemein im Gebrauche) und die „Stunden der Andacht" erhielten zu Wien das strengste Verbot" (Not. d. Verf.).

2) Anton Passy, geb. am 31. März 1788 in Wien, studierte dort Theologie und trat, nachdem er Erzieher gewesen, bei den Redemptoristen ein, wo er 1821 die Priesterweihe erhielt. Bei seiner Primiz hielt Zacharias Werner die Predigt. Seit 1824 kränklich und deshalb von der strengen Ordensregel dispensiert, versah er nur die Pflichten des Beichtigers und die des Krankenbesuches; er starb infolge einer Operation am Unterkiefer am 11. März 1847 in Wien. Über seine zahlreichen Erbauungsschriften usw. s. Goedecke, 2. A. 6. Bd. Der „Österreichische Parnaß bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar, S. 34 f." entwirft folgende Charakterisierung von ihm: „Schmächtige Figur, gesenkte Augen, unbedeutendes Äußere, Betbruder und begeisterter Pietist, Liguorianer, unbeschreiblich tätig für sich und das Wohl der Kirche Roms."

3) Clemens Brentano (1778—1842), der bekannte Romantiker.

4) Guido v. Görres, geb. 1805, gestorb. zu München 1852, Sohn des gewaltigen Joh. Jos. v. Görres, katholischer Schriftsteller.

aus jedem Gedanken, jeder Redewendung schimmerte protestantische Blässe. Pater P., der ein nicht gemeines Talent für Buchhändlerspekulationen — to puff up an entreprise — besaß, nahm, was er aufbringen konnte, um die von ihm redigierten und edierten frommen Gedichtsammlungen zu füllen, welche allmählich die Profanpoesie in den Hintergrund drängen sollten; zugleich mochte es ihm auch darum zu tun sein, schriftkundige Geistliche zu literarischer Wirksamkeit heranzubilden, andererseits arme Poeten auf schonende Weise zu unterstützen und so an das Interesse der Kirche zu fesseln. Er trug sich in dieser Beziehung mit weitgreifenden Plänen und hielt es sogar möglich, die Mysterien auf der von „Frivolitäten ursurpierten" Schaubühne wieder einzuführen. Da ich eben wieder ein Trauerspiel zur Welt bringen wollte, dessen historische Basis die Utraquistenfehde, so machte der arme Poet mir den Vorschlag, doch lieber einen biblischen Stoff für die Hofbühne zu bearbeiten, und erbot sich deshalb, mich mit Pater P. bekannt zu machen. Dieser Vorschlag war sehr anziehend in gewisser Beziehung. — Unterdessen erkrankte der Passionsdichter, und ich mußte allein mich zur festgesetzten Stunde zu dem geistlichen Mäzen verfügen. Nicht ohne leisen Schauer naht sich der Weltmensch der Abgeschlossenheit und dem Geheimnis des klösterlichen Lebens. Was sich dem äußeren Auge entzieht, bildet sich der innere Sinn nach Gerücht und Analogie. So beschäftigten mich auf dem Gang dahin die wunderlichsten Gedanken, als würde ich jetzt den Schleier am faischen Bilde lüften.

Es war Mittagszeit, als ich den einsamen Stadtwinkel betrat, darin, sonst ein Quartier des Gewerbes, welches Heine das „horizontale Handwerk" nennt, das Kloster der Kongregation — rosa inter spinas — lag[1]). Ernst in

1) Diese Charakterisierung würde heute noch so ziemlich stimmen.

seinem gothischen Schmuck, erhob sich St. Mariens Turm, von dessen Zinne ich einst in die Schlachtwolken bei Wagram geschaut 1). Auf dieser Panoramatreppe stieg jetzt der Glöckner im schwarzen Habit, die Feierglocke zu ziehen. An der Pforte des Ordenshauses drängte eine Schar alter Weiber um die Armensuppen. Unbeachtet schlüpfte ich hindurch und befand mich in einem menschenleeren Hofraum, wo ich mich in die Zelle eines Novizen verirrte, aus der mich eine an der Wand hängende Geißel zurückschreckte. Nach langem Harren fand sich endlich ein dienender Geist, der mich nach dem ersten Stockwerk in den Sprechsaal führte — eine anständig möblierte Stube, mit gestickten Heiligenbildern und allerlei niedlichen Gaben frommer Frauenhände geziert. Hier harrte ein kleines Männchen, wie sich auswies, ein Buchhändler und Verleger erbaulicher Schriftchen des Priors, da er einen aus Freiburg im Kloster anwesenden Priester von der Gesellschaft Jesu besuchen wollte. Er entwarf in salbungsvoller Rede eine so erhebende Schilderung von Pater P., daß meine gespannte Erwartung fast vor Ungeduld reißen wollte, als dieser hastig, mit großen Schritten eintrat.

Die Romantik ist im Schildern von Gestalten, mit welchen sie gewisse Tendenzen oder Lebenskreise charakterisieren will, selten glücklich; verschwenderisch im Zeichnen, treibt sie ihre Geschöpfe naturwidrig auf; schafft Zerrbilder und Halbgötter und formt ihre Figuren nach pittoresken Mustern, während die Wahrzeichen der Individualität gewöhnlich in kleinen Nuancen und unnachahmlichen Akzenten sich darstellen, welche die Natur und das Leben mit unerschöpflicher Laune und einer Willkür verteilt, für die kein Ge-

1) Das wäre möglich, da die Wohnung seiner Mutter (laut Polizeiakten No. 5100 ex 1822 in dem Bericht vom 5. März 1812) in der Salvatorgasse Nr. 411 war, also unmittelbar neben der Kirche.

setz aufzufinden ist. Wer mir aufgegeben hätte, die äußere Erscheinung dieses vielfach besprochenen Priesters aus der Phantasie zu entwerfen, dem würde ich ein ähnliches und doch ganz anderes Bild geliefert haben. — Der Eintretende war ein mehr junger als älterer Mann, hoch gewachsen, hager, in weite doppelte schwarze Gewänder gehüllt, in das blasse, von Skrofelnarben gefurchte Gesicht das Samtkäppchen bis über die Ohren herabgezogen; an der linken Hand bedeckte ein schwarzer Verband die Stelle zwei fehlender Finger. Drei dicke Andachtsbücher, daraus viele gestickte Lesezeichen hingen, von sich legend, überflog der Blick seines schwarzen, wie elektrisch glühende Kohle leuchtenden Auges die Gesichter von uns beiden Gästen. Der Buchhändler verneigte sich tief, nahte gebückt dem Prior, der in der Mitte des Sprechsaals hoch aufgerichtet stehen blieb und jenem die Hand entgegenstreckte. Jener ergriff und küßte sie. Über den Gebückten hinweg blickte der so Verehrte nach mir und — — lächelte. Ich wußte nun, woran ich war und wie er es mit mir werde halten wollen. Das hieß so viel: Ich kenne dich und nehme dich, wie du bist, ohne dich ändern, ohne mich groß genieren zu wollen; mach' daher keine Umstände! In der Tat entwaffnete mich dies, ja, beschämte mich gewissermaßen, denn ich hatte mich verstellen wollen.

Nach den gewöhnlichen Redensarten und nachdem der Traktätchenkrämer zu seinem Freiburger Geschäftsfreund sich entfernt hatte, lenkte der Prior das Gespräch auf den armen Poeten und die Mysterien. Er hätte sich darüber nicht so bestimmt ausgesprochen. Wünschenswert sei es; indes ob es sich mit den Bühnenzuständen vertrüge, ließe er dahingestellt. Mit den sogenannten Liebhabertheatern, welche in mehr als einer Bedeutung solche wären, möchte es zunächst zu versuchen sein. Was also diese Angelegen-

heit beträfe, so sei mir überlassen, für das Sittenheil zu wirken, wie ich angemessen hielte; aber einen anderen Dienst ähnlicher Art könnte ich ihm erweisen. Ein anderer seiner armen Klienten nämlich habe zwei Lustspiele verfaßt, die er, unbekannt mit dem Theatergeschäft, nicht unterzubringen wüßte; ob ich mich, dem armen Menschen einen Gewinn zuzuwenden, dessen annehmen wollte? Ich war erstaunt! Der Prior ging und kam zurück mit zwei Heften. Ich blickte hinein: in der Tat, gewöhnliche Lustspiele mit Liebespossen und Heirat am Schluß! — Eines davon ist später auf einem deutschen Theater zweiten Ranges aufgeführt worden und brachte dem unglücklichen Dichter ein Honorar von — zwei Dukaten ein.

Noch mehrere Male wurde ich veranlaßt, diesen merkwürdigen Geistlichen zu sprechen, und immer fand ich in ihm den äußerst gewandten Jünger Loyolas, der Salbung und Humor zu handhaben und sein gewinnendes Benehmen mit tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens, und die Windrose der Verstandesrichtungen im Auge, jedesmal — und darin besteht die weitgreifende Kunst — zu individualisieren weiß. Was mich wiederholt nach dem Kloster führte, war das unangenehme Geschäft, eine arme, am religiösen Gehirnfieber leidende Verwandte zu überwachen, welche bereits sich bis auf das letzte Hemd für fromme Zwecke entkleidet hatte. Bei dieser Gelegenheit öffnete sich mir allerdings eine sehr unerfreuliche Partie der für Geld feil gegebenen kirchlichen Leistungen.

Bei dem wiederholten Ein- und Ausgehen im Kloster der Kongregation hatte ich jedesmal mit einer alten, zerlumpten Schwäbin zu tun bekommen, die sich als Kolporteur frommer Lieder nicht abweisen ließ. Im Verlauf unserer Bekanntschaft wurde sie allmählich zutraulicher und entdeckte mir, wie sie eigentlich ihres Glaubens eine gute —

Lutheranerin und hier nur pour corriger la fortune den „Herren Geistlichen" zu Diensten sei. Es wäre zwar Sünde, auf zweierlei Art Gott zu dienen, indes würde er es dieser ihrer Armut schon gnädig nachsehen. „Gewiß!" sagte ich und wollte weiter. „Guter Herre!" rief die Schwäbin, „ih möcht' Ihne no wasch frage." Nun, was denn? „Höre 's nit gern ai schöne Prädig?" — Wo? — „Beim wilden Man in de Karntnastraß' — oam Miettewochen und oam Schamstag —" Was? im Gasthof zum „wilden Mann" 1) eine Kanzelrede? — Weitere Erklärungen ergaben, daß der —sche Legationsrat X., in außerordentlicher Mission seines Hofes wegen Verhandlungen seiner Streitsache in Wien anwesend, in jenem Gasthofe, wo er sich eingemietet hatte, Abendandachten hielt, welche die Sprache der norddeutschen Rationalisten schlechtweg als Pietisten-Konventikel bezeichnet. Nun war aber ein solches evangelisches Monstrum in der damals überaus katholischen Residenz eine zu pikante Rarität, um davon nicht nähere Kenntnis zu nehmen. Nächstfolgenden Samstag acht Uhr abend fand ich mich daher im Torweg des „wilden Mannes" ein, wo die zahme Schwäbin, sowohl mich als die übrigen Andachtsgäste erwartend, den Huissier vorstellte wie an der Klosterpforte den Kolporteur, und hier eben so geputzt mit Ketten, Bändern und Goldhaube prunkte, als sie sonst dort ihre Lumpengarderobe zur Schau trug.

Drei Treppen hoch, nach dem Hofe zu, wohnte der Legationsrat 2). Im Entrée hingen abgelegte Mäntel, Damenhüte, lag Handwerkszeug und ein Tragkorb: es war also auf ein sehr gemischtes Auditorium zu rechnen. Eintretend, gewahrte

1) Der „Wilde Mann" seit 1700 Einkehrgasthof in der Kärntnerstraße, heute steht das sogenannte Palais Wahliß dort (S. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens. W. 1883, S. 517).

2) Wahrscheinlich ein Vertreter Württembergs.

Anton Passy
(Stahlstich von Carl Mahlknecht)

man in einer geräumigen Stube einen Halbkreis von etwa dreißig Stühlen, besetzt mit allerlei Kopfhängern: alte Pensionärs, zwei junge Schauspielerinnen, einige Handwerker in Arbeitskleidern, Mägde mit Schürzen und Küchenruß, einige gnädige Frauen, einen Livreebedienten und einen der Kellner des Gasthofes in der Jacke. Niemand sprach ein Wort; nur eine der alten Damen unterbrach die scheue Stille mit unterdrücktem Husten. Die Haltung dieser Leute erinnerte an die Katakomben unter Diokletian. Endlich ging die Tür des Nebenzimmers auf und alles erhob sich von den Stühlen. Der Prädikant trat in den Kreis, ein langer, hagerer Mann, mit harten Gesichtszügen, angetan mit einem bis auf die Ferse reichenden Oberrock — er lüftete das schwarze Pfaffenkäpplein, lehnte sich ins Fenster, ergriff ein schwarzgebundenes Buch. Im Hintergrund der Stube fing jetzt einer — man konnte nicht unterscheiden wer? — an, zu psalmodieren; ein Piano begleitete ihn. Der Legationsrat las andächtig im Buche; die Zuhörer stöhnten; die eine der Theaterdamen warf mir bedeutungsvolle Blicke zu. Sobald Kantor und Organist einhielten, begann der fromme Wirt, seine Rede aus einer gedruckten Predigtsammlung abzulesen, etwa im Geiste eines Ultra-Krummachers und im zischenden Dialekt des Neckarkreises. Heraklit hätte lächeln müssen. Anderthalb Stunden hatte der auf Schleppantoffeln sich schläfrig fortbewegende Vortrag gedauert; da schlug der Diplomat das Buch zu und versprach, die andere Hälfte der Predigt, die, wie er versicherte, noch interessanter sei wie die eben genossene, nächsten Mittwoch zu geben, wozu er sämtliche „liebe Freunde in Christo" höflichst einlud. Vor der Tür stand die Schwäbin mit dem Leuchter, was in der Metapher der Zivilisation so viel als: „Trinkgeld!" sagen will.

Wer für diese seltsamen Ausgeburten des in geistiger

Beschränktheit sumpfenden Gemütslebens jener Periode noch in einer dritten Richtung den Repräsentanten aufsuchte, den ließ der Baron W. von Bl. 1) nicht lange auf sich warten. — Wenn der Christ von einem Bekenntnis zum anderen übergeht, ist dies genau genommen kein Glaubens-, sondern ein Kirchenwechsel. Schließt der Jude sich der christlichen Kirche an, so geht er vorwärts auf geistigem Boden. Verwandelt ein Christ sich aber in einen Muselmann, so fällt jeder Entschuldigungsgrund weg, denn im Koran kann niemand eine neue Wahrheit suchen. Wer uns auf diesem Weg begegnet, ist schlechterdings Schuft oder Hanswurst. — Jener christliche Baron, dessen Vorfahren, mosaischen Glau-

1) Es handelt sich um den ehemaligen k. k. Rittmeister (?) Freiherr Johann Adam Wetzlar von Blankenstern, wie sich aus den Akten des Polizeiberichtes im Ministerium des Inneren (Nr. 7223 ex 1823) ergibt. Dort lautet ein Bericht vom 26. Aug. 1823: „Ich hörte, daß Baron Wetzlar (der gewesene Rittmeister, nicht der Major) Sonntags am 24. d. M. nach Mittag, durch einen sehr viel Mutwillen äußernden Streich, einen nicht unbedeutenden Zusammenlauf des Volkes in der Jägerzeile verursacht haben soll. Er ließ sich nämlich bei dem türkischen Schneider Hassan ... ein prächtiges türkisches Kleid mit Scharlach, Kaftan und Zobel machen, welches über 2000 Gulden zu stehen kam und ließ sich ferner den Backenbart und die hinteren Haupthaare abscheren, damit er einen Turban aufsetzen konnte und kleidete sich sodann ganz türkisch bei erwähntem türkischen Schneider und ging von da aus in Gesellschaft seiner Köchin, die ebenfalls ein prächtiges türkisches Frauenkleid an hatte, dann des Schneiders Hassan und eines anderen Türken Namens Ali Bassa, bis zu dem Bierhause, welches das letzte an Prater stoßende ist ... wo sie dann mehrere Maß Bier, von einem gaffenden Haufen umrungen tranken. Seine Freunde, der dicke Guther z usw. waren davon schon früher avisiert, kamen und begleiteten ihn auch ... Auf dem Rückwege soll Wetzlars Frau [Franziska] mit seinen Kindern ihm begegnet sein und ihn erkannt haben. Man sagt auch, Wetzlar übersiedele sich nach Ungarn meistens aus der Ursache, um sich der Aufmerksamkeit der Polizei zu entziehen und habe bereits zu Pesth ein Quartier gemietet." In

bens, auf der Börse die goldenen Sporen erstritten, war von jung auf das enfant gâté de la maison einer sonst achtbaren Familie, hatte stets Würmer im Kopfe und sauste windbeutelartig sein Leben durch, Straße auf, Straße ab, den Hut schief auf dem Ohre und pfeifend, daher unter dem Spitznamen das „Pfeifchen" bekannt. Jetzt hatte er große Kinder, sich von der guten Frau, der Kreuzträgerin, getrennt; lebte mit einem Unhold von alter Köchin im Konkubinat öffentlich; denn mit den Jahren hatte die Narrheit zugenommen. — Das „Pfeifchen" war grau geworden, als es mir nach langer Zeit im Prater begegnete; zwar nicht pfeifend, aber noch immer den Hut schief und im ver-

einem and. Berichte wird über ihn, „der allgemein wegen Schuldenmacherei, wegen Liebschaften und einer Menge von tollen unüberlegten Streichen bekannt ist", gesagt, daß er ein Kenner von Gemälden ist und darüber ein Werk geschrieben hätte. In einem weit. Berichte vom 10. Sept. 1823 heißt es: „. . . daß es ein bloßer Mutwillen des H. Baron Wetzlar sei und daß ihm hiezu der Umstand die Veranlassung gab, weil auch, aber noch früher, der Prinz Leopold von Salerno ein türkisches Kleid bei Hassan habe für sich machen lassen." — Nach Erhebungen im k. k. Kriegsarchiv wurde Johann Adam Freiherr W. v. Bl. zu Wien um 1773 (richtig am 23. Febr. 1771) geboren, war 1802 noch ledig. Er diente 8 Jahre und 6 Monate als Unterleutnant bei Waldeckdragoner und quittierte sodann. Am 22. Febr. 1797 ist er neuerdings bei Vecseyhusaren als Regimentskadett ex propriis eingetreten, daselbst am 21. Okt. 1797 zum Unterleutnant avanciert, am 18. Novemb. 1800 als Oberleutnant zum Husarenregiment Nr. 2. transferiert worden, wo er als Oberleutnant im Dezember 1804 quittierte. Warum Johann „Rittmeister" tituliert wurde, ist nicht ersichtlich, das Kriegsarchiv führt nur diesen einen Johann in seinen Musterlisten, der aber diesen Rang nicht erreichte. Joh. Ad. Freiherr W. von Bl. war auch Besitzer einer Bildergalerie und ist erst im hohen Alter am 18. März 1866 gestorben (vgl. über ihn und die Wetzlars die fleißigen Studien von Paul Diamant in: Archiv f. jüdische Familienforschung. Wien, 1913, Nr. 2 u. 3, S. 10ff.).

rückten Kostüm eines englischen Matrosen; in blauer Jacke, mit roter Schärpe, den Hals bloß, das Haar kurz geschoren und im Nacken rasiert — also, was die Coiffüre betraf, schon ein Stück Muselmann. Auf meine Anfrage: was dieser wunderliche Aufzug wohl zu bedeuten habe? machte er mich mit seinem Gedankengang bekannt: Er hätte das alberne christlich-germanische Leben und dessen französischen Zuschnitt nunmehr satt. Aus guten Büchern, — nämlich solchen, wie die Wiener Leihbibliotheken damals sie halten konnten — habe er die Überzeugung geschöpft, daß lediglich der Türken Sitten Gehalt und Mohammeds Lehren Sinn hätten; kurz! er schmisse jetzt sämtliches Möbel zum Haus hinaus; ließe Teppiche, Kaftane, Schals, Pfeifen aus Konstantinopel kommen und würde sich rein türkisch, nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich einrichten; im Koran lese er schon und auch mit einem Harem wäre der Anfang gemacht. — Der Ton, in welchem dieses weitläufig begründet und ausgeführt wurde, ließ keinen Zweifel, daß es damit Ernst sei. — Allmählich langte der Trödel zur Metamorphose aus Stambul an, zuerst die Garderobe. Eines schönen Morgens besuchte Pfeifer-Bey in Pelz, Kaftan, Turban und gelbem Perserschuh die Bekannten; griff auf den Bart, sprach Kauderwelsch, was man für türkisch halten sollte; schwang sich, die Beine gekreuzt, aufs Kanapee und lud zum Abendschmaus in sein Selamlik ein. Als ich vor Tische nach meiner Wohnung zurückkehrte, saß er bei mir oben auf der Fensterbank und warf kleine Münzen unter einen Haufen Straßenjungen, was einen Volksauflauf veranlaßte. Ich kam eben noch zu rechter Zeit, um dem Einschreiten der Polizei vorzubeugen. Als wir uns zum Abendschmaus in seiner Wohnung einstellten, fanden wir in der Tat die Zimmer schon größtenteils ausgeräumt; im morgenländisch eingerichteten aber den närrischen Wirt im

Talar und Tuneserkäppchen auf dem Diwan ausgestreckt; die abschreckende Kadüne nebenbei kauern; zwei etwas jüngere Odalisken, ebenfalls Besenblut, reichten Pfeifen, Scherbet und Konfekt. Später kamen gekochte Schnecken und Bier — eine unbegreifliche Zusammenstellung gemeiner Wienerkost mit dem Komfort eines eingebildeten Emirs. — Bald darauf siedelte er nach Preßburg über, wo er Haus und Garten an der Donau — „weil ein vornehmer Türke am Wasser wohnen müsse" — gemietet, und verschwand dort im Pfuhl seines schmutzigen Harems. — Diese Physiognomie ist nicht die einer einzelnen Erscheinung; sie machte sich hier nur durch das Extrem so auffallend; unbemerkt ergriff mancher diese Richtung, aus Unbehagen in der äußeren, aus Entzweiung oder Nichtswürdigkeit seiner inneren Welt; aus Leichtsinn, grober Sinnlichkeit, Schwindel 1).

Das Volksdasein glich damals dem fahrenden Ritter Tristram mit seinen Gefährten; zur Rechten der bleiche Quäler, zur Linken der Possenreißer. Neben den konfessionellen Wehen lief der Theaterparoxysmus. Was die Komödie des Lebens anekelte, suchte den Lebensreiz in der Komödie auf. Pater P. hatte daher auch alle Ursache gehabt, der Bühne einen ersten Platz in seinen Reformplänen anzuweisen und

1) Der in neuester Zeit erfolgte Übertritt des jüngeren Barons W. von Bl. zum Islam wird sich am richtigsten auf obige Tradition zurückführen lassen. Wenn „Achmed-Bey" solcher aus Narrheit geworden ist, so könnte man ihm noch Glück wünschen; jedenfalls ist aber seine Familie zu beklagen, und siebenfach, wenn sie ein empörendes Abenteuer zu rechtfertigen sich bemühen wollte (Not. d. Verf.). — Das genealogische Taschenbuch der freiherrlichen Häuser vom J. 1861 meldet unter den im Nachtrage befindlichen Nekrologen S. 1007, daß ein Freiherr Wetzlar von Blankenstern unter dem Namen Sabit-Bey als kaiserl. türkischer Major der Garde am 31. Januar 1860 zu Skutari verstorben sei, das ist jedenfalls der „jüngere", welcher übrigens der Sohn von Johann Adam war.

mit der Einführung der „Mysterien" bei den Liebhabertheatern anzufangen, hinter deren Kulissen es sicherlich nicht durchaus bibelgemäß herging. Solcher Theater gab es damals wie Sand am Meer, denn das dramatische war das einzig lebendige, oder doch jedes andere unermeßlich überwiegende Interesse. Der mancherlei Aufführungen klassischer und unklassischer „Theaterstücke" von seiten hochadeliger Koterien nicht zu gedenken; auch der gelegentlichen Darstellungen, der dramatischen Rekreationen der Handwerker, Ladendiener usw. — sogar die Fiaker agierten — zu geschweigen, unterhielten mehrere Privatgesellschaften kleine stehende Bühnen in entfernten Vorstädten, welche jede einige hundert Menschen des geringeren Mittelstandes in die Lage versetzte, für eine gemeinsame Angelegenheit tätig zu sein. Über die Anlage einer Lufteisenbahn oder eine Advokatenversammlung kann heutzutage nicht ernstlicher und hitziger gestritten werden, als damals in diesen dramatischen Vereinen persönliche Sympathien und Parteiansichten durchgefochten wurden, was in staatspolizeilicher Beziehung keine Bedenken erregen konnte: Hic Rhodus, hic salta! Dagegen hatten diese Bühnen für die öffentlichen Theater die Rücksicht zu nehmen, entweder ganz ohne erhöhtes Podium, oder doch nur einige Zolle über der Diele zu spielen, und zwar mußte das Zimmermannsmaß der materiellen Erhabenheit in jedem einzelnen Falle von der Behörde nachgesucht werden. Wer in vorzugsweise belebten Stadtteilen in seiner Wohnung ein sogenanntes „Haustheater" mit einer etwa drei bis vier Fuß erhöhten Bühne und Soufleurkasten halten konnte, mußte sich schon auf ganz besondere Konnexionen stützen. Von diesen Eximierten erfreute sich der reiche und dabei nicht reicher werdende Brauer N. 1)

1) Es handelt sich um den Brauer Vincenz Neuling, der im 3. Bezirke in der Ungargasse seine Brauerei besaß. Neuling, am 11.

einer vorzüglich zahlreichen und glänzenden Zuschauerschaft. Seine Gemahlin 1) von wahrhaft seltener Schönheit — denn sie hatte ein azurblaues und ein hellbraunes Auge, welches Naturspiel ihren Zügen einen eigentümlichen Reiz

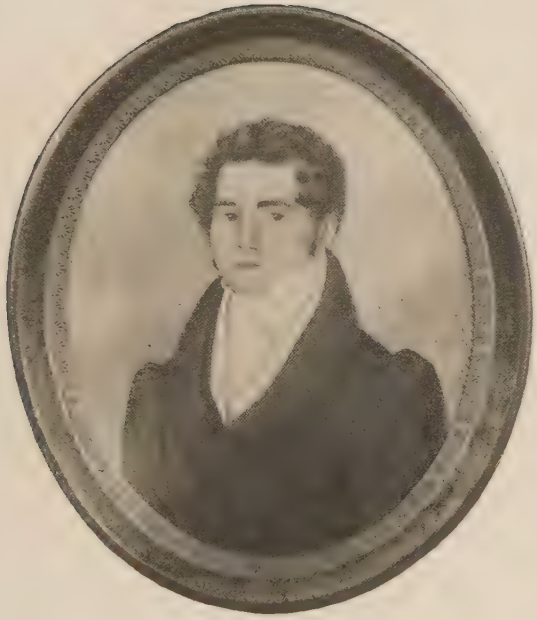
Oktober 1795 zu Wien geboren (nach seinem Grabstein auf dem Währinger Ortsfriedhof) war eine interessante Erscheinung des Wiener Vormärzlich. Lebens. Felder in seinen Memoiren (s. Österr. Rundschau, I (1901), S. 253 f) schreibt folgendes über ihn: „Weiter aufwärts dampfte das Neuling'sche Brauhaus mit den von der Gasse aus sichtbaren, von mir stets angestaunten Schaufelrädern der Kühlpfannen. Der Erbauer, Sohn eines Juwelenhändlers, brachte sich durch bodenlose Verschwendung um sein großes väterliches Erbe. Er machte z. B. mit einer eingeladenen Gesellschaft in mehreren vierspännigen Extrapostzügen eine Lustreise nach Paris, um sich dort in jeder möglichen Weise zu unterhalten. Er richtete das Brauhaus nach englischem Muster ein und gab bei freiem Eintritt und glänzender Beleuchtung im Brauhausgarten Konzerte, wobei die größten Künstler Wiens, wie z. B. Mayseder mitwirkten. Eine Gräfin war seine splendid soutenierte Maitresse und als er sein letztes großes Geschirr aus purem Golde in die Münze geschickt hatte, soll er gesagt haben, daß ihm doch noch seine Violine erübrige." Neuling hinterließ übrigens noch ein Vermögen von 38004 fl. 14 kr., das er seiner Freundin (nicht Frau, wie Schönholz meint) Magdalena Gräfin Festetics (über sie unten) vermachte, als er am 4. Oktob. 1846 starb (S. Verlassenschaftsakten im Landesgericht in Zivilsachen, Fasc. 2, Nr. 5722 ex 1846).

1) Es handelt sich um eine Schauspielerin namens Magdalena Niedersüß, gebürtig aus Graz (laut Verlassenschaftsakten des Vincenz Neuling), über welche sich im Wiener Polizeiarchiv i. J. 1817 (sub. 1104/99) folgendes Dekret findet: „An die P. O. D. die ehemalige Schauspielerin Müller [jedenfalls ihr Theatername], nunmehrige Gräfin Festetics, die bisher von dem nun abgereisten Pohlen Kowadowsky unterhalten ward, samt ihrer Schwester Anna Niedersüß [laut Verlassenschaftsakten des Vinc. Neuling später verehelichte Schosulan, Tabakverlegerin in Kuttenberg] rücksichtlich ihrer sittlichen Aufführung genau beobachten zu lassen und bei dem geringsten Anlaß zu Ärgernissen gegen selbe streng das Amt zu handeln." Magdalena Niedersüß, die hauptsächlich auf ungarischen Bühnen auftrat, so im Jahre 1810 in Pest (s. Ofen und Pesther Theater

verlieh — war ihm von einem protestantischen Ungargrafen 1), der sie als Opernsängerin zur Frau genommen, indes für eine solche stets kostspielige Unternehmung nicht die Mittel gehabt hatte, abgetreten worden. Während der gräf-

Taschenbuch auf d. J. 1810 von J. P. Czerny ꝛc. S. 26), dürfte um 1815 den Grafen Karl Albert Festetics (s. diesen) geheiratet haben, nachdem sie vorher auch die Geliebte des Fürsten Alois Kaunitz gewesen war (Polizeiarchiv Nr. 9859 ex 1822). Auch diese Ehe dürfte nicht lange gedauert haben und sie wurde die Freundin des Bräuers Vincenz Neuling (seit 1820 etwa, da ich durch die Güte des H. Dr. Ernst Richter einen Brief von ihr vom 11. April 1820 sah, wodurch sich dies Verhältnis von dieser Zeit an feststellen läßt). Das Polizeiarchiv führt sie erst im J. 1823 (Nr. 901, 4943) als „Concubine" des Neuling, 1824 (Nr. 303, 770) als „Wirtschafterin" desselben an. Sie lebte mit Neuling bis zu dessen Tod und war dessen Universalerbin. Dessen Verlassenschaftsakten l. c. verzeichnen sie im J. 1852 noch am Leben.

1) Karl Adalbert Graf Festetics, Sohn des Franz Grafen Festetics (1763—1822) und der Katharina Reichsfreiin von Wetzlar (gest. zu Ofen am 7. Sept. 1807), geb. zu Tolna in Ungarn im J. 1787, katholisch (also nicht protestantisch, wie Schönholz sagt), trat am 1. März 1804 als Unterleutnant in das Chevauxlegersregiment Nr. 6. ein, wurde am 1. Septemb. 1805 Oberleutnant und kam gleichzeitig in das Chevauxlegersregiment Nr. 5. Alida avancierte er am 12. Juni 1809 zum 2. Rittmeister und kam am 1. Okt. 1809 von da zum Husarenregiment Nr. 9 als 1. Rittmeister, und am 1. Sept. 1812 zum Husarenregiment Nr. 10, wo er am 30. April 1813 mit Beibehaltung seines Offizierscharakters quittierte (Laut Musterlisten des betreff. Regimentes im k. k. Kriegsarchiv). Laut Beilage der Nr. 7513 (Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, Sektion Staatsrat) mußte er im Jahre 1814 (?) ohne Beibehaltung seines Charakters quittieren. Im Jahre 1816 bittet er um die Erlaubnis ins Ausland gehen und dort unter dem Pseudonym Albert Niederfüß (dies war der Mädchenname seiner Frau) leben zu dürfen, außerdem bittet er um ein Jahresgeld (ca. 500 fl.) für seine Gemahlin. Da er laut Musterliste 1813 noch ledig war, so dürfte er diese ca. 1815 geheiratet haben. Im Jahre 1819 lebte er aber wieder in Pest und redigierte seit April eine neue deutsche Zeitschrift mit der Aufschrift „Pannonia" bis



Vincenz Neuling
(Miniatur von Frattini)

liche Ergemahl sich nun in Pest mit Belletristik soutenierte, entschädigte sich das vielfach angebetete Weib für das aufgegebene Recht, einst als die Witwe eines Magnaten ihren Bevollmächtigten auf den Reichstag zu senden, damit, daß sie auf dem Schloßtheater ihrer bürgerlichen Ehehälfte zu der süßen Gewohnheit des ersten Daseins zurückkehrte. Dadurch verlor das Königreich Ungarn eine beratende Stimme, während die schöne Welt Wiens eine Singstimme gewann, was jenen Verlust reichlich aufwiegen mochte. — Das höhere Schauspiel fand seine Privatkultur auf dem Haustheater des Generals S., wo sich, dem Range des Wirts gemäß, ein an Bildung und Rang höher gestelltes Publikum einfand. Hier pflegte man hauptsächlich das Trauer-

Ende Dezember 1822. Über diese Tätigkeit befanden sich im Wiener Polizeiarchiv aus den Jahren 1821—1823 Akten, jedoch sind die meisten verschollen. Einer jedoch (Nr. 843 ex 1823) berichtet über die üble Aufführung seiner Maitresse, der Schauspielerin Amalie Zelleshuber und fährt fort: „Nun ist dieser Graf Festetics hier im übelsten Rufe als raffinierter Schuldenmacher und wie man sagt Leutebetrüger, so soll er von einem Pester einen Wagen ausgeliehen haben und diesen einem anderen verkauft haben und mehr dergl. Streiche. Er ist ein intimer Freund von einem Juden, dem Dichter Saphir, beide haben in Pest die Pannonia herausgegeben und nachdem sie recht viele Pränumeranten gesammelt und Geld erhielten, hörten sie mit der Herausgabe der Blätter auf, Graf F. ging nach Preßburg und Saphir nach Wien, doch soll letzterer schon wieder nach Pest sein und mit dem Grafen einen Plan haben, eine Gattung Loge zu stiften für einen Verein schöner Geister, unter dem Titel der Arkadier." Auf die schlechten Vermögensverhältnisse des Grafen weist ein Akt 5531 (im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, Sektion Staatsrat) hin, wo er schon als Minderjähriger 20000 fl. Schulden machte und infolgedessen in Konkurs gehen mußte, im J. 1822 bittet er um Sistierung desselben. Jos. Szinnyei (Magyar írók életé és munkái, Budapest), der ihn unter den ungarischen Schriftstellern anführt, weiß fast nichts über ihn zu sagen, kennt auch weder sein Geburts- noch Todesdatum.

spiel, was auf das wahrhaft tragische Resultat hinauslief, daß der Sohn des hochgestellten Unternehmers sich heimlich ins Ausland entfernte, um in allem Ernste Komödiant zu werden. Eine dritte Hauptbühne dieses Schlages, ohne Fachtendenz, ein „théâtre de folies dramatiques" en miniature, bestand im Hause eines ausgezeichnet gelehrten Mannes, des Mineralogen Hofrat M. 1), Kustos einer kaiserlichen Sammlung; ein merkwürdiger Konglomerat-Charakter der Übergangsperiode. Morgens trieb er Paleontologie, speiste mittags mit den heiligen drei Königen, saß nach Tische mit den sieben Weisen Griechenlands zu Rate, und hielt abends im altertümlichen Rock und dem Zöpfchen im Nacken mit Crethi und Plethi die Leseprobe zum „Schneider Fips"; ein Stück, welches durch Wurms 2) Gastrollen eben Mode geworden war. Denn daß einer dieser Dilettantenvereine einen selbständigen Weg eingeschlagen und die Sache nicht bloß als Spiel, sondern aus einem höhern Gesichtspunkte aufgefaßt hätte, daran war schon bei den obwaltenden Zensurverhältnissen und der Kontrolle, welcher auch das „Haustheater" unterlag — Sonnabends spielen oder tanzen zu lassen, erforderte eine besondere Dispensa-

1) Gemeint ist Johann Karl Megerle von Mühlfeld (1765—1840). Er war Kustos im k. k. Naturalien-Kabinette und seine eigenen naturgeschichtlichen Sammlungen zählt Böckh (Wiens lebende Schriftsteller, Künstler usw. W. 1821) unter den Sehenswürdigkeiten von Wien auf. Megerle von Mühlfeld hat sich auch als Fachschriftsteller betätigt (s. Wurzbach). Megerle hatte sein Liebhabertheater in Währing (s. M. Bermann, Alt- und Neu Wien 1880, S. 1069) und wahrscheinlich seit 1827, wo er zum ersten Male damit im Index des Polizeiarchives erscheint. Leider sind die betreffenden Aktenstücke, auch jene aus dem J. 1828 skartiert worden.

2) Ferdinand Albert Alois Wurm (1783—1834), berühmter deutscher Tenorbuffo, später ebenso berühmter Charakterkomiker und Intriguant, der in den 20ger Jahren im Theater a. d. Wien als Gast auftrat (S. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater, S. 60f.).

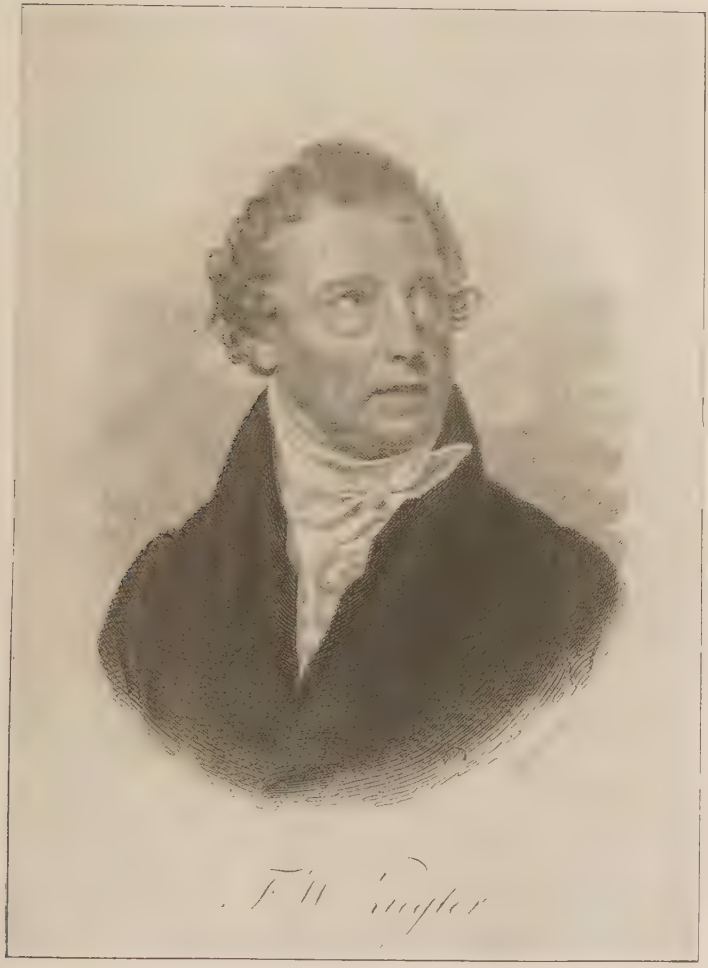
tion — nicht zu denken. Um allen Unannehmlichkeiten auszuweichen, hielt man sich streng an das Repertoir der öffentlichen Bühnen, was der Kunst wenigstens den Vorteil abwarf, daß mancher Dilettant nach dem Muster namhafter Schauspieler in gewissen Rollen sich einspielte und so eine „Manier" gewann, die, weil sie so häufig mit Darstellungsgabe verwechselt wird, mittelmäßige Köpfe später auf der öffentlichen Bühne ihr Glück machen ließ. Niemals und nirgend stand der Schauspieler in höherem Ansehen als damals in Wien, namentlich der Hofschauspieler. Wenn der Vornehmste von ihnen, Korn[1]), in gewohnter hofmännisch-graziöser Haltung über die Bretter der Bühne oder des Salons schritt, konnte er mit Präsident Walter sagen: „Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogtum!" In eben dem Maße als behaglich für den Mimen, war verzweifelt die Lage des Dramaturgen.

Hofrat M. hatte mir die Ehre erzeigt, die Sekretariats- und Dichtergeschäfte seiner kleinen Bühne in meine Hand zu legen. Um hinter den großen Theatern nicht zurückzubleiben, sollte ein sogenanntes „Quodlibet" aufgeführt werden. Dieser abenteuerliche Salat war damals hauptsächlich deshalb so beliebt, weil er die Gelegenheit verschaffte, einzelne an sich unverfängliche Szenen im Ganzen verbotener Bühnenstücke ohne Verantwortlichkeit auftischen zu

1) Maximilian Korn, geb. 1772, der 1802 im Burgtheater debütierte und Zeit seines Lebens daselbst bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1850 verblieb. Sein Tod erfolgte 1854. Korn gehörte zu den größten Charakterdarstellern dieser Bühne, der sich von der Pike auf durch Talent und sorgfältige Studien zu den vollendetsten Darstellungen aufschwang. Anschütz spricht in seinen „Erinnerungen" von dem unvergeßlichen Korn, der als Darsteller seiner Liebhaber und Bonvivants Genüsse bot, die man mit nichts vergleichen konnte. Seine elegante Gestalt und imposante Haltung unterstützte ihn wesentlich. Sein Auftreten war daher auch für die Mode tonangebend.

können, wie man die Kinder von berauschenden Getränken nur nippen läßt, damit sie erfahren, wie das Ding beiläufig schmeckt und sich zufrieden geben. Da die Zusammenstellung geglückt war, betraute mich der Erdforscher mit Abfassung eines Gelegenheitsstückes zur silbernen Hochzeit eines Kollegen, der indes ante festum versetzt wurde. Die zum Teil ausgearbeitete Posse wollte ich doch nicht ganz unbenützt umkommen lassen; verrenkte das Süjet und reckte die Form zu einem vieraktigen Lustspiel aus, nach damaliger Sitte in Versen; denn was nicht auf fünffüßigen Jamben lief und am Ende jedes Monologs, jeder Szene und bei jedem Abgang mit einigen tüchtigen Reimpaaren zusammenschlug, konnte weder auf Poesie noch Bühnenkenntnis Anspruch machen. Die Sache fiel über meine eigene Erwartung gut aus und schien mir eines Versuchs beim Hofburgtheater wert. Um jedoch ganz sicher zu gehen, war es geraten, vorher noch das Manuskript einem Bühnen- und Zensurkundigen zur Einsicht vorzulegen. Da erinnerte ich mich einer alten Bekanntschaft — der pensionierte Hofschauspieler und gerühmte Verfasser des „Machtspruches", der „Parteiwut", Ziegler 1), sollte richten und sichten. — Da man diesen allenthalben, nur nicht in seiner Wohnung suchen durfte, welche er damals aus guten Gründen in eine entfernteste Vorstadt verlegt hatte 2), so verfügte

1) Friedrich Julius Wilhelm Ziegler, geb. 1759 in Braunschweig, seit 1783 Schauspieler des Hof-Nationaltheaters in Wien; später Konsulent des Hoftheaters, seit 1822 pensioniert, starb er 1827 in Preßburg. Ziegler war ein äußerst fruchtbarer Dramatiker, der „Machtspruch, Trauersp. i. 5 A." erschien 1807, „Parthey-Wuth, oder die Kraft des Glaubens. Orig.-Schausp. i. 5 A." im J. 1817.
2) Als sein Hauswirt nach Jahresfrist ihn an die bisher unterlassene Zahlung erinnerte, entgegnete Z. in einer lakonischkaustischen Manier: „Aber lieber Herr X.! glauben Sie denn, daß ich in diesen Winkel gezogen bin, um dafür noch Miete zu geben?" (Not. d. Verf.)



(Adalb. Suchy pinx., J. Passini sc.)

ich mich mit meinem Manuskripte nach dem ebenfalls abgelegensten Kaffeehause, wo er seinen Kaffee nach Tische nahm und sich mit „Piketspiel" die Zeit kürzte. Einst ein schöner und lebensfroher Mann, jetzt das vollendete Bild eines Zerrissenen, voll milzsüchtiger Grillen und spinnengiftig, erinnerte sein Wesen lebhaft an sein Geschöpf „Coke"[1]). Die Szene, wo er diesen die Feder, mit der er das Todesurtheil unterschrieben, dem blutdürstigen Harrisson ins Gesicht ausspritzen läßt, schien aus dem Innersten seiner Seele genommen zu sein, und das Alpdrücken der Zeitverhältnisse diesen Charakterzug jetzt erst an ihm bloß zu legen. Er bat um Gotteswillen, ihn doch mit allem, was Schriftstellerei anbelangt, gnädigst zu verschonen, denn es dünke ihn schon im hohen Grade Wahnsinn, unter den obwaltenden Bedingungen durch literarische Tätigkeit sich einen geistigen Wirkungskreis verschaffen zu wollen. — Ich erwiderte, daß es darauf nicht abgesehen sei und nur, weil das Ding einmal fertig und geraten, nun auch der letzte Schritt damit gewagt werden solle. Das Süjet spiele in England, sei eine Persiflage der Modesitten und so gehalten, daß es, meiner Ansicht nach, durchaus gegen keine auf unsere Verhältnisse zu nehmende Rücksicht verstoße. — „Wertester! Wüten Sie nicht gegen Ihr eigenes Fleisch; werfen Sie das Manuskript ins Feuer; so ersparen Sie sich ein Gallenfieber. Glauben Sie, daß ich unter den gegenwärtigen Umständen eines meiner zahlreichen Stücke auf die Bühne gebracht hätte? Und was habe ich in ohne Vergleich günstigeren Zeitläuften nicht alles hintansetzen, mir abstreiten und versagen müssen, was mir die Kritik dann als Geistesarmut und Erfindungsmangel vorgehalten hat! Im Drama kann man sich übrigens noch helfen; hier läßt

1) „Gottlieb Coke", eine Hauptfigur in Ziegler's Stück „Parteywuth oder die Kraft des Glaubens".

sich die unmittelbare Beziehung auf Zustände der Gegenwart dichter verschleiern; was an Gedanken fehlt, ersetzen Reflexionen, Sprachblumen, aufgeputzte Redensarten, Effekte. Aber das Lustspiel muß, wenn es Wert haben soll, nicht bloß lustig, sondern geistreich sein. Entweder dies ist Ihre Arbeit: dann geht sie nicht durch; oder sie ist es nicht: dann ist es in jeder Hinsicht besser, wenn sie nicht zur Darstellung kommt." — In diese Alternative konnte ich mich im Interesse meiner Sache nicht hineindenken; beschloß vielmehr fürder meinem eigenen Kopf zu folgen und reichte das Manuskript bei der Hoftheaterdirektion ein, begleitet mit einem verbindlichen Schreiben an Herrn Schreyvogel (C. A. West) 1), den Omnipotens in diesen Angelegenheiten, wiewohl der hierarchischen Stufenfolge und dem Titel nach im Triumvirat der Direktionsobern der Dritte. Hofrat von Mosel 2), als Ästhetiker und Musiker rühmlichst bekannt, würde bei seiner grenzenlosen Herzensgüte auch schwerlich als Referent hier Stich gehal-

1) Josef Schreyvogel, ebenso bekannt unt. d. Pseudonym Thom. und Aug. West, wurde am 27. März 1768 in Wien geboren und empfing eine sehr gute Bildung; da er in der Zeit der Jakobinerverfolgungen der Polizei verdächtig wurde, ging er nach Jena, wo er für die Jenaer Litteraturzeitung schrieb. Nach Wien zurückgekehrt war er eine Zeit Hoftheatersekretär, ließ sich aber in industrielle Unternehmungen ein, die ihn völlig ruinierten und wurde nun 1814 wieder als Hoftheatersekretär und Dramaturg angestellt. Unter seiner Leitung war eine der Blütezeiten des Hofburgtheaters, er mußte jedoch gemeiner Intrigen wegen 1832 in Pension gehen und starb noch in diesem Jahr. Schreyvogel kann man den Wiener „Lessing" nennen, er war ein Vorkämpfer des guten Geschmacks, liberaler Ideen und ein eminent kritischer Kopf.

2) Ignaz Franz Edler von Mosel, geb. zu Wien 1772, gest. am 8. Apr. 1844, Vizedirektor des Burgtheaters unter Schreyvogels Ära, auch Komponist, Musikschriftsteller und Übersetzer, seit 1829 erster Kustos der Hofbibliothek (S. Wurzbach).

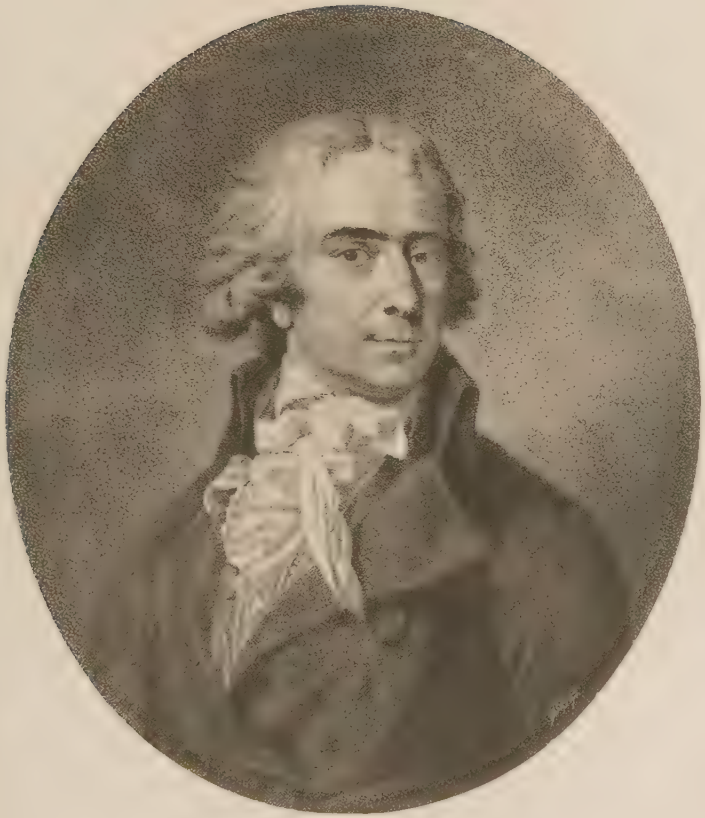
ten haben. Den zahllosen Zumutungen und maßlosen Prätensionen der Dichter wie der Schauspieler auf die Dauer und überall angemessen zu widerstehen, erforderte in der Tat einen eisernen, unzugänglichen Charakter, wie ihn der „Sekretär" in höherem Grade, als ihn beliebt machen konnte, besaß. Es war daher nicht zu verwundern, daß er als eigensinnig, engherzig, despotisch verschrieen wurde; wer ihn aber unbefangen beurteilte, mußte ihm große Umsicht, eine genaue Kenntnis und Berücksichtigung der Verhältnisse und einen ebenso richtigen Takt als wohlwollenden Eifer, der Kunst und aufstrebenden Talenten nach Möglichkeit genug zu tun, zugestehen.

Als ich nach etwa vier Wochen mich nach der Hoftheaterkanzlei begab, um das nunmehr vielleicht schon gereifte Schicksal meines Lustspieles 1) zu erfahren, kam mir ein dürrer, unfreundlich aussehender Mann von scharfen, harten Zügen entgegen und fertigte mich ziemlich rauh damit ab, „daß er sich des Manuskripts nicht gleich entsinne, also es wahrscheinlich noch nicht eingesehen habe." -- Verletzt von dieser abwerfenden Manier des Verschrieenen, verließ ich sofort die Kanzlei und glaubte jetzt das öffentliche Urteil noch viel zu mild. Beim nächsten Besuch änderte sich diese Meinung wesentlich. Der unfreundliche Mann hatte sich in einen zuvorkommend artigen verwandelt, der Ton seiner Stimme war weicher, seine Art sich zu geben, höchst gefällig. Er hielt mein Manuskript in Händen; ließ die Blätter durch die Finger laufen; sagte mit niedergeschlagenem Blicke: „Ihre Arbeit hat mich äußerst erfreut; sie verrät ein schönes Talent; dieses Lustspiel ist, unwesentliche Mängel und Fehler abgerechnet, eine in jeder Beziehung eigentümliche und lobenswerte Leistung — aber ich kann Ihnen keine Hoffnung auf Annahme desselben machen; das Süjet verstößt gegen

1) S. darüber die Einleitung.

— die Sitten des Adels[1])." – Aber guter Himmel! wendete ich ein: die Geschichte spielt in England und wenn dies nicht hilft, so verwandeln wir die handelnden Personen in Bürgerliche. — „Die Geißel würde doch treffen; sagte Sch., das liegt in der Tendenz des Stückes, nicht in den Namen. Es geht nicht! so schwer es mir auch fällt, dies erklären zu müssen." — Nun erhob sich auch der gute Mosel hinter seinem Pult und trat auf mich zu. — „Sie glauben nicht, wie leid uns das tut; wir haben es lange überlegt und besprochen. Wollten wir auch den Versuch mit der Zensur machen: es könnte Ihnen für die Zukunft nachteilig sein und wir hätten uns deshalb ein Dementi gegeben." — „Was die Zukunft betrifft," sagte ich, „so mag es mit der Dramaturgie hinfüro sein Bewenden haben." Die Herren aber ermun-

1) Dies Argument war nicht aus der Luft gegriffen, da die Theaterpolizei damals noch weit zartere Rücksichten zur Pflicht machte. In der Operette: „Die umgeworfenen Kutschen" hatte einer der Passagiere zu sagen: „wir kollerten durcheinander wie die Wollsäcke." Als dieser Passus auf der Probe vorkam, schritt der stets anwesende Kommissär mit dem Bedenken ein: daß dieser Satz den Adel verletzen könnte, weil dieser ebenfalls mit Wolle handle." Dagegen war Vogel's „Erbvertrag" ein willkommenes Stück, obgleich das Sujet eine Rechtsform, welcher der Adel großenteils seinen Güterbesitz zu danken hat, schwer incriminierte. Der Charakter: „Student" durfte nicht auf dem Zettel erscheinen; in den Räubern hießen diese „Libertiner" (!). Ein durchaus loyales Gedicht „Libertas" überschrieben, wurde deshalb gestrichen. — Ein damals sehr beliebtes Stück hieß: „Die Hintertreppen, oder die Gunst der Kleinen." Die Stelle: „des Schicksals Gunst wohnt auf der Hintertreppe" ward beanstandet. Im Manuskripte eines mir bekannten, namhaften Schriftstellers stand: „jedes Volk hat einmal seine Flegeljahre." Der Zensor verbesserte: „Tölpeljahre", wie ich glaube, eben nicht zur vollen Zufriedenheit der Völker (Not. d. Verf.). — Wilhelm Vogel (1772–1843), Schauspieler und Dichter. Sein Stück: „Der Erbvertrag. Dramatische Dichtung in 2 Abt. Nach einer Erzählung von E. T. A. Hoffmann" erschien: Wien, 1828, 8°.



Josef Friedrich Freiherr von Retzer
(Franz Lindner pinx., Friedr. John sc.)

terten; und Schreyvogel setzte hinzu: daß wer dieses Sujet so gewandt bewältigt hätte, mit jedem anderen reüssieren müßte. Das war allerdings eine sehr wohltuende, aber auch sehr verführerische Außerung. In der Tat machte ich mich über ein zweites Lustspiel her, welches Ehe und Häuslichkeit besonders aufs Korn nahm. Schreyvogel wurde jetzt fast ärgerlich, erklärte das Sujet abermals für unglücklich gewählt, indes sich bereit, das Manuskript als angenommen zur Zensur einzuschicken, von welcher allein nun das Fernere abhinge. Acht Monate verstrichen, ohne daß sich ein „Ferneres" ergeben hätte; da versuchte ich, wiewohl dies untersagt ist, zu meinem Zensor durchzudringen. Es gelang; und dieses Zusammentreffen ist mir stets eine interessante Erinnerung gewesen und charakteristisch genug, um diesen Band zu schließen.

In seiner großen, einsamen Arbeitsstube, zwischen großen Glasschränken, in welchen die starke Bibliothek der Zensurexemplare von Manuskripten und Büchern, hinter dem mit Heften belasteten Schreibtische saß der Hofsekretär X.[1]),

1) Da in den Jahren 1820—1830, welche hier ungefähr in Betracht kommen können, nur ein einziger Hofsekretär als Zensor amtierte (vergl. den Hof- und Staatsschematismus dieser Jahre), so kann nur Josef Friedrich Freiherr von Retzer gemeint sein, der am 25. Juni 1754 in Krems geboren wurde. Nach Beendigung seiner Studien im Theresianum trat er als Praktikant bei der damaligen Ministerial-Banko-Hofdeputation ein und im Jahre 1782 erfolgte seine Ernennung zum Hofkonzipisten, in welcher Eigenschaft ihm im folgenden Jahre die Bücherzensur übertragen wurde. 1787 wurde er zum Hofsekretär ernannt und starb als solcher am 17. Oktober 1824. Retzer war auch schriftstellerisch tätig und auf seine poetischen Leistungen ziemlich eitel, auch sonst von sich sehr eingenommen. Carol. Pichler (s. Denkwürdigkeiten ꝛc. herausg. von Dr. E. K. Blümml, München b. Müller, 1913, II, S. 84) schreibt unt. and. von ihm: „Baron Retzer, damals als Bücherzensor ein wahrer Mäzenas und schützender Hort vieler Autoren, der diese Mäzenatenschaft mit Umsicht benutzte, um sich an

ein ziemlich bejahrter, hochgewachsener Mann von schlichtem und ernstem Ansehen. Er blieb unverrückt auf seinem Armstuhl sitzen, lüftete nur ein wenig das schwarze Käppchen, als ich eintrat. „Was steht zu Diensten?" Ich nannte mein Anliegen. Das ernste Gesicht verzog sich in ein ironisches, zugleich aber gutmütiges Lächeln: „Also Sie sind der Ver-

den von ihm protegierten Schriftstellern, die er nicht allzustreng zensurierte, eben so viele Panegyriker und Klienten zu erwerben, die seinen Namen und sein Lob in Dedikazen oder Gedichten in die Welt trugen . . ." Es stimmt mit Schönholz' Darstellung überein, daß er in den fraglichen Jahren bereits bejahrt war, auch war er ein hochgewachsener Mann, besaß eine starke Bibliothek, die noch jetzt in Ungarn sein soll, dagegen stimmt es freilich nicht, daß Schönholz ihn als Zensor einen etwas scharfen Ton anschlagen läßt. Nicht nur die Aussage der Pichler zeugt dagegen, sondern noch zahlreiche andere, Retzer war als Charakter einer der lauterſten der Aufklärungsperiode und ist, weil er am Josefinismus festhielt und die Zensur im liberalen Sinne handhabte, auch unter Kaiser Franz nie etwas geworden. Er erhielt im Gegenteile, wie aus den Polizeiakten im Archiv des Minist. d. Inn. hervorgeht, zahlreiche Verweise wegen seiner Milde und war bis zu seinem Tod als ehemaliger Illuminat der Regierung stets eine verdächtige Persönlichkeit. Retzer sah sich gerne mit Voltaire verglichen und hat in diesem Sinne stets gewirkt. Es scheint fast, als ob Schönholz, der nur konservativen Elementen huldigte, ihn mit obigen Zeilen dafür bestrafen wollte. Möglich, daß ihm Schönholz' Stück überhaupt nicht sympathisch war, außerdem behauptete schon das „Neujahrsgeschenk für die Herrn Wiener Autoren, Wien. 1785, S. 34" von Retzer:

„Kein Dichter wird so gelobt wie er,
Und keiner lobt so schwer."

(über Retzer vgl. meinen Artikel in „Deutsches Tagblatt, Wien 1904, Nr. 174; merkwürdig ist sein „letzter Wille," der beginnt: „Ganz römisch-katholisch . . ." s. darüber: Sonntagsblätter, 1847, S. 321 f.). Schönholz' erste dramatische Versuche scheinen nun allerdings in die Jahre 1827 – 1828 zu fallen (s. Einleitung), wo Retzer schon tot war, jedenfalls hatte aber Schönholz schon früher mit ihm zu tun und bringt ihn nun an dieser Stelle unter.

fasser?" Ich bestätigte das. Er griff sich mein Manuskript aus dem Aktenhaufen; sah in die Eingabe: „Sie heißen N. N.? und Ihr Stand?" — Einst im Staatsdienst, lebe ich nun der Wissenschaft. — „Wie versteh' ich das?" — Ich will Gelehrter werden, sagte ich. — „Soll heißen, Sie wollen sich dem Lehrfache widmen." — Das nicht. Schriftsteller. — „Man kann aber doch nicht bloß Schriftsteller sein; jeder Mensch muß doch einem Stand angehören! Was heißt das: Schriftsteller?" — Diese Frage setzte mich in augenblickliche Verlegenheit, denn leider! war mir damals Schlözers Definition: „ein Schriftsteller ist ein Mann, der niemals mehr Macht als Talent hat", noch nicht bekannt. Ich sah daher den Examinator ebenso erstaunt an, als dieser mich; wir beide mochten die Überzeugung fassen, daß wir uns über diesen Punkt nicht verständigen würden. Jener ließ also den an meiner Person unentwickelten Begriff des Standes fallen und ging zu der Formfrage: „wer mich denn an ihn gewiesen hätte?" über. Hierauf erwiederte ich mit der Bitte um Entschuldigung, wenn ich aus freiem Antrieb das Wagstück unternommen, nachdem ich acht Monate vergeblich einen Bescheid erwartet. Dieser Fall hätte mir außerordentlich und ein Ausnahmeverfahren auch von meiner Seite zu begründen geschienen, namentlich bei dem Umstande, daß ich im Begriffe sei, auf längere Zeit zu verreisen. — Der Hofsekretär schüttelte den Kopf und sagte, indem er auf die getürmten Hefte wies: „Glauben Sie denn, daß Sie der Einzige sind, der so lange warten muß? Da müssen noch ganz andere Leute Geduld haben." Ich entschuldigte mich abermals mit der Sehnsucht eines Anfängers, durch den Ausspruch der Behörde die Gewißheit zu erlangen, ob er mit seinen Leistungen den rechten Weg, oder nicht, eingeschlagen habe? — „Nun", sagte jener, „das Stück ist gut geschrieben, aber aufgeführt kann

es nicht werden — man sieht, daß Sie (hier erhob er drohend den Finger) Jean Paul gelesen haben!" — Ich versicherte das Gegenteil. „So? und Hippel auch nicht?" Auch dieses konnte ich versichern, da beide Autoren als verbotene mir noch nicht unter die Augen gekommen waren. Hierauf bat ich den sichtlich wohlwollenden Mann, mir einige der verfänglichsten Stellen anzuzeigen, damit ich sie nach seinem Dafürhalten verbessern könnte. — Solcher Stellen fänden sich allerdings auf jeder Seite, erwiderte er; und dürfe er nur die nächste die beste darnach aufschlagen; z. B. gleich diese: — „Warum es so viel schlimme Ehen gibt? Weil die Ursachen so unzulänglich sind, aus denen sie geschlossen. Man sehnt sich entweder nach einem anderen Zustande, oder — besser! — nach einem besseren, oder — schlimmer! — man entschließt sich, ein Unvermeidliches zu tun. Da beugen denn Eltern und Freunde die sich fernstehenden Bäumchen gegeneinander; der Gärtner Gottes schlingt sein Band darum und nun kümmern sie so nebeneinander hin." Und das sollte auf der Bühne, im Angesicht des Hofs ausgesprochen werden? Wenn man so etwas schreibt, müßte man doch stets sein Publikum vor Augen haben. — Ich gab das zu: die Stelle müßte gestrichen werden. — Der Zensor schlug das Blatt um und sagte: „Gut! nun die folgende: ‚Lieber Freund, unterscheide! Es gibt Frauen und Weiber; das heißt: es gibt einen Adel und einen Pöbel der weiblichen Welt. Der dritte Stand sind die Frauenzimmer, welche das Zunftwesen und die Industriellen des Geschlechts darstellen, ihre Tugend als Fabrikgeheimnis bewahren und die Ehe als Profession betreiben 1)."

1) Man wäre wahrhaftig auf die Komödien von Schönholz neugierig, die jedenfalls eine ganz ungewöhnliche Sprache redeten. Auch er war einer der vielen Opfer des Burgtheaters, das allein das Zucker-

Ich erschrak. Daheim am Schreibtische, aufgereizt vom Anblick schreiender Weltmängel, macht sich das ganz anders, als im Munde des Richters, vor welchem man solche moralische Justizmorde zu vertreten hat. Die Welt- und Sittenverbesserer aller Schulen und Farben werden daher unvermerkt mehr oder weniger Zeloten. Daß ich hier zu tief in den Farbentopf getaucht, mußte ich eingestehen: auch diese Stelle sei zu streichen. — „Was soll aber überbleiben, denn in diesem Ton geht es fort?" fiel der Zensor eifernd ein. Dazu ist der Dialog gar nicht einmal das Ärgste — was z. B. soll da mit Ihrem Quäker gemeint sein? Wie?" — Ein Heuchler, ein Frömmler, sagte ich. — „Ja, das heißt in der Sprache von euch Herren: ein Liguorianer!" erwiederte der Hofsekretär im strafenden Tone[1]). „Aber auch davon abgesehen: was ist das für eine Handlung! der Bruder liebt die Schwägerin — ich weiß wohl, woher Ihnen das kam — das ist aus den saubern ‚Wahlverwandtschaf-

wasser und Süßholzgeraspel eines Deinhardstein, Halm und Konsorten und die französische Windbeutelei förderte und das wohl eine große schauspielerische, aber niemals eine literarische Tradition hatte.

1) Die Sittenpolizei erhält einen schweren Stand, wenn die öffentliche Meinung sich auf die Seite derjenigen neigt, welche Gegenstände, für welche der Staat den notwendigen Respekt fordert, mit den Waffen der Satyre zu bekämpfen unternehmen. Es ist dann nicht leicht, immer richtig zu unterscheiden, wo die Persiflage ignoriert, wo erdrückt werden soll, weil wer den Spötter angreift stets bei der Menge die Voraussetzung begründet, daß dieser einen wunden Fleck getroffen. So war kurz vorher, als mir obiges begegnete, ein Sänger, der als Singmeister Basilio im „Barbier von Sevilla" in dem vorgeschriebenen und dem Ordensgewande der Kongregation allerdings auffallend ähnlichen Kostüme (was früher keinen Anstand gefunden hatte) jetzt auf einem Vorstadttheater erschien, zur strengen Rechenschaft gezogen worden, und fortan erst ward dieser Bühnencharakter, des veränderten Kostüms ohngeachtet, von Schauspieler und Publikum als der Repräsentant einer gewissen Richtung aufgefaßt (Not. d. Verf.).

ten'. So etwas kann man Goethe verzeihen, aber auf unseren Bühnen kann es nicht geduldet werden." — Noch einen Anlauf zur Begnadigung wagte ich mit der Bemerkung, daß Irrtümer dargestellt werden müßten, um am Schlusse des Stückes durch die poetische Gerechtigkeit ihre Rüge und Sühnung zu empfangen. — „Dafür danken wir; sagte der Zensor. Die Moral am Schlusse des fünften Aktes wäre mit der Immoralität der Handlung in den vier ersten Akten denn doch etwas zu teuer erkauft."

Von dem nunmehr unzweifelhaften Durchfall meines Zweitgeborenen die Hoftheaterkanzlei noch vor meiner Abreise zu benachrichtigen, suchte ich Schreyvogel auf, der indes soeben nach der Probe abgerufen worden war. Ihm dahin folgend, fand ich die Kulissen voll Künstler, auf der Bühne aber die Sophie Müller[1]) und den Regisseur über einen zweifelhaften Fall im Streit. Es war nämlich Hauptprobe des Houwald'schen Dramas „das Bild" und in der Partie der Müller stand: „Horch! das Alphorn tönt!" Die treffliche und sehr gebildete Künstlerin sprach, der Himmel weiß, in welcher zerstreuten Laune (?) das ph wie f aus und sagte: „Horch! Das Alforn tönt!" Der Souffleur verbesserte: „Alp—horn!" — Hier steht Alforn, und ich spreche meine Partie genau nach dem kollationierten Hefte!" erwiderte gereizt die Müller. „Aber erlauben Sie doch! rief der Souffleur, hier ist ph keine Zusammensetzung — Alp von Alpe und Horn; will sagen: Alpenhorn." — „Da,

1) Sophie Müller, geboren 1803 in Mannheim, war ein Theaterkind, das schon frühzeitig auf die Bühne kam. Ihr erstes Engagement (seit 1820) war in Mannheim, sie erhielt aber schon 1821 einen Antrag nach Wien an das Hofburgtheater, dem sie nachkam. In ihr hatte man die langersehnte tragische Liebhaberin gefunden, sie war auch Vorleserin bei der Kaiserin. Leider erkrankte sie 1828 schwer und starb 1830 allgemein bedauert von den Künstlern und der Wiener Gesellschaft.

SOPHIE MÜLLER.

K. K. Hof-Schauspielerin in Wien

sehen Sie selbst und entscheiden Sie!" sagte die Müller und reichte dem Regisseur das Heft hin. „In der Tat, sagte dieser, es ist schwer zu unterscheiden, wie das ph hier ausgesprochen werden soll; denn aus dem Zusammenhang läßt sich nicht entnehmen, daß hier, wie Sie sagen, ein Alpenhorn gemeint sei." — Der Souffleur fuhr sich verzweifelnd ins Haar, da trat Schreyvogel auf die Bühne. Alle drei schrien ihm entgegen: „Herr Hoftheatersekretär! Entscheiden Sie!" — Schreyvogel ließ sich den Fall vortragen, verzog, so lächerlich die Sache war, keine Miene, sagte ruhig und fest: „Alp-horn". — „Aber, lieber Himmel, welch ein Wort!" rief die Müller, die sich noch immer nicht besiegt geben wollte. „Kann ich nicht Schalmei sagen?" — Um gegen das liebe, aber reizbare Wesen nur nicht zu hart aufzutreten und wohl wissend, wie Schalmei ein ganz anderes Instrument sei, sagte Sch. still lächelnd: „Sagen Sie Schalmey" und entfernte sich; aber kaum hatte er die Bühne im Rücken, so brach sein Ärger aus. Meine Nachricht, obgleich er sie vorhergesehen hatte, war auch nicht geeignet, überwallendes Blut zu besänftigen; in diesem Moment verwünschte er seine Stellung, um die er auch keineswegs zu beneiden war in jenen, für jeden die geistige Sphäre streifenden Beruf so qualvollen Zeiten. Nunquam reditura!

*

Anhang

Die Audienzen des Kaisers Franz I. [1]

Kaiser Franz nimmt in der Geschichte eine ehrenvolle Stelle ein. Abgesehen von der politischen Bedeutung seines Wirkens, und dessen der Männer, die mit ihm ihre Ansichten teilten, auf seine Beschlüsse nach innen und außen des Staates zunächst Einfluß nahmen, ist Franz I. in Hinsicht auf markierte Persönlichkeit den merkwürdigsten Charakteren der Geschichte an die Seite zu stellen. Franz von Österreich war kein starrer Heros wie der Korse Napoleon Bonaparte, kein gewandter Kriegesfürst wie der Philosoph von Sanssouci; er war, was in bezug auf den Staatszweck auch viel sagen will: pflichtbeflissener Geschäftsmann. Unermüdlich am Schreibpult unterzog er sich mit Gefährdung seiner nur schwächlichen Gesundheit den genauesten Untersuchungen der aus den verschiedensten Ressorts der Behörden zur Kabinettsentscheidung gedeihenden Gegenstände. Und was kam alles da zusammen zur endlichen immediaten Revision des Regenten! Und welche Schwierigkeiten zur Lösung der vorliegenden Fragen bieten sich in der von so vielerlei Partikularinteressen durchkreuzten Monarchie in höchster Instanz dar! Kaiser Franz,

1) Aus: „Geschichtliches, Novellistisches und Humoristisches. Lebensbilder und Erfahrungen von Fr. v. Schönholz. 1859. Berlin. Vereins-Buchhandlung, S. 1—24."

stets zur Milde geneigt, hielt nichtsdestoweniger streng am Gesetze. Wie es sich auch oft im Einzelfalle nicht klar genug herausstellte: des Kaisers Wille war Gerechtigkeit, und die Geschichte, welche nach allgemeiner Tatsächlichkeit und nicht kollektiv nach einzelnen Tatsachen richtet, wird ihn den „Gerechten" nennen. Kaiser Franz konnte es vielen nicht recht machen. In der Tat hatten unter seiner Regierung die Verwicklungen in der Verwaltung oft ein bedenkliches Ansehen und ließen das Auge des in den komplizierten Mechanismus der konglomerierenden Staatsgesamtheit Uneingeweihten einen lauen Willen erkennen, wo der beste Wille nur an dem im Herkommen zu Berücksichtigenden scheiterte. Da wandte sich jedermann endlich unmittelbar an die Majestät und forderte Machtsprüche, wo das Gesetz seinen Ausspruch verleugnete. In dieser Beziehung nun war des Kaisers Bedeutung als Geschäftsmann von hoher Wichtigkeit; aber sie hätte in den wenigsten Fällen ausgereicht, hätte hier nicht die Macht seiner Persönlichkeit ihr zur Seite gestanden, einer Persönlichkeit, die in ihrer schlichten Liebenswürdigkeit jeden überwand, selbst denjenigen, der an des Monarchen Geschäftssinn seine Hoffnungen scheitern sah. Daß aber diese Persönlichkeit sich geltend machen konnte, dazu war eine Gelegenheit notwendig, welche die Person des Monarchen mit den Personen der Untertanen in unmittelbare Berührung brachte. Diese Gelegenheit nun ergab sich in den Audienzen. Nur allzuwenig bekannt außer Österreich sind diese in ihrer Art einzigen Funktionen eines Regenten. Es wird daher in jeder Beziehung nicht unverdienstlich sein, darüber praktische Aufschlüsse und eine Beschreibung zu geben.

Kaiser Franz erteilte wöchentlich zweimal Audienz. Mittwochs hatte diese Funktion eine engere Bedeutung und hieß Privat-Audienz. Freitags wurde im allge-

meineren Sinne öffentliche Audienz abgehalten. An beiden Tagen begann die Funktion Schlag sieben Uhr morgens, sowohl im Winter wie im Sommer. Die dienstuenden Hofchargen mußten daher schon um sechs Uhr auf ihrem Posten sein. Wer zur Privat-Audienz zugelassen werden wollte, mußte entweder ein Großwürdenträger, ein hoher Staatsbeamter, ein Gesandter, oder ein Glied des hohen Adels sein; sonst aber hatte auch jeder andere Anspruch auf Zutritt, dessen Anliegen von so besonderer Art war, daß es entweder eine längere mündliche Auseinandersetzung der Sachlage oder eine größere Geheimhaltung erforderte — überhaupt wichtig genug war, die Zumutung eines geheimen Gesprächs mit dem Monarchen zu rechtfertigen.

Zur öffentlichen Audienz hatte jedermann Zutritt, er mochte sein wer, und mochte zu sagen haben, was er wollte. Wer dahin gelangen wollte, brauchte sich nicht, wie in jenem Falle, erst dem Oberstkämmerer vorzustellen, sondern ging Montags in die Hofburg eine Treppe hoch nach dem „geheimen Kabinett". Im Vorzimmer saß und stand schon immer eine Schar Audienzlustiger, meistens Leute aus niederen Ständen, welche in dem Wahn: je früher sie sich einschreiben ließen, je besser, die noch verschlossene Tür des Protokollisten blockierten und oft bis an die Treppe einen Queue bildeten, wie an Operntagen vor den Türen der Theater. Wem sein Rock lieb war, kehrte jetzt wieder um und wartete es ab, bis der erste Anlauf und die zwölfte Stunde vorüber war, wo die Eßglocke den Haufen auseinandersprengte. Obgleich der arme geplagte Protokollist von neun bis zwei hinter seinen Registern saß, so kam doch nur selten einer der Nachhausegegangenen dann an diesem Tage wieder, sondern die meisten trösteten sich bei ihren Fleischtöpfen, wenigstens mit dem Willen, sich einschreiben

zu lassen, im „Kabinett" gewesen zu sein, und nächsten Montag ja wohl wieder hingehen zu können. Dieses Hinausschieben, Zögern, Sichverlassen macht ein wichtiges Moment im österreichischen Volkscharakter sowohl als im Gange der öffentlichen Geschäfte aus. — Hatte sich das Vorzimmer des geheimen Kabinetts gelichtet und gelüftet, konnte man jetzt in der Mittagsstunde schon ohne Unbequemlichkeit und Rippenstöße dahin gelangen; fand wohl auch einen der an den Wänden gereihten Stühle leer und setzte sich, den Lauf der Dinge um sich her still zu betrachten. Von den zwanzig bis dreißig Personen beiderlei Geschlechts, welche noch anwesend sein mochten, konnte man gut zwei Dritteile für Pensionisten ansehen, die im Begriffe waren, durch Erhalt einer „Personalzulage" oder einer „Gratifikation" ihre Finanzen zu verbessern. Aus diesem Umstande ergab sich jedesmal vor eintretenden Festtagen, besonders vor Weihnacht und Ostern, ein größeres Begehr nach Audienz, weil hier die Wünsche nach Gratisbraten dringender wurden. Die Anliegen der übrigen bestanden dann wohl in Beförderungsgesuchen, Klagen über unverdiente Zurücksetzung, über Ungerechtigkeiten der Justiz; in Steuererlassen, Reklamationen aus den Kriegsjahren, Kinderversorgungen, Betteleien usw.

An der Tür, welche von dem Vorzimmer nach der Protokollstube führte, saß, als Zerberus, der „Herr" Kabinettsdiener, mit seiner silbernen Tabatiere spielend, finstern Blickes die Disziplin der Anwesenden mit dem Zucken seiner Augenbrauen erhaltend und aufmerksam die Abgefertigten zählend, welche nach und nach aus der verhängnisvollen Pforte heraustraten und abgingen. War so der achte Mann an ihm vorübergeschritten, erhob er sich, öffnete die Tür und schob eine frische Achtzahl Bittsteller für die abgefertigte hinein. Bei dieser Gelegenheit entspannen sich dann

jedesmal Debatten um den Vortritt; man brachte die Dringlichkeit seiner Geschäfte, die Wichtigkeit seines Anliegens und die Länge der Zeit in Anschlag, welche man hier schon abgewartet und so ein Anciennitätsrecht errungen habe. Die Damen besonders advozierten dann heftig; aber die Nemesis mit der Tabatiere glich alle Kollisionen durch Machtsprüche aus, ließ hinter acht Personen seinen Arm wie einen Schlagbaum sinken und scheffelte so das Protokollzimmer wieder voll.

Hier geriet man an eine nur kurze Prozedur. Man fand ein kleines Männchen hinter einem großen Tische, mit einer stereotypen Amtsmiene, aber mit freundlichem Blick den Herzutretenden empfangend. „Sie wollen zur Audienz?" — „Zu dienen!" — „Ihr Name? Ihr Stand? Ihre Wohnung?" Man nannte dieses; er schrieb es in ein großes Buch, machte eine große Nummer dazu, und dieselbe Nummer schrieb er auf einen kleinen Zettel; diesen überreichte er dem Bittsteller. „Freitag morgens um sieben Uhr." Er nickte, man war abgefertigt. Aber nicht jeder ließ sich so kurz abfertigen. Viele, die da glaubten, der Mann hinter dem Buche müsse, da er die Nummern schrieb, im Erfolg ihrer Unternehmung auch mitzählen, nahmen jetzt den Mund sehr voll; erzählten breite Geschichten, entwarfen Schilderungen ihrer Situationen, als schrieben sie am Buch der „Hundertundeins". Manche baten wohl gar den harmlosen Protokollisten um gnädige Verwendung und Vorwort. Der trocken-freundliche Mann ließ sich das alles nicht anfechten; mit mechanischer Starrheit verrichtete er fort und fort sein monotones Geschäft und wiederholte nur, wenn das Geschwätz überlang währte, nachdrücklicher den allein nötigen Bescheid: „Freitag morgens um sieben Uhr." War es ein Frauenzimmer, so wurde auch jetzt noch nicht Friede; es fiel noch manche schöne Redensart,

wohl auch eine Träne und ein Schwenken mit dem Taschentuch, bis endlich der Zerberus draußen sich erhob, hereintrat und die redselige Nummer mit einem Verweis subtrahierte.

In dieser einfachen Weise erhielt man die Zutrittskarte zur kaiserlichen Audienz. Man hatte eben nicht nötig, Freitag morgens besondere Toilette zu machen; der Rock spielte hier durchaus keine Rolle. Es kam hier Kreti und Pleti, in Frack und Sack, wie es eben anging; mit den Wohlgerüchen parfümierter Elegants mischte sich der Bocksgeruch bepelzter Schafhirten und der eigentümliche Armutsgeruch der Dürftigen. Neben der Dame im Persertuche und dem Brüßler Schleier stand die Dienstmagd der äußersten Vorstadt mit der Küchenschürze; neben dem Staatsrat der Tischlergeselle; neben dem Bettler der Millionär. Kein Vorrang galt, die Nummer entschied den Vortritt; hier war kein Unterschied und alle Menschen sich so gleich wie im Grabe oder im Himmel.

Die kaiserliche Hofburg in Wien besteht zunächst aus einem großen länglichen Viereck zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenartigem Stil gebauter Palastgebäude, welche so einen großen viereckigen Raum einschließen, welcher der „Burgplatz" heißt. Sechs Tore oder Durchfahrten stehen dem Publikum offen und zu beiden Seiten des großen Platzes führen die Tore nach kleineren Höfen, wovon der eine, der „Amalienhof", nach dem Palast der Staatskanzlei und des Fürsten Metternich, der diesem vis-à-vis, der „Schweizerhof", nach den Redoutensälen und den Museen und der Bibliothek auf dem Josephsplatze führt. In diesem Hofe hausten zur Zeit der Habsburger die Schweizer-Leibwachen, an deren Stelle jetzt die sogenannte „Hofburgwache" (garde du palais) getreten ist, aus einer starken Kompagnie ausgezeichneter Unteroffiziere zusammen-

Audienz bei Kaiser Franz I.
(Lithographie, nach der Natur gez. u. gest. v. Jos. Kovatsch)

gesetzt und von verdienten, nun kriegsunfähigen Offizieren kommandiert. Aus diesem also besonders bewachten Hofe führten die Haupttreppen und Eingänge zu den Appartements des Kaisers und der Kaiserin, und namentlich ist es die sogenannte Herkulestreppe, auf welche der zur Audienz nach dem Thronsaale Eilende angewiesen ist.

Gegen das große Tor des Schweizerhofes, welches unweit der mit einer Kompagnie Grenadieren und zwei Paradegeschützen besetzten Burgwache von dem Burgplatze abführt, wird die Herkulestreppe durch eine Glastür abgeschlossen, dahinter zunächst der Ankommende einen hohen ungarischen Grenadier mit der Bärenmütze ernst auf und nieder schreiten sieht. Der alte Krieger, der in vier heißen Feldzügen sein Bajonett mit Franzosenblut tränkte, wirft einen geringschätzenden Blick auf den ankommenden Bittsteller, der nur mit einiger Anstrengung die hohe, in Gewichten hängende Glaspforte nach innen öffnet, um durchzuschlüpfen. Er steigt jetzt einige Stufen der breiten Treppe hinauf bis zum ersten Podest, wo in einer Nische die Statue des Herakles im Kampfe mit dem Nemäischen Löwen zu sehen ist: ein bedeutsames Sinnbild für die im Kampf mit ihrem feindlichen Geschick Begriffenen, die da den Weg zur Gnade vorüberkommen. Und wieder einige Stufen emporgestiegen, gerät er auf den zweiten Podest an eine andere nicht weniger bedeutungsvolle Bildsäule — den Burgprofosen.[1] Unter Kaiser Franz war dies ein kleines mürrisches Männchen, ein uralter Leutnant, wie eine ausgegrabene Antike anzuschauen in dem altfränkischen Kostüm der Hofburgwache. Dieses bestand aus engen weißen Hosen, hohen Stiefeln, einem hechtgrauen, mit schwarzen Samtrabatten besetzten breitschößigen Rock und mächtigem drei-

1) Es handelt sich um Nikolaus Imhof, k. k. Leutnant, der laut Staatsschematismus von 1812—1831 Hofburgprofoß war.

eckigen Hut, quer tief in die Stirn gedrückt. So ausgestattet stand hier der alte kleine Herr, das spanische Rohr mit der schwarz und goldenen Troddel unter dem Arm, die silberne Tabatiere in der Linken, in den Fingern der Rechten aber stets die fertige Prise, und salutierte, vom Vorüberkommenden begrüßt, gravitätisch und so, als läge es jetzt nur an seiner Erlaubnis, hier weiterzugehen. Wer in die Geheimnisse dieses Mannes aber eingeweiht war, wußte, er sei in diesen Räumen nur darauf angewiesen, zudringliches Gesindel, alte Bettelweiber und dergleichen abzuhalten und auszutreiben. Von diesem Pack, das sich unabhaltsam mit seinen unverschämten Forderungen in den Gängen und Korridoren der Hofburg herumtrieb, wurde der dienstbeflissene mürrische Alte daher auch nur die „Burgkatze" genannt und mußte sich manche freche Widerrede, auch manchen Schabernack gefallen lassen. Man gewahrte ihn gewöhnlich dann mit einigen zerlumpten Weibern im Zank begriffen, dabei zornrot mit seinem großen Rohre fuchtelnd und großen Lärm machend, nichts weniger aber als siegreich; denn das Ende solcher Scharmützel war meist ein sanfter Vergleich, indem er sich mit breiten Geschichten und Klatschbrühen regalieren ließ und häufige Prisen Tabak mit den Weibern wechselte, welche endlich doch ihren Willen bei ihm mit ihrer Zunge durchsetzten.

Nachdem dieser scheinbar so gefährliche Punkt passiert war, geriet man in einen Korridor, wo sich wieder eine große Glastür darstellte, hinter welcher in einem Vorgemach ein in Purpurrot, Gold und schwarzen Samt gekleideter kaiserlicher Trabant 1), das kleine Etikettegewehr im Arm und auf dem Haupte den breit mit Gold bordierten Feder-

1) Gardist der Trabanten-Leibgarde, welche aus altgedienten und größtenteils mit Ehrenzeichen dekorierten Offizieren und Unteroffizieren zusammengesetzt ist. Ihr Kapitän ist General (Not. d. Verf.).

hut, auf und ab schritt. Von diesem Vorgemache geht es nun weiter durch eine angelweit geöffnete hohe Flügeltür in den Vorsaal, und hier entfaltet sich vor dem Blick des Eintretenden ein reiches Bild der verschiedensten Gestalten und Situationen. Die Lokalität zeigt einen Saal von drei Fenstern, in welchem rings an den Wänden Stühle gestellt sind, darauf ein Teil der Audienzsuchenden Platz genommen hat. Der größere Teil derselben aber ist auf das Stehen angewiesen, denn unmöglich könnte die Hofburg für diese dreihundert Leute Stühle auftreiben, und noch weniger den Platz dazu, sie zu stellen. Das Publikum besteht aus Leuten jeden Standes, Alters und Geschlechts, aus den verschiedensten Gestalten und Kostümen. Eine Reihe Stühle an der Wand hat ein Dutzend Matronen eingenommen, größtenteils hageren Aussehens, durch eine gewisse Kaffeefarbe der Haut ausgezeichnet, mit sehr chiffonierten Hüten, von denen schadhafte Schleier welk herabhängen; mit Umschlagetüchern, deren Kolorit schon höchst zweifelhaft geworden, und mit Handschuhen und Fußbekleidung, welche von einem Bestreben der Aufrechterhaltung des ehemaligen Dekorums, zugleich aber von der Unzulänglichkeit der Mittel zeugen, dies durchzuführen. Dieses sind verarmte Witwen von Offizianten und Offizieren; sie haben sich eingestellt, um zum siebenundsiebenzigsten Male die Langmut des Kaisers zu erproben, indem sie, sich eben jetzt von den ungeheueren Verdiensten ihrer verstorbenen Gatten unterhaltend, bald darauf nun der Majestät es neuerdings ans Herz legen werden, ihre Pensionen zu vergrößern, oder wenigstens doch ihnen durch das Kabinett ein Gnadengeschenk von fünfundzwanzig oder fünfzig, ja vielleicht auch gar von hundert Gulden zukommen zu lassen. Das an der nächsten Wand sitzende männliche Dutzend ist aus Dikasterianten, Quieszenten und Aspiranten zusammengesetzt und

steht mit einer ihm zunächst haltenden Schar in Verbindung. Die mannigfachsten Ansprüche, Anliegen, Forderungen und Vorschläge kreuzen sich in diesen Köpfen. Der eine überliest eben die dem Kaiser einzuhändigende Bittschrift, ein anderer entwickelt einem Dritten das Sonnenklare seiner Sache, zieht ein Pack Dokumente aus der Tasche und deduziert aus diesen schon sehr abgegriffenen Papieren die Gründlichkeit dessen, was er soeben im Begriffe steht, Sr. Majestät vorzutragen. Viele der anderen spielen bloß eine stumme Rolle, gehen still mit sich selbst ins Gericht; auf manchem Gesicht spiegelt sich das Gefühl der Unsicherheit und der Zweifel an der eigenen Sache, und wirklich gewahrt man auch einzelne den Vorsaal wieder verlassen, bevor die Audienz noch begann.

In einem Winkel des Saals hat sich, insofern Armut und Niedrigkeit gleichmacht, das Gleiche zu dem Gleichen gesellt. Hier stehen, mit verdutztem Gesicht, scheuem Blick und pochendem Herzen, in Rudeln Bündeljuden, ungarische Bauern in Schafpelzen, slowakische Topfbinder in ihrem bekannten Kostüm, Bettler, gemeine Leute jeder Art; sie alle wollen vor den Kaiser das mündlich bringen, was der nächste Dorfrichter zu schlichten die Obliegenheit gehabt hätte. Auf der entgegengesetzten Seite wird man ein Pêle-mêle von allerlei Gestalten erblicken, Handwerksmeister und Gesellen, Künstler und Kaufleute, invalide Offiziere, Damen, jung und alt, und mitunter in sehr wertvollen Anzügen. In der Mitte des Saals endlich befinden sich die Kühnsten und Bevorzugtesten zusammen, Männer des Staats oder aus der größeren Welt, die gewohnt sind, an solchen vornehmen Orten zu verkehren; diese haben Dienstgeschäfte hergeführt oder die Fürsprache für einen Klienten, oder auch eine große Spekulation, wodurch sie den Staat glücklich, zuerst aber sich reich machen wollen.

Dies wäre beiläufig der Hintergrund dieses Theaters, denn von der Hälfte des Saals bis an die Fenster hin ist der Raum nicht so gefüllt und kann als eine höhere Region betrachtet werden, darin sich die Fixsterne der Audienz erster, zweiter bis sechster Größe hin und her bewegen, größtenteils aber festsitzen. Hier gibt es nur Leute im Dienst, Hofchargen und Garden. An der großen Flügeltür, welche links vom Haupteingang in der vordersten Ecke des Vorsaals nach dem Audienzsaal führt, stehen, die gezogenen Degen im Arme, ein deutscher und ein ungarischer Nobelgardist: der Deutsche, eine mächtige Kriegergestalt in überreich mit Borden und Troddeln begoldeter Purpuruniform, in schweren Kürassierstiefeln, seinen breitbordierten Federhut in die narbige Stirn gedrückt und geschmückt mit mehreren Orden; der Ungar dagegen, eine schlanke, kräftige Jünglingsgestalt, wie eingegossen in sein knappes, scharlachrotes und schwer mit gesponnenem und geschlagenem Silber besetztes Nationalkleid, in leichten grünen Quasten, Sporen, und die schöne hohe Zobelmütze mit dem Reiherbusch über das schwarzgelockte Haar gestülpt. Diese beiden wachthabenden Männer sind zuvörderst das Interessanteste für die Betrachtung, und die ihnen zunächst in der Fensterblende versammelten vier Kammerherren, in altfränkischer reichgestickter Hoftracht, bilden den Kontrast zwischen Zivil und Militär. Im zweiten Fenster lehnen Hofbeamte, diensthabende Stallmeister, Offiziere der Nobelgarden, Kammerfouriere und dergleichen Beamtete, welche zwar hier gerade nichts ex officio zu tun haben, doch von der Gelegenheit profitieren, ein Stündchen miteinander zu plaudern. Im dritten Fenster endlich sitzt vor einem Tischchen, auf welchem ein aufgeschlagenes Protokoll liegt, der kaiserliche Hoffourier in dunkelgrauer, breit mit Gold gestickter Uniform, hohen Kanonenstiefeln und langem Degen, nachlässig, aber mit vornehmer Eleganz die

Nummerzettel der zur Audienz Ankommenden in Empfang nehmend, prüfend, und die Namen der sich Gemeldeten aus seinem Buche streichend.

Es ist jetzt sieben Uhr geworden, und die große Pendeluhr im Vorsaal hebt mit Geräusch eben den Glockenhammer aus; da wirft sich jeder in die Brust, die Stellungen werden geregelter und die Gesichter gespannter. Bald öffnen sich die Flügel der Tür nach dem Audienzsaal, und der, welcher eine günstige Stelle im Vorsaal genommen hatte, kann jetzt in das innere des Thronsaales blicken. Er gewahrt einen großen Raum, vier Fenster lang und verhältnismäßig breit; die Wände sind mit schon sehr verblichenen Gobelins tapeziert, und an der Hinterwand ragt ein Thronhimmel von rotem Atlas über einem weißlackierten und vergoldeten Armstuhl. Eine Flügeltür im Fond des Thronsaales führt nach des Kaisers Zimmern und von dort her muß die Erscheinung desselben erwartet werden. Bevor der Kaiser eintritt, heißen die diensttuenden Kammerherren beiläufig ein Viertelhundert der Audienzsuchenden in den Thronsaal eintreten, sich der Reihe nach mit dem Rücken gegen die Fenster gekehrt, und zwar so aufstellen, daß zwischen jedem derselben ein Intervall offen bleibt. Die Kammerherren selbst stellen sich in gewissen Abständen gegenüber den Bittstellern auf, in solcher Entfernung, daß das zwischen dem Kaiser und diesen Gesprochene von ihnen nicht gehört werden kann. Es gibt hier keinen Rang, und jeder erhält den Platz, je nachdem er hereingetreten ist, den er einnehmen will, insofern er sich nur in der geraden Linie der Reihe hält. — Nun öffnet sich die Tür im Fond und der Kaiser tritt ein, begleitet von dem Sekretär seines geheimen Kabinetts.

Wer den Kaiser nie gesehen und sich das Bild einer imponierenden Gestalt ausgemalt hat, der wurde jetzt in

seiner Erwartung sehr getäuscht, gewiß aber nicht so, daß er diese Täuschung bedauert hätte. Die kleine hagere Gestalt in der unscheinbaren Uniform, mit dem schmalen, langen Greisenantlitz und dem wenigen schlicht gekämmten weißen Haupthaar, machte, im Abstich zu ihrer glänzenden und kolossalen Umgebung, einen so eigentümlichen Eindruck, daß es schwerfällt, denselben zu definieren. Man drückt sich am besten aus, wenn man sich beispielsweise behilft und sagt, daß bei dem ersten Anblick des Kaisers Franz man Ähnliches empfand, als wenn man seinen niegesehenen Vater jetzt plötzlich mit freundlichem Ernste vor sich hintreten sähe. Aus des Kaisers gefurchten Zügen und eingefallenen Wangen sprach doch innere Lebensfrische, und um die gestülpte, etwas niederhängende Unterlippe schwebte ein Gemisch von Strenge und Güte. In das immer noch lebhafte Auge blickte man nicht, ohne sogleich volles Vertrauen zu gewinnen, und die Art und Weise, wie nun Franz jedem entgegenkam, erweckte auch in den Furchtsamsten Mut. Bei diesen Audienzen trug der Kaiser, dem überhaupt äußerer Prunk an seiner Person verhaßt war, die bescheidene Uniform eines Obristen des Kaiserjägerregiments, deren Schnitt die Mitte zwischen der Mode des letzten Jahrhunderts und der Gegenwart hielt. Sie bestand aus einem breitschößigen hechtgrauen Leibrock mit niederem, grünem Kragen und solchen Aufschlägen und schwarzen engen Beinkleidern in unter dem Knie rund abgeschnittenen Stiefeln. Von Orden war nichts zu sehen als der Stern des Leopoldordens, das Kommandeurkreuz des Theresienordens und das Kanonenkreuz, als Denkzeichen des Feldzuges von 1813 und 1814.

Sobald nun der Kaiser eingetreten war, ging er auf den ersten der Aufgestellten zu, näherte sein Gesicht ganz nahe dem Munde des Bittstellers, der gewöhnlich jetzt durch

diese unerwartete Herablassung außer Fassung gebracht wurde. Der Kaiser sprach sehr schnell im österreichischen Dialekt: „Was wollen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Haben Sie etwas Schriftliches bei sich?" Hierauf überreichte man seine Bittschrift mit einigen begleitenden Worten; der Kaiser überlas das Rubrum, erinnerte sich dieses oder jenes Umstandes, machte Einwendungen, versprach die Sache untersuchen zu lassen, gab Tröstung und endete gewöhnlich damit, daß er sagte: „Nun wollen wir schon sehen, was zu machen ist." So ging es nun von einem zum andern. Der, welcher abgefertigt war, erhielt von dem Kammerherrn ein Zeichen abzutreten, er ging hinter der Reihe der Aufgestellten nach dem Vorsaal hinaus und von diesem weiter seines Weges. Für den, welcher eine Bittschrift überreicht hatte, war es jetzt wichtig, zu bemerken, was der Kaiser damit vornahm. Gab er sie an den ihm auf zwei Schritte folgenden Kabinettssekretär ab, so war dies ein Zeichen, daß die Sache den gewöhnlichen Revisionsgang gehen sollte; bog er an der Schrift eine Ecke ein und gab diese an einen Kammerherrn, so war eine speziellere Notiznahme zu hoffen; steckte der Kaiser aber die Schrift in eine seiner beiden weiten Rocktaschen, so war dies sein bestes Zeichen besonderer Fürsorge.

Wenn nun der Kaiser die Reihe der Aufgestellten hinunter war und den letzten abgefertigt hatte, trat er auf kurze Zeit wieder nach seinen Gemächern ab, um sich gewöhnlich mit etwas Bouillon zu stärken. Unterdes wurden durch die Kammerherren abermals eine Partie Audienzsuchender im Thronsaal aufgestellt, der Kaiser erschien wieder und ging von einem zum anderen, gab Bescheid, nahm die Schriften ab, tröstete, versprach und trat dann wieder ab — und so wiederholte sich die Prozedur sechs- bis zehnmal, bis die Hunderte angehört und beschieden

waren, welches gewöhnlich gegen ein oder halb zwei Uhr erst zustande kam.

Nun war es höchst merkwürdig, die verschiedenen Anliegen und Zumutungen, die an den Kaiser gemacht wurden, und seine Bescheide darauf anzuhören. Da wurden von den Bittstellern allerlei Listen gebraucht, um den Monarchen günstig für ihre Wünsche zu stimmen. Wenn man — zum Beispiel — wußte, daß Kaiser Franz für seine Muttersprache, das Italienische, eine große Vorliebe hatte, so wählte man womöglich diese Zunge, sich geneigtes Gehör zu verschaffen. Von Fremden oder Italienern selbst ließ sich der Kaiser das sehr gern gefallen, aber von solchen, wo er voraussetzen konnte, daß sie Deutsch wenigstens ebensogut sprechen könnten als Wälsch, ließ er sich nicht gern darauf ein und sagte wohl auch etwas ärgerlich: „Können Sie nicht Deutsch?" So wurde nun auch viel auf des Kaisers weiches Herz spekuliert, und das erste Bittstellen der Damen waren Seufzer, Schluchzen und Tränen, welche das weibliche Geschlecht immer bei der Hand hat. Nicht selten, daß dem Kaiser dann selbst das Wasser in die Augen trat und mildeste Tröstungen an die Weinenden ergingen; jedoch hatte der Monarch in der langen und häufigen Praxis seines hohen Amtes eine scharfe Menschenkenntnis gewonnen und erkannte bald gemachte Tränen und Theaterschmerz. Wollte dann so eine Schauspielerin gar nicht zu Worte kommen, sagte er wohl etwas unwillig: „Seien Sie doch vernünftig! Was soll das Weinen? Reden Sie!" Am unangenehmsten aber präsentierten sich ihm gemeine Leute, welche, sobald er auf sie zutrat, in die Knie sanken oder vielleicht gar seinen Rockschoß ergriffen, um diesen zu küssen. Der Kaiser zeigte dann wahrhafte Bestürzung und Indignation und fuhr wohl etwas heftig mit dem Befehl heraus: „Aufgestanden! Aufgestanden! Vor Gott knien, ich bin ein Mensch!"

Das Merkwürdigste war des Kaisers außerordentliches Gedächtnis. Der Angelegenheiten und der Personen, die vor mehreren Jahren seinen Geschäftskreis auf ähnliche Weise oder sonst berührt hatten, deren erinnerte er sich sogleich wieder und oft der kleinsten sie betreffenden Umstände. War er seiner Sache nicht ganz gewiß und widersprach seine Erinnerung dem, was der Bittsteller vorbrachte, dann gab er keinen bestimmten Bescheid und sagte: „Da muß ich erst nachschlagen lassen, denn ich glaube, es verhält sich anders." — So stellten sich bei den Audienzen gewisse Gäste zu gewissen Zeiten immer wieder ein, und oft in Angelegenheiten, deren gewünschtes Resultat durchaus nicht zu erwarten war. Diese glaubten es dann damit durchzusetzen, daß sie sich überlästig machten. Waren es Leute aus besseren Ständen, verwies ihnen der Kaiser wohl ihre Zudringlichkeit, waren es aber gemeine Leute, von denen er voraussetzte, daß sie es mehr aus Unvernunft als aus Unverschämtheit taten, und hatte ihr Anliegen einen scheinbaren Hintergrund, so versetzte ihn der Anblick dieser bekannten Gäste oft in die beste Laune und er empfing sie dann mit der humoristischen Anrede: „Seid ihr Kameraden auch wieder da?"

Daß nun die allerverschiedensten Dinge da vorkamen, läßt sich denken; aber kaum war oft das zu erwarten, womit Leute den Monarchen bei diesen Audienzen behelligten. So kam unter anderen ein junger Mensch, der, als der Kaiser ihn fragte, was er wolle, zur Antwort gab: er sei Tischlergeselle und wolle seines Meisters Tochter heiraten. — „Und was soll ich dabei?" sagte der Kaiser. Jener erzählte nun: wie der Meister ihm das Mädel nicht geben wolle, weil er arm sei, und daß er entschlossen wäre, wenn er das Mädel nicht bekäme, sich ins Wasser zu stürzen. Dabei weinte er bitterlich. Der Kaiser schien gerührt, als jener aber mit Selbstmord drohte, wurde er böse und sagte

rasch: „Pfui, schämen Sie sich! Wie gottlos! Haben Sie keine Religion?" Hierauf wies er den jungen Menschen an einen Kammerherrn, den er heranrief; er mußte Namen, Wohnung usw. notieren und erhielt den Auftrag, in des Kaisers Namen die Sache zu vermitteln. So erhielt der Geselle einige hundert Gulden aus der Schatulle, bekam das Meisterpatent und die Frau, die er haben wollte. Dergleichen Geschichten trugen sich häufig zu und wurden gewöhnlicherweise beendigt.

Das sind die allgemeinen Umrisse der öffentlichen Audienzen, welche Kaiser Franz hielt, und sie können als eine Normalform der Regententätigkeit betrachtet werden, wenn auch die Übel, zu deren Beseitigung sie eingeführt waren, nicht alle dadurch gehoben wurden und nicht gehoben werden konnten. Der schöne Wille des Monarchen, allen möglichst gerecht zu werden und keine Gelegenheit, Gutes zu wirken, unversäumt zu lassen, stellte sich hier um so dankenswerter heraus, als der alte Kaiser bei schwacher Gesundheit oft nur mit Anstrengung und persönlicher Aufopferung diesem sich selbst auferlegten Regierungsgeschäft sich hingab.

*

Verzeichnis der Bilder

(Die mit einem * versehenen wurden nach Originalen zum ersten Male reproduziert.)

1. Kaiser Franz I. (als Kaiser von Deutschland der Zweite) Nach einer Skizze von Thom. Lawrence. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor dem Titel
2. Die Schlacht bei Kulm. — Lithogr. v. Hofbauer. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 41
3. August Freih. von Steigentesch. — Vith pinx., Fr. John sculp. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 73
4. Maria Gabriele Fürstin Auersperg. — Nach einer Miniatur von Karl Agricola. — Privatbesitz vor S. 81
5. Alfred, Fürst zu Windischgrätz. — Lithogr. v. Kriehuber. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 89
6. Zacharias Werner. — Stich von Gustav Zumpe. — Sammlungen der Stadt Wien vor S. 129
7. Karikatur auf die altdeutsche Mode. — Anonymer Stich aus den Eipeldauerbriefen, 1816, 5. Hft. — Sammlungen der Stadt Wien vor S. 145
8. Jakob Fähding. — Joh. Georg Grasel. — Ignaz Stangel. — Lithographie, wahrscheinlich von Lanzedelly. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 161
9. Josef Czech von Czechenberg. — Anonyme Lithographie. — Sammlung Max von Portheim vor S. 169
10. Johann Schickh. — Lithogr. v. Kriehuber, 1835. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 193

*11. Das alte Polizeigefangenhaus in der Sterngasse, genannt Sternhof. — Nach einer Photographie. — Sammlungen der Stadt Wien vor S. 217

12. Leopold Maximilian Fürst-Erzbischof zu Wien, Graf und Herr zu Firmian. — Lithographie von Lanzedelly. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 241

13. Franz Fürst Orsini zu Rosenberg. — Stich von J. E. Mansfeld. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 249

14. Friedrich Xaver Prinz zu Hohenzollern-Hechingen. — Lithographie von Lanzedelly. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 257

15. Maria Preindl. — Radierung von Karl Agricola. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 261

16. Gräfin Johanna Desfours-Walderode. — Nach einem Gemälde von Karl Agricola. — Im Besitze des Grafen Pálffy vor S. 273

17. Anton Passy. — Stahlstich von Karl Mahlknecht. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 289

*18. Vincenz Neuling. — Nach einer Miniatur von Frattini. — Im Besitze des Herrn Dr. Ernst Richter vor S. 297

19. Friedrich Wilhelm Ziegler. — Adalbert Suchy pinx., J. Passini sculp. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 301

20. Josef Friedrich Freiherr von Retzer. — Franz Lindner pinx., Friedrich John sculp. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 305

21. Sophie Müller. — Joh. Ender del., Fr. Stöber sculp. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 311

22. Audienz bei Kaiser Franz I. — Lithogr., nach der Natur gez. und gest. v. Jos. Kovatsch. — K. k. Familienfideikommißbibl. vor S. 321

*

Sachverzeichnis in bezug auf Wien und Niederösterreich

(Die mit einem † versehenen Stoffe sind illustriert, ein * bedeutet eine Anmerkung an den betreffenden Stellen, ein n, daß der betreffende Stoff nur in der Anmerkung vorkommt.)

Aberglaube I, 103 ff.; II, 208 ff.
Apollosaal I, 233 ff.*
Äskulapbassin I, 233
Augarten II, 112 ff.*
Auge Gottes, Zum II, 72 n
Automobil I, 260*

†Bäder in Baden I, 44 f.
Bankozettelsturz I, 175 ff. n
Bildersammler II, 90 ff.*, 201 n, 260 n, 291 n
Bürgergarde I, 187 ff., 211 f. n; II, 103
Burggebäude II, 100, 277 f., 320 ff.
Burgtheater II, 179, 182 f., 187, 189, 300, 302 ff.

Cholera I, 269

Dianabad I, 233
Dianatempel I, 233
Denkmal Franz' I. I, 63*
Dilettantentheater II, 244, 294 ff.
Dräsine I, 260 n

Elefant in Wien I, 95 f.*
Elysium I, 234*
Ereignisse, historische:
†1794, Jakobinerverschwörung I, 28 ff.
1809, Invasion, französische I, 157 ff.*
†1809, Belagerung Wiens I, 191 ff.*
1811, Bankozettelsturz I, 175 ff. n
1814, Einzug Kaiser Franz' I. II, 68 ff.
1814—1815, Wiener Kongreß II, 67 ff.*
Erfindungen I, 251 ff.*

Fechter, Zum sterbenden, Gasthaus I, 234
†Freimaurerei I, 18 ff.*

Gymnasialunterricht I, 119 f., 142 ff.

Hanswurst I, 92
Herkulestreppe I, 233; II, 321
†Hetze I, 93 ff.*
†Hinrichtung I, 33 f.
Hygieiabrunnen I, 233

Jean de Paris, Zum, Delikatessenhandlung II, 129 f.*
Illumination (1810) I, 259*
Illumination (1814) II, 70*
Isis, Zur, Putzladen I, 233
Juden II, 243 ff.
Jungfrau, Eiserne II, 209

Kaiser, Zum römischen, Gasthof II, 80*
Kaiser von Rußland, Zum, Juwelengeschäft II, 107 n
Karrousel II, 115 f.*
Kirchenverhältnisse II, 227 ff.
†Kleidertracht, Deutsche II, 144 f.*
Knallkugeln I, 71 f.*
Krippenspiele I, 98 ff.*, 303 f.
†Kurtisanen I, 52 ff.*, 63 n, 168 n; II, 118 n, 130 f., 196, 216, 246 ff.*, 257 ff.*, 269*, 295 f.*

†Laxenburg I, 67 ff.*, 75, 267 f.
Liguorianer II, 263 ff.*, 283 ff., 309
†Löwenburgisches Konvikt I, 142 ff.*
Ludlamshöhle II, 262 f.*
†Luftschiffahrt I, 261 ff.*

Magnetismus II, 265
Mann, Wilder, Gasthof II, 288 ff.*
Maria am Gestade II, 263 n, 264, 270 f., 285
Marsbrunnen I, 233
Menagerie in Schönbrunn I, 95 f.
Minoritenplatz II, 72
Münzmaschine I, 275 ff.

Neptunsbassin I, 233

Parade II, 101*
Perpetuum mobile I, 252 f.*
Peter, Auf dem II, 72*
†Piaristen I, 142 ff.*
†Polizeigefangenhaus II, 214 ff.
Prater II, 105, 213

Raub der Proserpina, Zum, Putzladen I, 234
Redoute I, 69 ff.; II, 106 ff.*
Ritter zur blauen Erde I, 128 n, 130 ff.*, 305 ff.; II, 242 f.

Sammler (s. auch Bildersammler) I, 265; II, 139 f., 201 n, 203, 204, 249
Schlittenfahrt II, 110 f.*
Schminke I, 43 ff.*
†Schönau I, 79 ff.*
Schönbrunn I, 95 f., 229 f, 238; II, 81 n, 110*, 249
Schranne II, 209
†Seebenstein s. Ritter zur blauen Erde
Spinnerin am Kreuz II, 211
Sprachstudien I, 133 ff.; II, 125 f.*
Sulkowskitheater I, 179 n

Tabakrauchen I, 64
Tabakschnupfen I, 12
Taroni, Zum, Kaffeehaus I, 167*, 168
†Tempel der Nacht I, 84 f.
Theater in Wien (s. auch Burgtheater, Dilettantentheater, Kripenspiele) I, 91 ff.*, 179 n, 220 f.*, 229 f., 303; II, 251, 259 n
Theseustempel I, 233
Turm, Zum blechernen, Kripenspiel I, 98 f.*
Welt, Zur neuen, Restaurant I, 228 n
Wienerinnen I, 227 f.*
Wohnungseinrichtung I, 3, 88 ff.
Zeitungen I, 255; II, 233, 240
Zensur I, 36 ff.*; II, 199 ff., 283 n, 304 ff.
Zeughaus I, 192 f.
Zirkus I, 93

*

Personenverzeichnis

(Ein † vor dem Namen bedeutet, daß sich von der betreffenden Persönlichkeit ein Porträt vorfindet, ein * neben der Zahl bedeutet, daß an dieser Stelle eine Erklärung zu finden ist, ein n neben der Zahl bedeutet, daß die betreffende Persönlichkeit an dieser Stelle nur in den Anmerkungen vorkommt.)

A. (Arnstein?), Bankier II, 244 n
Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle), Prediger, Schriftsteller II, 126 n, 128 n
Achen, von, Johann II, 92 n
Addison, Josef, Schriftsteller I, 101*
Agricola, Karl, Maler II, 260 n
Aichinger, Franz, Tanzmeister I, 138 ff.*
Albert Kasimir, Herzog von Sachsen-Teschen I, 100*
Albertus Magnus, Gelehrter I, 259
Albrecht I, deutscher Kaiser II, 91 n
Alexander I, Kaiser von Rußland I, 269*; II, 73 n, 77*, 78 ff.*, 89, 104 n, 111 n, 120 n, 125*, 130 n, 193 n, 221 n, 229 ff.
Alexander Leopold, Erzherzog I, 49 n
Ali Bassa, Türke II, 290 n
Alius Hadrian, Historiker II 199
Alxinger, Joh. B., Dichter I, 83*
Anacharsis I, 88
Ancillon, David, Schriftsteller I, 5 n; II, 175 n, 199
André, Christian Karl, Pädagog I, 255 n*; II, 180
†Andréossi, Anton Franz, Graf, Staatsmann I, 199 f.*, 209, 210, 217 n, 238, 314
Anhalt-Cöthen s. Ferdinand
Ankarström, von, Johann Jak. I, 70*
Anna, Königin von England I, 139
Ariosto, Lodovico, Dichter I, 117
Aristoteles II, 97, 247 n
Arnstein, Natan Adam, Bankier I, 80 n
Arnstein, Familie II, 244 n
†Auersperg, Marie Gabriele, Fürstin II, 79 n, 82 f.*, 111 n
Augustus, röm. Kaiser II, 74

B., Sanitätsoffizier II, 62 f.
B., Mad., Kupplerin II, 130 f.
B., von, österr. General II, 22 f.
B., Beamter II, 147 n
Bablé, Hofratsgattin und Kurtisane I, 55 n
Bach, de, Alexander, Zirkusreiter I, 93*; II, 112 n
Bach, de, Karl, Zirkusreiter I, 93 n
Bach, de, Rosalie, Zirkusreiterin I, 93 n
Bacon, Roger, Gelehrter I, 127
Balaschoff, russ. Polizeiminister I, 54 n
Baldamus, Max Karl, Dichter II, 281 ff.*, 286
Balsamina, Camilla, Sängerin I, 229*
Balzac, de, Honoré, Schriftsteller II, 81
Banér, Johann Gustaffson, schwed. General I, 64 n*
Barth, Josef, Arzt und Kunstkenner II, 90 ff.*
Batthyani-Straettmann, Philipp, Fürst II, 248 f.*
Bäuerle, Adolf, Schriftsteller I, 131 n
Beatrix von Este, Erzherzogin I, 277 n*
Beauharnais, Eugen, franz. General I, 234 n, 242*
Beccaria, Cesare Bonesana, Marquis, Jurist II, 220 n
Becker, Nikolaus, Dichter I, 203 n
Beireis, Gottfr. Friedr., Chemiker I, 45*
Bellegarde, Friedr. Heinr., Graf, General II, 119*, 255*
Bernard, Großherzog v. Weimar I, 310
Berthier, Alexander, Fürst von Neufchâtel, General I, 234 n
Bertolotto, Gaukler I, 97*
Bertrand, Henri Gratien, Graf, General I, 208*
Besnardière, de la, Jean B., Graf, Staatsmann II, 73*
Betrasch s. Petrasch
Bieringer, Polizeikommissär II, 157 n
Billek von Billenberg, Leopold, Hauptmann I, 28 n
Bins, Theaterbarbier II, 183 n
Bissingen, Ferdinand, Graf, Regierungspräsident I, 211*
Bittermann, Großhändler II, 260 n
Blanchard, Luftschifferfamilie I, 268
Blücher, Fürst von Walstatt, Gebh. Leberecht, Feldmarsch. II, 16
Blumauer, Alois, Dichter I, 36 n, 116*
Blumenbach, Joh. Friedr., Naturhistoriker I, 117*, 149 f. n*
Bodenthal, Baron I, XXII
Boieldieu, Franç. Adr., Komponist II, 130 n
Boileau-Despreaux, Nicol., Schriftsteller II, 184*
Bokros, Josef, Beamter I, XIX n
Bollmann, Just. Erich, Arzt II, 118 n
Bondy, Pierre Marie Taillepied, Graf, Kämmerer I, 221*

Born, von, Ignaz, Naturhistoriker I, 116*
Bourdon, Maltheserritter II, 114 n
Bourguignon d'Anville, J. B., Geograph II, 198*
†Brabbée, Franz, Börsesensal I, 20 n
Bracht, von, Antonie s. Kupferschein, Antonie
Bracht, von, Franz, Amtsverweser I, 3 n, 5 n, 38 ff.*; II, 40 n
Bracht, von, Johann Karl I, 3 n, 38*
Bracht, von, Josefa s. Geisler, Josefa, Baronin
Bracht, von, Juliane s. Giebel, Juliane
Bracht, von, Leopold, Generalwachtmeister I, XV, XVIII, XXIV, 2 f.*, 4 n, 6, 8 f., 10 ff., 18 ff.*, 23 n, 36 ff.
Bracht, von, Susanna s. Schönholz, von, Susanna
Bracht, von, geb. Freiin von Rohr, Theresia I, 4 f.*, 6, 8 f., 15*, 16 ff., 39*, 162 ff., 172 f. n
Bracht, von, Theresia I, XXI, 2 n, 4 n, 162*, 173 n
Brahe, de, Tycho, Astronom II, 91 n
Braun, Peter, Baron, Hofbankier I, 79 ff.*
Brentano, Clemens, Dichter II, 283*
Bretfeld-Chlumczansky zu Cronenburg, Franz Jos., Freih. von, Staatskanzleirat II, 137 ff.*
Brockmann, Joh. Frz. Heinr., Schauspieler I, 92*
Brunswick, Franziska, Gräfin s. Révay, Franz., Baronin
Buffon, G. L. Leclerc de, Naturhistoriker I, 115, 116, 117
Bülau, Friedrich, Schriftsteller I, 146 n
Bundschuh, Karl, Ritter von, Hofrat II, 32 ff.*, 38, 56
Bürger, Gottfr. Aug., Dichter I, V, 118 n
Byron, Georg Noël Gordon, Lord, Dichter II, 204*

C., Akzessist I, XXXIV; II, 195 ff., 199, 214, 216 ff.
C., Mad., Kurtisane II, 196, 216
Cagliostro (Balsamo Gius.), Abenteurer I, 23 n
Campe, Joach. Heinr., Schriftsteller, Pädagog I, 116*
Campi, Antonia, Sängerin I, 229*
Campmiller von Langholsen, Josef, Architekt I, 270 ff.*
Canisius, Peter, Jesuit II, 271*
Canning, George, Staatsmann I, 49
Canova, Antonio, Bildhauer I, 238 n
Carneri zu Eben und Bergfelden, von, Franz, Polizeidirektor I, XXI
Casanova, Giacomo, Abenteurer II, 207*
Cäsar, Cajus Julius I, 93, 224; II, 9, 151
Castelli, Ignaz Franz, Schriftsteller I, X, 117 n; II, 179*, 204*

Castlereagh, Robert Stewart, Vicomte, Staatsmann I, 49; II, 72 f.*, 73, 74
Castriota, Georg, Feldherr II, 140*
Catalani, Angelica, Sängerin I, 124 n
Cathcart, William Shaw, Graf, General, Diplom. II, 73 f.*
Cats, van, Jakob, Dichter I, 250
Cécile, Gouvernante I, 100 ff., 118, 120, 125, 126
Cesarini, Malteserkomtur II, 114 f.*
Chateaubriand, Franç. Aug., Vicomte de, Dichter II, 193*
Chenier, französ. Gastwirt I, 228*
Chiolich von Löwensberg, Johann, Offizier II, 13 ff.*
Chretien, französ. Gastwirt I, 228*
Christian VII., König von Dänemark II, 76 n
Claire, Kurtisane I, 54 n
Clary-Aldringen, Graf I, 18 n
Claudius, röm. Kaiser I, 140
Clauren, Heinrich, Schriftsteller II, 130 n, 180*
Clemens s. Clement Franz
Clemens IV., Papst I, 127
Clement Franz, Musiker I, 124*, 304
Collet, Platzoberst I, 221 n
Collin, von, Heinrich Josef, Dichter und Hofrat II, 181*, 186*
Colloredo, Franz, Graf, Staatsmann I, 29 n, 38 n, 160 n
Condorcet, Marquis de, Marie Jean Ant. Caritat, Gelehrter II, 73*
Confalonieri, Friedrich, Graf, Politiker I, XXXII; II, 225*
Confalonieri, Gräfin II, 225 n
Cook, James, Reisender I, 116
Correggio, Maler II, 93, 94
Cosmes, spanischer Hanswurst II, 76
Coudenhove, Karl Ludwig, Graf, Priester II, 268*
Coustou, Rosa, Tänzerin I, 221 n, 229*
Cramer, Karl Gottl., Schriftsteller I, 117*
Czaky, Grafen I, XXXI
Curland und Sagan, Herzogin von, Dorothea I, 47 f.*
Curland, Herzog von, Peter I, 47 n
Custine, Astolphe, Marquis II, 89 f.*
†Czech von Czechenherz, Josef, Polizeihauptmann II, 147 ff.*, 159, 161, 168, 169 ff.
Czernin von Chudenitz, Joh. Nud., Graf, Oberstkämmerer II, 189*
Czernitscheff, General II, 176
Czerny, Georg, serb. General II, 13 n, 14*, 15 n

D., Hofrätin I, 197, 200
Dahlmann, Friedr. Christof, Historiker I, 293 n
Dalayrac, Nicolas, Komponist I, 91 n
Dampierre, Heinr. Duval, Graf, General II, 86 f.*
Danton, G. Jacqu., Staatsmann I, 32
Daru, Pierre Ant. Noël Bruno, Graf, Historiker I, 210*, 234 n
Daum, Josef, Cafetier I, 234 n

Daun, Leopold, Graf, Feldherr I, 294
Davoust, Herzog von Auerstädt, Louis N., Marschall I, 206*, 234n, 238n; II, 94
†Degen, Jakob, Aeronaut und Mechaniker I, 261 ff.
Deinhardstein, Joh. Ludw., Regierungsrat, Dichter II, 309n
Demetrius Poliorketes I, 149
Dentzel, G. F., Platzkommandant I, 210n
†Desfours-Walderode, geb. Köppe, Johanna, Gräfin, Kurtisane I, 51, 52 ff.*; II, 118n, 269*
Desfours-Walderode, Josef, Graf, Offizier I, 52n, 54n, 56n, 57*, 58
Deveroux, Walter, Hauptmann II, 140n
Diderot, Denis, Schriftsteller II, 73
Dietrich, Josef, Freiherr von, Armeelieferant I, 179f.*
Dietrichstein-Proskau-Leslie, Moritz, Graf, Hoftheaterdirektor II, 186n, 187*
Dietrichstein, Karl Josef, Graf I, 154n
Drais, von, Karl, Forstmeister und Mechaniker I, 260n
Duchat s. Daru, P. A. N. B.
Dumbacher, Polizeikommissär II, 157n
Durosnel, Anton, Graf, franz. General I, 227n
Duschek, Soldat II, 14, 17f., 20, 24
Eckartshausen, von, Karl, Schriftsteller I, 37n, 116*; II, 283n
Eichinger, Frz. s. Aichinger, Frz.
Elisabeth von Württemberg, Erzherzogin I, 123n
Elisabeth Alexiowna, Kaiserin von Rußland II, 82 ff.*, 111n
Elisabeth Petrowna, Zarin I, 17*
Ender, Thomas, Maler I, 133*
Engel, Joh. Jak., Schriftsteller I, 117*
Enghien, Herzog von, Louis Henri de Bourbon II, 212*
Epikur I, 4
Erdmer, Piarist I, XXVIII, 155f.n
Erdödy, Karl Anton, Graf I, 228*
Eschenbacher, Anna I, 214n
Eschenbacher (Öschenbacher), Jakob, Sattler I, 213 ff.*, 218; II, 214
Eschenbacher, Magdalena I, 214n
Eschenbacher, Therese d. ä. I, 214*
Eschenbacher, Therese d. j. I, 214n
Eskeles, Bernhard, Freih. v., Bankier II, 244*
Espagnac, d', M. R., Abbé I, 180*
Este, Karl Ambrosius, Erzbischof I, 49n, 50
Esterházy, Nikolaus III., Fürst II, 107*, 247f.*
Esterházy-Noisin, Franziska, Gräfin II, 79n
Etienne, Charl. Guill., Dichter I, 91n
Eugen, Prinz v. Savoyen I, 270n, 294

Euler, Anton, Schneider II, 260 n

F., Bürgermeister I, 180 f.
F—s, Gräfin s. Desfours-Walderode, Johanna, Gräfin
Faber, von, Philipp, Feldmarschalleutnant I, 311
Fadinger, Stefan, Bauernanführer II, 140 n
†Fähding, Jakob, Räuber II, 157 n
Faßbender, Matthias, Staatsrat I, 160 f.*, 170, 314 f.
Fellner, Andreas, Freiherr von, Großhändler I, XXI, 172 ff.*, 181
Ferdinand, Herzog von Anhalt-Cöthen II, 232 n
Ferdinand I., Kaiser von Deutschland I, 205; II, 141
Ferdinand I., Kaiser von Österreich II, 85 n
Ferdinand II., Kaiser v. Deutschland II, 86 n, 87
Ferraris, Josef, Graf, Feldmarsch. II, 119*
Festetics, Franz, Graf II, 296 n
Festetics, Karl Albert, Graf, Offizier und Schriftsteller II, 296 f.*
Festetics, Katharina, Gräfin II, 296 n
Festetics, Magdalena, Gräfin, Schauspielerin II, 295 ff.*
Fichte, Johann Theophil, Philosoph I, 184*
†Firmian, Leopold Max, Graf, Erzbischof II, 236 f.*
Fischer, Kurtisanen I, 55 n
Flaminius I, 93
Flaxmann, John, Bildhauer I, 117*
Florian, Claris de, Jean Pierre, Schriftsteller I, 117
Fontenelle, Bernard le Bovier de, Schriftsteller I, 159, 204
Fouché, Herzog von Otranto, Josef II, 168*
Franul von Weißenthurn, Johanna, Schauspielerin u. Dichterin II, 181*
Franz I., König von Frankreich I, 64; II, 140
Franz I., Kaiser von Deutschland I, 63 n
†Franz I., Kaiser von Österreich I, XII, XIII, XXII, XXXVII, 15, 18, 20 n, 22, 33 n, 37, 42, 63 n, 64, 68 n, 69*, 70 f., 75, 94 n, 113, 123*, 130, 131 n, 137 n, 146, 160 n, 176 f. n, 191 f. n, 244, 253, 255 n, 265*, 267 f., 280 f., 282*, 305, 309, 310, 312, 313; II, 33, 68, 69*, 70 f., 74 n, 80, 81, 84, 85*, 99, 107, 111 n, 122, 123 f., 146 n, 181, 186 ff., 213, 225 n, 232 f., 235, 236 n, 239, 249, 257, 261, 264 n, 272, 273, 274, 278, 280 f., 306 n, 315 ff.
Friederike Wilhelmine Karoline, Königin von Bayern II, 82*, 83 n, 110 n, 111
Friedrich I., Wilhelm Karl, König von Württemberg I, 256 f.*; II, 75 f.
Friedrich II. (der Große), König von Preußen I, 16, 166 n, 287; II, 207 n, 315

Friedrich IV., deutscher Kaiser II, 156
Friedrich IV., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha II, 232 n*
Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz II, 53*
Friedrich VI., König von Dänemark II, 76 f.*, 77 n, 111 n
Friedrich Christian Ludwig Ferd., Prinz von Preußen I, 189*
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen II, 77 f.*, 79, 80, 104 n, 111 n, 231 f.*
Fries, Johann, Reichsgraf von I, 79*, 181
Frint, Jakob, Burgpfarrer, Bischof II, 193*, 233, 234, 235, 236, 264, 271, 272, 278
Fuchs, Ignaz, Graf I, 168 n*

G., Rechnungsadjunkt II, 42 f.
G—l, Prager Juwelier II, 51 f.
G**y, Graf I, 55 n
Gall, Johann Josef, Arzt I, 116*; II, 180
Gall, Josef Anton, Bischof I, 164 n
Gamera, de, Giovanni, ital. Dichter I, 91 n
Gärber, Raimund Vincenz, Mechaniker I, 252 f.*
Garrick, David, Schauspieler II, 148
Gay-Lussac, Josef Louis, Physiker I, 268*
Gebauer, von, Franz, Musiker I, 126 f.*
Geisler, geb. v. Bracht, Josefa, Baronin I, 3 n, 5 n
Gentz, von, Friedrich, Schriftsteller I, 53 n, 56 n, 68 n, 96 n, 191*; II, 190 n, 191*, 266, 279 f., 282 n
Georg III., König von England II, 88
Germanicus, röm. Kaiser I, 224
Geymüller, Johann, Freih. von, Bankier I, 182*
Geymüller, Heinrich, Freih. von, Bankier I, 53 n, 56 n, 80 n
Giebel, geb. von Bracht, Juliane I, 2 n, 4 n
Gilofsky von Uratzova, Kajetan, Beamter I, 28 n
Glatz, Jakob, Pädagog und Schriftsteller II, 180*
Göckingk, von, Leop. Friedr. Günth., Dichter II, 184*
Godl, Frau, Krippenspielerin s. Müller, Barbara
Goethe, Joh. Wolfg. I, 67, 92 n, 118 n, 134; II, 2, 137, 271, 278, 310
„Goldfischchen", Kurtisane II, 258
Görres, von, Guido, Dichter II, 283*
Görres, Joh. Jos. von, Schriftsteller II, 283 n
Gozzi, Gasparo, Schriftsteller I, 303
Gräffer, Franz, Schriftsteller I, 72 n
†Grasel, Johann Georg, Räuberhauptmann II, 156 ff.*
Gregor d. Große II, 16
Greiner, von, Franz, Hofrat II, 266 n
Gresset, Joh. B., Dichter II, 129*

Grillparzer, Franz I, IX, XIIf., 68 n, 102 n, 126 n; II 179, 182, 183 n, 185 f.*, 204, 262 n, 282 n
Grittner, Michael, Sammler II, 92 ff.*
Grolmann, von, Karl Wilh. Georg, General II, 19*
Gruner, von, Karl Justus, Polizeidirektor II, 220 f.*
Gurowsky, Adam, Graf, Schriftsteller II, 3*
Gutherz II, 290 n

H., Frau von I, 48 f.
Habermann, von, Josef, Hofrat und Arzt I, 69*
Hackel, Johann, Glückshafenbesitzer I, 28 n, 35, 36*
Hackel, Katharina I, 36 n
Hafner, Philipp, Dichter I, 68 n
Hager von Altensteig, Franz, Freih., Polizeipräsident I, XX, XXII, 309 f.
Haiduck s. Regenti
Hainoesy, Johanna I, 30 n
Hainoesy, Josef, Sekretär I, 30*, 32
Haller, von, Karl Ludwig, Historiker II, 193*, 280*
Halm, Friedrich, Dichter II, 309 n
Hammer-Purgstall, Josef, Freih. von, Orientalist II, 180*, 190
Händel, Georg Friedr., Musiker II, 101 n
Hanel, Eduard, Erfinder I, 282 f.*
Hardenberg, Karl Aug., Fürst, Staatsmann II, 72 f.
Harrach, Karl Born., Graf, Arzt II, 243*
Hartmann, Phil. Karl, Arzt und Philosoph II, 180 f.*
Hasenhut, Anton, Schauspieler I, 92*
Hassan, türkischer Schneider in Wien II, 290 n, 291 n
Haydn, Josef, Musiker I, 228 f.*, 258 f.
Heard, Isac, Wappenkönig II, 74*
†Hebenstreit, von, Franz, Offizier I, 28 n, 30, 34*
Hegel, Georg Wilh. Friedr., Philosoph I, 20 n
Heidegger, Hans Jakob, Operndirektor II, 148*
Heiduck s. Haiduck
Heine, Heinrich, Dichter II, 252 n, 284
Heller, Anna, Kupplerin I. 55 n
Hellmuth, Johanna s. Hainoesy
Hensler, Karl Friedr., Schriftsteller und Theaterdirektor I, 92*
Heraklit, Philosoph II, 289
Herrmann, Ferdinand, Hofkriegsbuchhalter I, 311
Heun, Karl Gottl. Sam. s. Clauren
Heurteur, Nikol., Schauspieler II, 182*, 183 n
Hiesel, bayrischer s. Klostermeyer, M.
Hippel, von, Theod. Gottl., Schriftsteller I, 256; II, 308
Hoffbauer, Clemens Maria, Mönch II, 263 n
Hoffmann, Ernst Theod. Amad., Dichter II, 180*, 304 n
Hoffmann, Rudolf, Polizeioberkommissär II, 168*

Hogarth, Wilh., Maler I, 117
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Leop. Franz. Em., Fürst, Weihbischof II, 270 n*
Hohenwarth, Sigismund Ant., Graf, Fürsterzbischof II, 234 ff.*
†Hohenzollern-Hechingen, Friedr. Franz Xav., Fürst, Feldmarschall II, 119*, 253 f., 255 ff.
Homer I, 233; II, 185
Hompesch, Ferdin., Freih. v., Johannitergroßmeister II, 114 n
Horaz II, 74, 184 n, 185
Hormayr zu Hortenburg, Josef, Freih. von, Historiker I, 310, 312; II, 180*, 224 n*, 236, 276*
Horváth de Stansith, Susanna s. Révay, Sus., Baronin
Horwart (Horváth), Baronin, Lebedame II, 118 n
Houwald, Freih. von, Ernst Christian, Dichter II, 310
Huber, Franz Xav., Schriftsteller I, 28 n, 32 n
Hübner, österr. Generalkonsul I, XXXVIII
Hueber, Franz, Handelsmann I, 283 n
Hufeland, Christoph Wilhelm, Arzt I, 116*; II, 180
Hund und Alten-Grotkau, Karl Gotthelf, Freih. v. I, 19 n, 23*
Hundsmichel (Mich. Pichler), Kammerdiener II, 250 n

Jacoby, Johann, Politiker II, 143 n
Jacoby, Berliner Kaufmann II 143 n
†Jacquin, Nikol. Jos., Freih. v., Naturhistoriker I, 198 f.*, 279
Jandl, Cassian, Piaristenrektor und Provinzial I, 144 f.*, 147, 150, 153*, 154
Jann, Franz Xav., Hoftraiteur II, 111 ff.*
Jeitteles, Ignaz (nicht A.), Schriftsteller II, 204 n
Jeline, Heinrich, Privatlehrer I, 35 n
Jérôme, König von Westfalen I, 80 n, 86*
Iffland, Aug. Wilh., Schauspiel. II, 181
Imhof, Nikolaus, Hofburgprofoß II, 321 f.*
Johann, Erzherzog I, 131 n, 132*, 133 n, 305, 309, 310 ff., 313, 314; II, 224 n, 243
Johnson, Abenteurer I, 19 n
Joseph II., deutscher Kaiser I, X, XII, 13, 22, 29 n, 43 n, 64, 74 n, 79 n, 94, 168 n, 235; II, 91 n, 187 n, 190 n, 250 n, 271
Joseph Anton Johann, Erzherzog, Palatin I, 273*
„Irrthum", Fürstin I, 140 f.
Isenflamm, Karl, Kaufmann II, 274 f.*, 276, 278

K. (Keil, Therese?), Kurtisane II, 258
K., Major, Magnetiseur II, 265
Kalvin, Johann, Reformator I, 176 n
Kant, Immanuel, Philosoph I, 115, 116; II, 181
Kapistran, von, Johann, Minorit II, 115*

Kara Mustafa, Großvezier II, 140 n
Karl der Große I, 127, 185, 188, 201, 243 n
Karl V., deutscher Kaiser II, 202
Karl VI., deutscher Kaiser I, 16*
Karl X., König von Frankreich II, 187, 237
Karl Friedrich, Großherzog von Baden II, 111 n
Karl Ludwig von Baden II, 82 n
Karl Ludwig Johann, Erzherzog, Feldherr I, 160*, 209, 265 n, 314; II, 194, 250 n
Karoline Auguste, Kaiserin von Österreich I, 137*, 267, 268 n; II, 310 n
Katharina, Königin von Württemberg (früher Prinzessin von Oldenburg) II, 82*, 125 n
Katharina II., Kaiserin von Rußland I, 17*, 123
Kaunitz, Alois, Fürst, Diplomat II, 296 n
Kaunitz, Franziska, Fürstin II, 108 n
Keil, Eleonore, Kurtisane II, 251 n, 261 n
Keil, Leopold, Wollhändler II, 251 n, 261 n
Keil, Therese, Kurtisane II, 258*, 261*
Kepp s. Köppe
Khevenhüller, Franz, Fürst II, 259 n
Kind, Joh. Friedr., Dichter II, 200*, 204
Kisfaludy, Karl, ungar. Dichter I, 247*
Kleinschmid, Friedrich August, Regierungsrat und Dichter II, 200 ff.*
Klostermeyer, Matthias, Räuberhauptmann II, 140*
Klüber, Joh. Ludw., Jurist II, 133 f.*
Koch (Eckard), Siegfr. Gotthelf, Schauspieler I, 92*
Koller, Freiherr von, Franz, Feldmarschalleutnant II, 134*
Kolowrat-Krakowsky, Joh. N. Karl, Graf, Feldmarschalleutnant I, 284*; II, 172
Konstantin Pawlowitsch, Großfürst von Rußland II, 85 ff.*
Köppe, Georg, Bankalaufseher I, 52 n
Köppe, Johanna s. Desfours-Walderode, Johanna, Gräfin
Köppe, Karoline, Kurtisane I, 57 n
Köppe, Katharina, Kurtisane I, 52 n, 55 n
Korn, Maximilian, Schauspieler II, 299*
Korntheuer, Jos. Friedr., Schauspieler II, 182 n*
Kotzebue, von, Aug. Friedr. Ferd., Dichter I, XXXIII, 247; II, 174*, 176, 177, 181
Kowadowsky II, 295 n
Krengel, von, Anna s. Preindl A.
Krengel, von, Ludwig, Offizier II, 260 n
Krüdener, von, Julie, Schriftstellerin II, 193*, 228
Kubasta, Konstantin Buchhändler I, XXXVIII n
Kuffner, Christoph, Schriftsteller und Zensor II, 179*, 200 n

Kunicke, Adolf Friedr., Lithograph II, 176*
Kupferschein, geb. von Bracht, Antonie, Appellationsrätin I, XVIII, 3 n, 4 n
Kurakin, Alex. Borissowitsch, Diplom. I, 289*
Kurländer, von, Franz, Dichter II, 127 n
†Kutschera, Johann, Baron und Feldmarschalleutnant I, 265*; II, 249 f.*

L., Oberarzt II, 61 f.
L., von, Kriegsrat II, 130
L. und Söhne (Leidesdorfer?), Wollhändler II, 244 n*
Lablache, Luigi, Sänger I, 230*
Laczkovics, Johann, Offizier I, 30, 32*, 39, 40
Ladislaus Posthumus II, 140 n
Lafayette, Marie Jos. Paul, Marquis, Staatsmann II, 224 n*
Laharpe, Jean Franç., Schriftsteller II, 230*
Lämmer, Gemäldesammler II, 92 ff.*
Lamy, Bernhard, Polyhistor II, 199*
Lang, Joh. B., Freiherr von, Hofrat I, 292 f.*, 299 f.
Lang, Johann, Kafetier I, 98 n
Langbein, Aug. Friedr. Ernst, Schriftsteller II, 180*, 200, 204
Lange, Josef, Schauspieler I, 92*
Langeron, Andrault von, Graf, russisch. General II, 164*
Lannes, Jean, franz. Marschall I, 209*
Laucher, Antonia, Sängerin I, 230*
Laugier, André, Chemiker I, 198 n
Lavater, Joh. Kasp., Schriftsteller I, 116, 117
Lazansky, Marie, geb. Falkenhain, Gräfin, Obersthofmeisterin II, 111 n
Lebenwaldt, von, Adam, Arzt I, 109 f. n*, 118 n
Leidesdorfer, Edl. von Neuwall, Markus, Wollhändler II, 244n*
Leinberger, Mechaniker I, 261*
Leiningen-Westerburg, August Georg, Graf, Feldmarschalleutnant II, 165 f. n
Leiningen-Westerburg, Christian Ludw., Graf, Oberst II, 165 n, 166 n
Leopold II., deutscher Kaiser I, X, 31 n, 62 f.*, 170 n; II, 235 n
Leopold, Prinz von Neapel, Herzog von Salerno II, 261*, 291 n
Leopoldine, Erzherzogin II, 111 n
Libussa, Königin II, 140 n
Lichnowsky, Eduard, Fürst, Historiker II, 258 n
Lichtenberg, Georg Christoph, Schriftsteller I, XIII, 116; II, 253 n
Liechtenstein, Johann, Fürst II, 268 n
Liechtenstein, Leopoldine, Fürstin II, 79 n
Ligne, de, Karl Josef, Fürst I, 53 n, 54 n, 228 n; II, 118 ff.*, 121
Lilienau, Johann Limbeck, Freiherr von, Geheimrat II, 143 f.*
†Lindenau, von, Karl Friedrich,

Feldzeugmeister I, 165 ff.*; II, 249
Lindenau-Nani, Kurtisane I, 168 f. n
Linnée, von, Karl, Naturforscher I, 116; II, 40 n
Littrow, Josef Joh., Edl. von, Astronom I, 253*
Livia I, 63 n
Livius, Titus, Historiker I, 121
Loudon, Gideon, Freih. von, Feldmarschall I, 294; II, 46 n, 48
Löwenfeld, Josef, Ritter von, Hauptmann II, 13 n
Löwensberg s. Chiolich
Lucca, Herzog von, Karl Ludw. II, 197*
Ludwig I, König v. Bayern II, 90 f.*, 94 f.
Ludwig XIV., König von Frankreich II, 229, 246
Ludwig XVI., König von Frankreich I, 101 f.*; II, 117*, 218 n
Ludwig XVII., Dauphin II, 217 f.*
Luhoc I, 221 n
Luther, Martin I, 176 n

M., Hauptmann (und dessen Frau) II, 170 ff.
Macchiavelli, Niccolo I, 204, 248
Majláth, Graf, Confident II, 79 n
Mälzel, Joh. Nep., Mechaniker I, 229*, 257 ff.*
Marc-Aurel I, 203
Marenzeller, Matthias, Arzt II, 273*
Maret, Herzog von Bassano, Hugues Bernard, französ. Minister I, 264*, 268
Maria Christine, Erzherzogin I, 100 n, 238
Maria Klementine, Erzherzogin II, 110 n, 261*
Maria Louise, Kaiserin der Franzosen I, 221 n, 259, 289 n
Maria Ludovika, Kaiserin von Österreich I, 265, 277 n; II, 107, 110 n, 111
Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar II, 82*, 111 n
Maria Theresia, Kaiserin (1740—1780) I, XIX n, 16 ff., 63 n, 75, 98 n, 179 n, 198 n, 239 n; II, 235 n
†Maria Theresia, Kaiserin von Österreich (1772—1807) I, 38 n, 42*, 65, 66, 67 ff.*, 75 ff.*, 80 n; II, 83
Marialva, Marquis, portugies. Diplomat II, 115*
Martinitz, Franz Karl, Graf I, 18 n
Martinolli (Martinoly), Jos. Franz, Magistratsrat I, 28 n
†Martinovics, Jos. Ign., Abt, Gelehrter I, 30 f.*, 32 f.*
Mathew, Theobald, Mäßigkeitsapostel II, 64*
Maundeville, de, John, Reisender II, 198*
Mausberger, Anton, Buchdrucker II, 197 n
Mausberger, Ludwig, Buchdrukker II, 197*
Maximilian Josef I., König von Bayern I, 137 n; II, 82*, 110 n, 111
Mayseder, Jos., Virtuose II, 295 n

Mederitsch, Johann, genannt Gallus, Komponist I, 126n
Medicis, von, Maria II, 138n
Megerle von Mühlfeld, Joh. Karl, Mineralog, Kustos II, 298*, 299f.
Meißner, Aug. Gottl., Dichter I, 72n
Memmling, Hans, Maler I, XXXVI
Mendelssohn, Moses, Philosoph I, 116
Mengen, Karl, Baron, Offizier I, 54n, 55n
Mériage, französ. Platzkommandant I, 210n, 217n
Mesmer, Anton, Arzt I, 116*; II, 133
Metternich, Klemens, Fürst, Staatsmann I, 133n; II, 278*, 320
Meunier, Peter, Gastwirt I, 228n
†Migazzi, Christoph Bart. Ant., Graf, Kardinal-Erzbischof I, 13f.*
Milder-Hauptmann, Anna, Sängerin I, 229*
Mirabeau, Hon. Gabr. Riquetti, Graf II, 57f.
Miri-Reis I, 59
Moll, Balthasar, Bildhauer I, 63n
Möller, H. F., Dichter I, 91n
Montecuculi, Raimund, Graf, Feldherr II, 161*
Montesquiou, Anatole, Graf II, 218n
Montesquiou, Gräfin II, 218n
Morasch, Josef Ignaz, Rechnungsrat I, 312
Morel, Rosalie, Kurtisane II, 118n
Mosel, Edler von, Ignaz Franz, Schriftsteller, Komponist II, 302*, 304
Müller, Ritter von Nitterdorf, Adam Heinr., Hofrat, Schriftsteller II, 190n, 191*, 266
Müller, Barbara, Krippenspielerin I, 98f.*
Müller, Johann I, 98n
Müller, Johannes, Historiker I, 171n
Müller, Magdalena, Schauspielerin s. Festetics, Gräfin, M.
Müller, Quirin, Fecht- u. Tanzlehrer II, 130*
†Müller, Sophie, Schauspielerin II, 183n, 310f.*
Müllner, Amad. Gottfr. Ad., Dichter II, 182*, 204
Muth, Polizeikommissär II, 157n

Nako, Graf I, 55n
Napoleon I. I, 170n, 177, 184ff., 191n, 197, 200, 201, 208n, 209, 210, 211f.n, 219, 220*, 221n, 223f., 226, 226n, 229, 229n, 237f., 243n, 247f., 249f., 259, 263, 264, 265, 268, 279, 280, 289n; II, 9, 16, 44, 107n, 134n, 163n, 190, 191, 212n, 215, 219, 220n, 226, 315
Narbonne-Lara, Louis, Graf, Diplomat I, 53f.n; II, 118n
Nasal, Leonhard, Piaristenrektor I, 144n
Natorp, Franz Wilhelm, Freih.

von, Großhändler I, 181*; II, 200 n
Naundorf, Karl Wilh., Uhrmacher u. Prätendent II, 217 n, 218*
Necker, Jacques, Staatsmann I, 275*
Neugebauer, Kurtisane II, 251 n
†Neuling, Vincenz, Brauer II, 294 ff.*
Neuwirth, von, Johann, Offizier II, 44 n
Neuwirth, von, Josef, Oberfeldkriegskommissär II, 4 ff.*, 13 f., 32, 33, 35, 36, 38 f., 42, 44, 46, 47, 56, 57, 66
Neuwirth, von, Josef, d. j., Offizier II, 44 n
Nicolai, Christ. Friedr., Schriftsteller I, 13*
Nicolai, Gustav, Schriftsteller I, 13*
Niedersüß, Anna s. Schosulan, Anna
Niedersüß, Magdalena s. Festetics, Gräfin, Magd.
Ninias II, 1
Noailles, Louis Jos. Alexis, Staatsmann II, 73*

Öhlenschläger, Adam Gottl., Dichter II, 262 n
Orczy, Ladislaus, Baron I, 30 n
Orczy, Gräfin (?) II, 79 n
Ostermann-Tolstoi, Graf, Alex. Iwanowitsch, Feldherr II, 40*
Oudinot, Charl. Nicol., General I, 234 n

P., ital. Duca, Sprachlehrer I, 135 ff., 140
P., Herzogin von, I, 135, 136 f.
Pálffy von Erdöd, Johann VI., Graf I, 239*
Palomino y Velasco, Acisclo Ant., Maler II, 57*
Panam, Alex. Pauline II, 118 n
Parish, David, Bankier I, 182*
Passerat, Josef, Generalvikar II, 129*
†Passy, Anton, Geistlicher, Schriftsteller II, 129*, 233 n, 283 f.*, 285 ff., 293
Paul I., Kaiser von Rußland II, 85 n, 120 n
Paul, Jean, Dichter II, 308
Paulich, von, Franz, Oberst II, 112 f.*
Paulus, Polizeiconfident I, XXIII
Pellico, Silvio, Schriftsteller II, 207 f.*
Pergen, Joh. Bapt., Graf, Staatsmann I, 29 n, 38*
Perinet, Joachim, Schriftsteller I, 92 n
Persa, von, Alois Polizeidirektor I, XXX; II, 262 n
Persius, Schriftsteller II, 271
Pestalozzi, Heinrich, Pädagog I, 115, 116
Peter I., Kaiser von Rußland I, 149 n; II, 78, 229
Petrasch (Betrasch), Sekretär II, 247 f. n
Petrovich, Miloje II, 15 n
Petrowitsch, Georg s. Czerny, Georg

Pfleger, Ritter von Wertenau, Ignaz, Oberkommissär I, 55 n
Phidias I, 82
Philipp von Burgund II, 84
Philipp II., König von Spanien I, XXXVI
Pichler, Andreas, Regierungsrat II, 266 n
Pichler, Karoline, Dichterin I, X f., XXXVIII; II, 266 f.*
Pichler, Mich. s. Hundsmichel
Piére (Pierre), Krippenspieler I, 99 f., 303 f.
Pignatelli, herzogl. Familie I, 135 ff.
Piroli, Tommaso, Kupferstecher I, 117 n
Pitaval, Franç. Gayot de, Jurist I, 20
Pitt, William d. j., Staatsmann I, 295
Playdeux, Maria Ludovica, Kurtisane II, 247 f.*
Playdeux, Natalie II, 248 n
Playdeux, Virginia II, 248 n
Pley, von, Adjutant d. Erzh. Johann I, 311 f.
Polioketes s. Demetrius
Pompejus I, 93
Poniatowski, Josef, General I, 47 n; II, 176
Prandstätter, Martin Josef, Magistratsrat, Dichter I, 28 n, 29 n, 34 ff.*
Praxiteles II, 91 n
Preindl, Alfred II, 258 n
Preindl, Anna, Kurtisane II, 258 ff.*
Preindl, Elisabeth II, 258 n
Preindl, Friedrich II, 258 n
†Preindl, Maria, Kurtisane II, 258 ff.*
Preindl, Maria, d. j. II, 258 n
Preindl, Peter, Rechnungsoffizial II, 258 ff. n
Price, Kunstreiter I, 93 n
Price, Rosalie s. Bach, de, Ros.
Probus, röm. Cäsar I, 93
Prokesch-Osten, Anton, Freih. von, Feldzeugmeister, Schriftsteller II, 190*
Pückler-Muskau, Hermann Ludw. Heinr., Fürst I, 72 n
Putbus, Fürst zu I, XXXVI
Pyrker von Felsö-Eör, Joh. Ladislaus, Erzbischof, Dichter II, 180*

R., Kriegsbeamter und Lithograph II, 176*
R., Rat II, 275 ff.
Rabener, Justus Gottfr., Schriftsteller I, 116
Raimund, Ferd., Dichter II, 274 n, 275 n
Raphael, Maler II, 260 n
Rasumowsky, Fürst, Andreas I, 227 f. n; II, 120 ff.*
Rauch, Anton, Pelzwarenhändler, Beamter I, XXI f., XXIII, XXIV, XXV, 88 n
Rauch, geb. von Bracht, Susanne, verwitw. Schönholz s. Schönholz, Susanne
Razout, Jean Nic., Graf, General I, 210*, 216
Regenti, Gymnastiker II, 88* 130*

Reich, Franz, Kaufmann I, 211 f. n*
Reich, Johann Georg, Kaufmann I, 212 n
Reich, Josef, Kaufmann I, 212 n
Reich, Maria Anna I, 212 n
Reichstadt, Herzog von II, 187 n, 218 f.*, 273 n
Rein, Niklas, Kupferstecher I, XXV
Rembrandt, Maler II, 260 n
†Retzer, Freih. von, Josef Friedr., Schriftsteller, Hofsekretär II, 305 ff.*
Révay, Franziska, geb. Gräfin Brunswick, Baronin I, 50 n
Révay, Moses, Baron I, 49 n
Révay, Paul, Baron I, 49 ff.*, 58, 59 f., 61
Révay, Susanne, geb. Horváth de Stansith, Baronin I, 49 f. n
Reyberger, Anton (Karl), Abt II, 234*
Reynier, Jean Louis Ebnezer, franz. General I, 241*
Riedl, Andreas, Freiherr von I, 28 n
Ritter, Karl, Geograph II, 193 f.*
Rohan, Louis René Edouard, Fürst I, 61*
Rohr, Freiin von, Theresia s. von Bracht, Theresia
Rollmann s. Müller, Quirin
Roncier, Gendarmeriekapitän I, 216, 217
Ronconi, Domenico, Sänger I, 229*
†Rosenberg-Orsini, Franz Seraph, Fürst, Feldmarschalleutn. II, 131 f.*, 250 ff.*, 253, 261 n
Rosentretter von Rosentritt, Josef, Paßprotokollist II, 145 ff.*, 156, 170
Rosentretter von Rosentritt, Karl, Gubernialsekretär II, 145 n
Rosner, Elisabeth, Hebamme I, 24 n
Rothschild I, 173; II, 80 n
Roulmond, Ferdinand s. Müller, Quirin
Rousseau, J. J., Philosoph I, 116, 135
Rudolf, von, Theodor Hermann, Auditor I, 284 ff.*
Rürner (Rirner), Georg I, 307

S., österr. General II, 297 f.
Saar, von, Ferdinand, Dichter I, XXVI
Saar, von, Marianne, geb. Rothbauer I, XX, XXI, XXVI n
Saar, von, Joh. Friedr., Hofrat I, XX ff., 87 f. n
Saar, von, Joh. Friedr., d. j. I, XXI, XXIII, XXVI n
Sabit-Bey, türk. Major II, 293 n*
Sachetti, Vincenz, Maler I, 100 n
Sachsen-Coburg-Gotha s. Friedrich IV.
Sagan, Herzogin von, Doroth. s. Curland
Saint Priest, Malteserritter II, 114 n
Salieri, Ant., Musiker I, 91 n
Salm-Salm, Konstantin, Fürst II, 232 n*

Salzmann, Christian Gotth., Pädagog I, 255n
Sand, Karl Ludwig, Student I, XXXIII; II, 174n, 177
Santerre, Claude, General I, 102
Saphir, Mos. G., Schriftsteller II, 297n
Sartorius, Franz Ludw., Expeditionsdirektor I, 294f.*
†Saurau, Franz Josef, Graf, Staatsmann I, 29f.*, 35n, 36ff., 40f.*, 153f.*
Scherer, Joh. Bapt. A., Naturhistoriker I, 149f.n*
†Schickh, Johann, Redakteur I, XXXIIIf., XXXVI; II, 194*
Schiller, Adam († 1819), Bürger zu Wiener-Neustadt, Magistratsrat I, 311
Schiller, Friedrich I, 118n; II, 187*, 271
Schilling, Friedr. Gust., Schriftsteller II, 179*
Schlegel, von, Karl W. Friedrich, Schriftsteller I, 191*; II, 190n, 191*, 266
Schloissnig, Freih. von, Joh. Bapt., Jurist I, 37f.*; II, 146n
Schlözer, Aug. Ludw., Schriftsteller II, 307
Schmid, Joh. Mich., Gelehrter II, 125f.*
†Schmutzer, Matthäus, Hofzeichenmeister I, 128f.*, 132f., 140; II, 242
Schneller, Julius Franz Borgias, Historiker II, 190*, 283n
Schön I, 228n
Schönholz, von, Franz Christian, ungarischer Hofkammerrat I, XVIIIn, XIXn, 239n
Schönholz, von, Franz Xav., Militärverpflegsoberverwalter I, 238ff.*, 292f.
Schönholz von, Friedrich Anton
I, 24, Geburt
I, 76f. Bewirbt sich um einen Stiftplatz, Vorstellung bei der Kaiserin Maria Theresia
I, 86ff. Kindheitseindrücke
I, 112ff. Erster Unterricht
I, 142ff., 193n Bezieht das Gymnasium, Aufenthalt im Löwenburgischen Konvikt
I, 240ff. Reist im J. 1809 angeblich nach Ungarn
I, 288ff. Tritt in den Staatsdienst, provisorisch beim Hofkriegsrat
II, 4ff. Reist in Böhmen als Angestellter beim Hofkriegsrat, angeblich i. J. 1813
II, 32ff. Aufenthalt in Lieben, Saaz (35), Kommotau (35), Teplitz (43), Chrudim (51), Prag (51ff.)
II, 67ff. Nimmt Anteil (?) am Wiener Kongreß
II, 134ff. Beim Hofkriegsrat, fordert seine Entlassung (137)
II, 145ff. Tritt bei der Prager Stadthauptmannschaft ein
II, 174ff. Anlauf zum Schriftsteller
II, 176f. Broschüre auf Kotzebues Ermordung
II, 178 Gedicht auf das Wochenbett einer Gönnerin

II, 183 f. Versucht sich in der Schicksalstragödie
II, 194 f. Schreibt eine Schauernovelle, Beziehung zu Joh. Schick
II, 197 Schreibt eine Vorrede zu einer „Anthologie für Schulen"
II, 198 ff. Versucht eine Geschichte Jerusalems zu schreiben
II, 199 ff. Konflikte mit der Zensur
II, 222 Besucht Brünn
II, 225 Ist in Mailand
II, 226 Weilt in Graz
II, 242 Kehrt i. J. 1825 angeblich aus dem Ausland nach Wien zurück
II, 284 ff. Beziehungen zu den Redemptoristen
II, 284 Will ein histor. Trauerspiel schreiben
II, 299 f. Leitet die Liebhaberbühne von J. K. Megerle v. Mühlfeld
II, 300 Schreibt ein vieraktiges Lustspiel für das Burgtheater
II, 301 ff. Sein Verhältnis zum Burgtheater
II, 305 Schreibt ein neues Lustspiel
II, 307 und 310 Will auf längere Zeit verreisen
Schönholz, von, Johann, Beamter I, XVIII f.*, XXI, XXVII, XXXI
Schönholz, von, geb. von Bracht, Susanne I, XVIII ff., XXVIII, XXXI, 2 f. n, 4 n, 12 n, 87 f. n, 121, 136, 155 f. n; II, 200 n
Schönholz, N. N. (Geschwister des Friedr. Anton) I, XXI, XXII, XXIII, XXIV, XXV, XXVII, 155 n
Schönholz, von, Frau des Friedrich Anton I, XXXI
Schosulan, Anna, Tabakverlegerin II, 295 n
Schreyvogel, Josef, Schriftsteller I, XL; II, 179*, 266, 302 ff.*, 310 f.
Schröder, Friedr. Ludw., Schauspieler I, 92*
Schuler, J. G. und Komp., Großhändler II, 274 n
Schumann, von, Heinrich, k. k. Kreiskommissär II, 309
Schuster, Ignaz, Schauspieler I, 56 n
Schwarzenberg, Friedrich, Fürst II, 258 n
Schwarzenberg, Karl Phil., Fürst, Feldherr I, 289; II, 32, 77 n, 255*
Schwegler, Anton, Piarist I, 147 ff.*
Scott, Walter, Dichter II, 204
Sedlnitzky, Josef, Graf I, 312 f.
Seidl, Joh. Gabr., Dichter II, 179*
Seneca, Philosoph II, 139
Sessa, Karl B. Alex., Schriftsteller II, 244*
Sheridan, Richard Brinsley, Schriftsteller I, 49
Siber, Franz, Freih. von, Polizeidirektor I, XXIV, 87 n; II, 200*
Sidney Smith, Sir, William,

Admiral II, 107 f.*, 113 f.*, 120
Sieber, Johann Anton, Juwelier II, 107*
Sigoves, König der Bituriger II, 1*
Simbschen, Josef Anton, Baron, Feldzeugmeister II, 14 f.*
Simoni, Josef, Sänger I, 70 n
Sobiesky, Johann, König von Polen II, 140 n
Sommariva, Hannibal, Marquis, General II, 255 ff.*
Sonnenfels, von, Josef, Hofrat II, 147 n f.
Southwell, Sekretär I, 101
†Spendou, Josef, Dompropst I, 164 ff.*
Spieß, Christian Heinr., Schriftsteller I, 117*
Spindler, Karl, Schriftsteller II, 272*
Spinoza, Baruch, Philosoph II, 244
†Stadion-Warthausen, Johann Philipp K., Graf, Minister I, 170*
Staël, Anna, Louise-Germaine, Baronin, Schriftstellerin II, 57, 155
†Stangel, Ignaz, Räuber II, 157 n
Staray, Graf I, 49 n
Starhemberg, Heinrich, Graf I, 53 n
Staudenheim, Ritter von, Jakob, Arzt II, 273 n*
Stegmayer, Matth., Schriftsteller I, 93 n
†Steigentesch, Aug., Freih. von, Dipl. und Dichter II, 77*
†Steiger, Edler Am Stein, Anton David, Montanist I, 130 ff.*, 305, 306 ff., 311, 313 f.
Stein, Karl, Freih. von, Staatsmann II, 220 n
Steinsberg, Karl Franz Guolfinger, Ritter von, Schriftsteller I, 92*
Steward, Charles William, Marquis of Londonderry, Diplomat II, 74*
Stifft, Andreas Jos., Freih. von, Staatsrat und Arzt I, 68*; II, 243, 272 f.*
Stipsics zu Ternowa, Josef, Freih. von, Feldmarschalleutnant I, 180 f.*
Stolberg, Friedr. Leop., Graf zu, Schriftsteller II, 201 n
Stoll, Maximilian, Arzt II, 273 n
Storch, Hebamme I, 24 ff.*
Stoß, Leopold, Buchdrucker I, 36 ff.*
Strabo II, 66
Stuart, Charl. Will. s. Steward
Stubitza, Alchymist II, 92 n
Stuwer, Joh. Georg, Feuerwerker II, 112 n
Sue, Eugène, Schriftsteller I, 274*
Suleiman (Soliman) II, Sultan I, 225
Susanne, Magd I, 20, 103 ff., 109, 118
Swieten, van, Gerhard, Arzt I, 45 n
Swift, Jonathan, Schriftsteller I, 116, 278
Széchényi-Guilford, Karoline, Gräfin II, 79 n

Szentmariay, Franz, Advokat I, 30*
Szigray, Jakob, Graf I, 30*, 32*

Tacitus, Historiker I, 121, 202
Taglioni, Filippo, Ballettmeister I, 229*
Talleyrand, Charl. Maurice, Staatsmann, Fürst II, 72*, 73, 117, 121, 212n, 248n
Taroni, Cafetier I, 167*, 168
Tausendguldenkraut s. Preindl, Marie
Tell, Peter, Tischlermeister I, 212*
Thomson, Jakob, Schriftsteller I, 116f.
Thugut, Franz Maria, Freiherr von, Minister II, 236*
Thürheim, Konstantine, Gräfin II, 249n
Thürheim, Louise, Gräfin I, 76n
Tieck, Joh. Ludw., Dichter I, 92n
Tilly s. T'serclaes
Titus, röm. Kaiser I, 93
Tizian, Maler II, 93
Trajan, röm. Kaiser I, 93
Traun u. Abensberg, Otto Ferd., Graf, Feldherr I, 16*
Trauttmannsdorff = Weinsberg, Ferdinand, Fürst, Oberstlhofmeister II, 99*, 112, 113
Trauttmannsdorff = Weinsberg, Joh. Nep. Nord., Oberststallmeister II, 99*
Trenk, von der, Freih., Friedr., Abenteurer II, 207*
Trentsensky, Matth., Industrieller II, 176*
Treyden, Freimaurer I, 19n
T'serclaes, von, Gerhard Josef, Major I, 45ff.*
T'serclaes, von, Josef, Oberst I, 45n

Urményi, Josef, Freih. v., Staatsmann I, 274*

Vandamme, Dom., General I, 234n
Varnhagen von Ense, Aug., Schriftsteller II, 102n
Vauban, Sebastien, Le Prestre de I, 243
Vécsey, von, Johann, Generalmajor II, 254f.*
Veith, Joh. Em., Priester, Schriftsteller II, 270*, 280*
Vendôme (?), franz. General I, 234n
Veneziano, Domenico, Maler II, 57*
Vidocq, Eug. Franç., Polizeiagent II, 168*
Vigano-Medina (Mayer), Josefa Maria, Tänzerin I, 25*
Vogel, Josef, Bildhauer (Mechanik) I, 312
Vogel, Wilhelm, Schauspieler, Schriftsteller II, 304n
Vogl, Joh. Michael, Sänger I, 230*
Voltaire, Franç. Marie Arouet de, Schriftsteller I, 116; II, 80, 306n

W—r, Müller I, 178, 181
W—t, Kammerherr I, 48f.
Wallenstein, Herzog von Friedland II, 32, 140n

Wallis, Josef, Graf, Minister I, 175 ff.*
Walpole, Horace, Schriftsteller I, 166
Weidmann, Franz Karl, Schriftsteller I, XXXVI
Weigl, Josef, Komponist I, 91 n
†Weinbrenner, Josef Paul, Reichsfreiherr von, Großindustrieller I, 39 f.*
Weinholz, Wilhelm, Physiker I, 261*
Weinmüller, Karl Friedr. Kl., Sänger I, 230*
Weißenwolff, Nikolaus, Graf, General I, 227 n
Welcker, Karl Theodor, Jurist II, 205 n
Wellington, Arthur Wellesley, Herzog von, Feldherr II, 19, 74*, 84 n
†Werner, Zacharias, Dichter I, 118; II, 126 ff.*, 238, 283 n
†Wessely, Martin, Wirt I, 237 f. n
Wetzlar von Blankenstern, Franziska, geb. Freiin von Beck, Freiin von II, 290 n, 291
Wetzlar von Blankenstern, Johann Adam, Freiherr, Offizier II, 290 ff.*
Wetzlar von Blankenstern, Katharina, Freiin s. Festetics, Gräfin, Katharina
Wetzlar von Blankenstern, Heinr. Adolf Erasmus Joh. Adam, Freiherr s. Sabit-Bey
Wieland, Christoph Martin, Dichter I, 117
Wilhelm (von Holland), deutsch. Kaiser I, 259
Wilhelm I., König von Württemberg I, 137 n; II, 76*, 82 n
Wilhelm, Erzherzog I, 168 n
Wimmer, Jakob, Freih. von, Armeelieferant I, 179 f.*
†Windischgrätz, Alfred Cand. Ferd., Fürst, Feldmarschall II, 87*, 88 ff.
Wiser, Otto, Piaristenprovinzial I, 153 n, 155 n
Wit-Dörring, Ferd. Johann, Schriftsteller II, 218*
Witthauer, Friedrich, Schriftsteller II, 194 n
Wlasta, böhm. Amazone II, 140 n
†Wohlleben, Stefan, Edler von, Bürgermeister I, 211*
Wolfsohn, Siegmund, Mechaniker I, 232 f.*
Wolkenstein, Gräfin I, 63 n
Wolstein, Joh. Gottl., Thierarzt I, 28 n
Wratislaw, Antonie, geb. Kinsky, Gräfin I, 76 f.*
Wrbna, Dominik, Graf II, 258 n
Wurm, Ferdinand Albert Alois, Schauspieler II, 298*
Wurmser, Dagob. Sigm., Graf, Feldmarschalleutn. I, 294
Württemberg, Ferd. Friedr. Aug., Herzog von, Feldmarschall II, 88 f.*, 249*

Xerxes I, 224

York, Friedrich, Herzog von II, 88*
Young, Eduard, Schriftsteller I, 116

Ypsilanti, Alexander, Fürst II, 221*

Z., Stabsarzt II, 48 f., 55, 58 ff.
Zahlbruckner, Joh. Bapt., Sekretär d. Erzh. Johann I, 312
Zelleshuber, Amalie, Schauspielerin II, 297 n
Zichy, Julie, Gräfin II, 79 n, 111* n
Zichy, Karl, Graf, Staatsmann I, 176 n; II, 84 n, 111 n
Zichy, Marie, Gräfin II, 79 n
Zichy, Sophie, Gräfin II, 79 n
†Ziegler, Friedrich Julius Wilhelm, Schauspieler u. Dichter II, 181*, 300 ff.*

*

Inhalt

Siebenter Abschnitt

Seite

1. Zur Philosophie der Kriegführung. — Über Massenkriege und ihre Bedeutung in der Vergangenheit und Zukunft. Eine Visitationsreise. Rekrutierungsangelegenheiten 1

2. Untersuchungen an der Kehrseite der österreichischen Soldaten. — Der Depotskommandant. Die polnische Ohrfeige. Stockprügel- und Spitzrutentheorie und ihre praktische Anwendung. Anekdoten 13

3. Zustände im Rücken der Armee. — Verpflegswesen und Betrieb. Der Oberfeldkriegskommissär Bundschuh und einige Konflikte mit demselben. Der Grenzkordon. Die Bäckerei und der kostspielige Gartenzaun. Szenen nach der Schlacht von Culm. Das Fouragemagazin und seine Wächter 32

4. Anti-Lazarus. — Konterfei eines Normalhospitals. Der Kommandant. Der Stabsarzt. Der Kriegskommissär. Der Oberarzt. Der Sanitätsoffizier oder Totenkäfer. Böhmische Exzesse. Charakteristiken und Anekdoten 45

Achter Abschnitt

1. Nebelbilder und Transparente vom Wiener Kongreß. — Vorspiele. Die Rückkehr des Kaisers. Ankunft der Areopagiten. Historische Charaktere im Hohlspiegel der Volksansicht. König Friedrich von Württemberg. König Christian von Dänemark. Kaiser Alexander, König Fried-

Seite

rich Wilhelm III. und Großfürst Konstantin. — Anekdoten. — Der Kronprinz Ludwig von Bayern und der Bildernarr 67

2. Fortsetzung. — Über die Macht des Kostüms. Wiener Physiognomien während des Kongresses. Der Burghof. Die Bürgergarde. Der Pöbel. — Die Feste: Das militärische Diner; die Redouten; die Schlittenfahrt; ein sogenanntes Volksfest im Augarten; der Malteserball; das Karussell. 97

3. Episoden. — Talleyrand und das Requiem. Prinz de Ligne und sein Leichenbegängnis. Graf Rasumowsky und der Palastbrand. Zacharias Werner. Die lebendigen Götzenbilder eines unnennbaren Kultus 117

Neunter Abschnitt

1. „Politische" Studien. — Somnambulism des Volksgeistes. Rechnungswesen. Der wohlriechende Antiquar. Die Prager Stadthauptmannschaft und ihr Polizeisystem. Hofrat von Lilienau. Hauptmann von Czechenherz. Der Paßprotokollist und seine Schattenspiele. Kriminalanekdoten. Tragische und komische Geschichten 133

2. Beschluß derselben. — Öffentliche Sittlichkeit. Der Räuberhauptmann Grasel. Abenteuer. Eine Militärrevolution. Anekdoten 156

Zehnter Abschnitt

1. Anlauf zum Schriftsteller. — Literaturzustände. Der Lithograph als Verleger. Der öffentliche Dienst und die Belletristik. Müllners Schuld als politische Stimmgabel. Eine Theateranekdote. Grillparzer und sein erstes Auftreten. Kaiser Franz und die Literatur. Anekdoten. Schneller . . 174

2. Eine literarische Kalamität. — Zweiter Versuch als Novellist. Schick. Der Atzessist und sein doloses Treiben. Unerwarteter Konflikt mit der hohen Polizei. Der Regierungsrat K. als Inquirent. Die Voruntersuchung und ihr Resultat. Betrachtung 192

3. Kerkerskizzen. — Über Kerkernovellen und den Geschmack am Grauenhaften. Volksaberglauben in Kriminalsachen. Die eiserne Jungfrau; die rote Schnur um den Hals; nächt-

Seite

liche Hinrichtungen. Dämonische Macht der Laterne. Ein Exekutionsmärchen. Ein Besuch im Polizeiarrest. Ludwig XVII. Ein Pariser Stoßvogel im Käfig. Über Österreichs Gefängniswesen. Ein Besuch auf dem Spielberg. Die Auktion einer Karbonari-Garderobe. Kerkeranekdote . . . 207

Elfter Abschnitt

1. Kirche, Sitte, öffentliche Meinung. — Die heilige Allianz und ihre praktischen Folgen. Die Stifter des Bundes und ihre Auffassung der christlichen Idee. Anekdote. Religiöse Strömungen. Die Erzbischöfe Graf Hohenwarth und Graf Firmian; der Hofburgpfarrer Frint. Fastenedikt. Der Kaffeeklub als öffentliche Meinung über Juden, Mätressen, Jesuiten und unbeliebte Machthaber. Anekdoten. Militär-Perspektiven. Der Prinz und der Marquis. Ein sonderbarer Regiments-Kommandeur. Der Hader wegen Grenadiermützen. Die Kurtisanen. Das Goldfischchen und das Tausendguldenkraut. Der verwegene Gruß 227

2. Fortsetzung. — Die Kongregation. Eine seltsame Whistpartie. Schlegel. Das Magdalenenstift. Fürst Hohenlohe und der Lahme. Kirchliche Exorbitanzen. Baron Stifft. Der Menschenfeind. Der offizielle Topfgucker und seine Traditionen 262

3. Konfessionelle und dramatische Studien. — Politische und religiöse Renegaten. Gentz, Haller. Der arme Poet. Pater P. und seine Restaurationspläne. Das Kloster. Die Kolportrize der Kongregation und Pietisten. Ein Konventikel im Gasthofe. Der Türkennarr. Liebhaber- oder Haustheater bei Brauer N., General S. und Hofrat M. Dramaturgische Versuche. Der Hofschauspieler und Dichter Ziegler. Der Hoftheatersekretär Schreyvogel. Verhandlung mit meinem Zensor. Eine Hoftheaterprobe. Schluß . . . 279

Anhang: Die Audienzen des Kaisers Franz I. 313

Verzeichnis der Bilder 332

Sachverzeichnis in bezug auf Wien und Niederösterreich . . 334

Personenverzeichnis 337

Inhalt 359

*

Dieses Werk wurde im Auftrag von Georg Müller in München in der Druckerei von Mänicke und Jahn in Rudolstadt hergestellt. Gebunden nach Entwürfen von Paul Renner bei Hübel & Denck in Leipzig. Außerdem wurden 150 Exemplare auf van Gelder Bütten abgezogen und in der Presse numeriert.